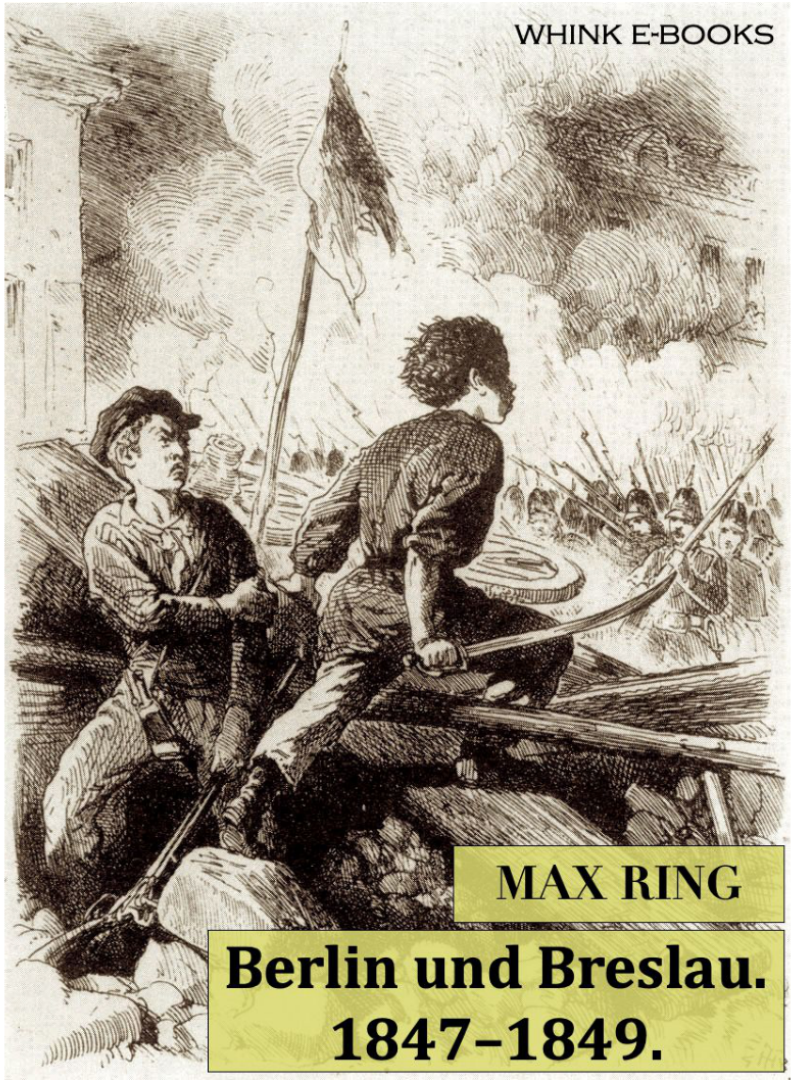
WHINK E-BOOKS



MAX RING

Berlin und Breslau. 1847–1849.

BERLIN UND BRESLAU. 1847—1849.

Roman

von

Max Ring

Breslau:
Verlag von Joh. Urban Kern.
1849.

Impressum | Copyright

whink e-Books unterliegen (außer in den gemeinfreien Teilen) den Urheber- und Leistungsschutzrechten, insbes. dem § 70 des UrhG. Die Nutzung dieses e-Books ist ausschließlich zu privaten Zwecken erlaubt; es darf ansonsten weder neu veröffentlicht, kopiert, verteilt, vertrieben noch irgendwie anders verwendet werden ohne ausdrückliche schriftliche Genehmigung.
whink e-Books werden ohne jegliche Gewährleistung kostenfrei angeboten.

© 2025 whink e-Books | wolfganghink
whink44@posteo.de

Inhalt

Titelseite
Impressum | Copyright
Erster Band: Marie
[Widmung]
Erstes Buch.
Das Geständniß.
Ein Ministersalon im Jahre 1847.
Der Legationssekretair.
Adolphus Hirsch.
Madame Werner.
Marie.
Die Kommunisten.
Die Stadtvogtei.
Die Gräfin.
Zweites Buch.
Die Aristokraten.
Die Versuchung.
Der Genesene.
Der erste Ausgang.
Modernes Stillleben.
Ein Klub.
Ein alter Freund.
Ein Liebender.
Das Todtenbett.
Die Entdeckung.
Ein armes Kind.
Zweiter Band: Wanda
Erstes Buch.
Der Pietist.
Die Zündnadelgewehre.
Das Irrenhaus.
Der Zeughaussturm.
Die Deputirten.
Arbeiter und Aristokrat.
Die Samaritanerin.
Der Bruch.

Der Schatten.
Ein Wiedersehn.
Der Adel.
Der Abschied.
Zweites Buch.
Die Stadtverordneten.
Der Vormund.
Die Steuerverweigerung.
Die Generalin.
Die Cavalcade.
Ein Putsch.
Ein Volksmann.
Die Flucht.
Die Versöhnung.
Anmerkungen
Zu diesem E-Book

ERSTER BAND:
M A R I E

Seinem Freunde

A d o l p h L e s s e r .

Erstes Buch.

[1-1]

Das Geständniß.

In einem kleinen ärmlichen Stübchen auf der Niederwallstraße saß ein schlankes Mädchen von 19 Jahren gebückt über ein Stickmuster, welches sie beim Scheine einer spärlichen Lampe nach einer vorliegenden Zeichnung kolorirte. Die Lampe, welche auf dem plumpen, roth angestrichenen Tische stand, verbreitete über das weiße Blatt und das zarte Gesicht des Mädchens einen grellen Lichtkreis, während der übrige Raum in Dunkelheit gehüllt war. Von Zeit zu Zeit tauchte das fleißige Kind ihren Pinsel in die vor ihr stehenden Farbennäpfe und füllte die noch weißen Stellen des Blattes bald mit rother, bald grüner oder schwarzer Tusche aus. Das traurige, mechanische Werk, zu welchem sie ihre Lage verdammte, schien ihr nach grade immer beschwerlicher zu fallen, zuweilen machte sie eine kleine Pause und hielt den Pinsel zögernd in ihrer Hand, zuweilen stieß sie einen leisen Seufzer aus, eine unbewußte Klage über ihr Geschick, dann erhob sie ihr Köpfchen wieder, [1-2] das von einer reichen Fülle blonder Locken umgeben war, als lauschte sie auf ein Zeichen, einen Ton, den sie länger, als eine halbe Stunde schon erwartete. In der Stube war Alles still, nur das eintönige Picken der Wanduhr ließ sich vernehmen, und der Athem eines schlummernden Weibes, welche in einer Ecke des Zimmers auf einem ärmlichen Bette lag. Endlich ertönte unter dem Fenster eine bekannte Melodie, welche mit einem grellen Pfeifen schloß. Das Mädchen sprang, wie von einem elektrischen Schlage getroffen von ihrer Arbeit auf, warf einen furchtsamen lauernden Blick nach dem dunkeln Winkel, wo die Mutter schlief und schlich leise, kaum vernehmbar von ihrem Sitze der Thüre zu. Trotzdem sie jedes Geräusch vermied, erwachte das leise schlummernde Weib, welches sich in ihrem Bette aufrichtete und mit der eigenthümlichen schwachen flüsternden Stimme, die den Brustkranken gewöhnlich

eigen, der Hinauseilenden zurief: »wohin Marie und noch so spät?« »Ich will Licht holen, die Lampe geht mir aus und die Arbeit für Löwes muß bis Morgen fertig werden, wie Du weißt,« stotterte das erröthende Kind. »Du hättest zeitiger daran denken sollen, ich will nicht, daß Du so spät noch ausgehst, es schickt sich nicht,« antwortete die besorgte Mutter, welche in ihrem Herzen einen Verdacht zu hegen schien, den sie nicht auszusprechen wagte. Diese wenigen Worte [1-3] wurden von einem kurzen trockenen Husten begleitet, welcher die Kranke verhinderte weiter zu sprechen. Während des Anfalls hatte Marie bereits die Thüre leise geöffnet und war hinausgeschlüpft. Die Mutter, nachdem sie vergebens auf eine Erwiederung gewartet, seufzte schwer auf, schüttelte unwillig den Kopf und sank dann im Gefühle ihrer Ohnmacht und Hülfslosigkeit der ungehorsamen Tochter gegenüber murmelnd auf das Kissen nieder. Unterdeß war Marie die dunklen Treppen hinabgeeilt, an der Hausthür erwartete sie ein junger Mann, in seinen Mantel gehüllt. Eine in der Nähe befindliche Laterne beleuchtete schwankend ein fein aristokratisches Gesicht. Das Mädchen trat an ihn heran, faßte seine Hand und drückte sie. »Du hast mich lange, lange warten lassen,« sagte sie im vorwurfsvollen Ton. »Geschäfte, leidige Geschäfte,« antwortete zerstreut der junge Mann. »Ich kann nur einige Augenblicke bei Dir sein, Karl,« flüsterte das Mädchen; »die Mutter ist wach und glaubt, ich wäre zum Kaufmann an die Ecke gegangen. Ach! ich habe Dir so viel zu sagen, doch wir wollen vom Hause fort gehn, daß uns Niemand sieht, der mich kennt.« Der Mann nahm ihren Arm und ging stillschweigend neben dem Mädchen her, welches anmuthig plaudernd ihn von ihrem Tagewerk unterhielt, glücklich in der Nähe des Geliebten, der ihrem kindlichen Geschwätz nur [1-4] geringe Theilnahme zu schenken schien und ihre Liebkosungen kaum beachtete. Endlich fiel selbst dem hingebenden Mädchen diese ungewohnte Kälte und Zerstreutheit auf; mit besorgtem Tone frug sie: »Du bist krank, oder ein Unfall hat Dich heut betroffen, Du redest nicht mit mir und erwiederst kaum den Druck meiner Hand.« »Ich habe heute den ganzen Tag über unangenehme Geschäfte gehabt,« entgegnete er, »ich bin verstimmt und nicht aufgelegt. Als ich nach Hause kam, fand ich Deinen Brief vor, Du wolltest mich sprechen und deswegen suchte ich Dich auf.« »Ich kam Dir wohl ungelegen,« fragte das schüchterne Mädchen. »Ich muß gestehn, daß ich mich nur auf wenige Minuten abstehlen konnte, fasse Dich

daher kurz, wenn Du mir etwas zu eröffnen hast. Nur verlange kein Geld von mir, ich habe seit Kurzem Unglück, viel Unglück im Spiel gehabt, und so gern ich Dich und Deine Mutter unterstützen wollte, so bin ich heute wirklich außer Stand; jedoch in einigen Tagen, vielleicht künftige Woche.« — »Aber,« unterbrach das Mädchen den Rücksichtslosen, »Du weißt, wie selten, wie ich nur in der äußersten Noth meine Zuflucht zu Dir genommen.« »Schon gut,« lautete die rauhe Antwort, »ich bin überzeugt, daß Du vernünftig sein wirst, sage mir also schnell, was Du verlangst.« »Nur jetzt nicht, nur jetzt nicht,« rief Marie, »das Geheim[1-5]niß, welches ich Dir zu eröffnen habe, muß Dich in einer andern Stimmung treffen, lieber der Tod, als Dir es jetzt entdecken. Wenn Du wieder mein Karl, mein guter Karl bist, wenn Du nicht finster blickst, wie jetzt, sondern heiter und freundlich, wie in den ersten Tagen meines Glückes, sollst Du Alles erfahren.« »Aber, wenn ich es verlange, wenn ich von Dir fordere, daß Du heute und zwar im Augenblicke mir Alles sagst, warum Du mich zur ungewohnten Stunde herbeschieden,« fragte der junge Mann, der vergebens eine aufsteigende Besorgniß niederzukämpfen vermochte. »Auch dann,« entgegnete entschlossen das Mädchen, »erfährst Du Nichts; ich bin eigensinnig wie Du weißt, Du hast mich oft Deinen kleinen Trotzkopf genannt, wohlan, ich will diesen Namen mit Recht verdienen, ich will nicht reden, grade weil Du mir befiehlst. Ich habe Dich lieb, aber ich bin nicht Deine Magd, nicht Deine Sklavin, wie Du meinst.« »Nun, so gehe denn,« sagte der junge Mann, indem er ihre Hand, welche in der seinen ruhte, fahren ließ, »gehe dann und raube mir nicht länger meine Zeit, welche kostbar ist, eben so wenig wie Du meine Sklavin, werde ich von nun an Dein Diener sein, der jeder Deiner Launen Folge leisten wird. Ich hab es satt, von Dir gemartert zu werden, Deine Briefe und Bestellungen sind mir wirklich schon lästig. Du verlangst mich, bescheidest [1-6] mich her und wenn ich glaube, Wunder was Wichtiges Du mir zu eröffnen hast, quälst Du mich mit Trotz und Eigensinn. Ich will nicht länger ein Spielball Deiner Launen und thörichten Einfälle sein.« Auf diesen heftigen Vorwurf antwortete das Mädchen mit einem leisen Schluchzen, das immer lauter und heftiger zu werden drohte. Einige Vorübergehende begannen bereits aufmerksam zu werden und hielten mit gewohnter Berliner Neugierde still; ein Kuchenweib pflanzte sich vor ihnen auf, ein Betrunkener machte seine Glossen über das schmollende Pärchen und zwei Dandys suchten Marien ins

Gesicht zu schauen, wobei sie lachten. Der junge Mann, welcher eine öffentliche Scene vermeiden wollte, ergriff rasch Mariens Arm, flüsterte ihr einige beschwichtigende Worte in das Ohr und zog sie mit sich fort nach einer einsam entlegenen Straße. Die Neugierigen zerstreuten sich, unbekümmert um das fernere Geschick der weinenden Marie, welche immer noch schmerzlich bewegt, an dem Arme ihres Geliebten hing. Dieser unterbrach endlich das peinliche Stillschweigen und frug im minder harten Tone als zuvor: »Du willst mir also heute nicht sagen, warum Du mich so dringend herbestellt, daß ich jedes andere Geschäft darum hintenan gesetzt habe? Gut, thue was Dir beliebt. Ich bin ja zufrieden, aber weine nicht, Du entstellst Dein Gesicht und röthest Deine [1-7] Augen. Sei vernünftig Kind, ich hatte es vor nicht so bös gemeint, ich war ärgerlich, verstimmt, ich war nicht Herr meiner Laune. Beruhige Dich, so mein süßes Leben, gieb mir einen Kuß. Sei doch vernünftig und schmolle nicht.« Wirklich gelang es auch diesen freundlichen Worten, den Kummer Mariens zu beschwichtigen. Sie lächelte wieder unter Thränen und gab den verlangten Kuß mit einer Zärtlichkeit und Hingebung, welche bewies, wie schnell die verschiedensten Eindrücke in diesem jugendlichen Herzen noch wechselten, wie nahe Glück und Verzweiflung in ihm an einander gränzen. Mit ihren vollen runden Armen umschlang Marie den Geliebten, lehnte ihr Köpfchen an seine Brust und schaute mit ihren treuen blauen Augen, in denen noch ein Thränchen zitterte, zu ihm herauf. »Nun bist Du freundlich, nun bist Du gut,« sagte das Mädchen, »darum will ich Dir auch Alles sagen. Ich habe lange mit mir gekämpft, ob ich sprechen soll, aber es geht nicht mehr, mein Geheimniß hat mir das Herz abgedrückt.« »Endlich werde ich also erfahren,« unterbrach sie fast mit ängstlicher Hast der junge Mann. Marie antwortete nicht, sondern umschloß den Geliebten fester mit ihren Armen, zog ihn enger an ihre Brust, daß er das laute Pochen ihres Herzens an dem seinen hören konnte, neigte sich flüsternd zu seinem Ohre und hauchte leise und ver[1-8]schämt ihr Geheimniß aus. Das Dunkel der Nacht verhüllte die brennende Röthe des lieblichen Gesichts, das sich scheu und bang in die Falten seines Mantels barg. Ein Schrei der Ueberraschung entfuhr unwillkührlich den Lippen des jungen Mannes. Das Mädchen, noch immer an seiner Brust gelehnt, zitterte merklich. Endlich schien Mariens Geliebter die nöthige Fassung errungen zu haben, sanft und allmälig wand er sich aus ihrer Umarmung los.

»Vielleicht irrst Du Dich doch noch,« fragte er nach einigem Besinnen. »Du bist unerfahren und kannst Dich täuschen. Doch mag die Sache kommen wie sie will, ich werde Dich nicht verlassen und für Dich Sorge tragen. Hierüber kannst Du ruhig sein. Doch würde ich Dir rathen, erst die Gewißheit zu verschaffen und deshalb mußt Du Morgen Nachmittag mit Madame Werner sprechen, ich werde in der Frühe mit ihr zuvor reden. Bis dahin, bitte ich Dich, Deinet- und meinetwillen, vor Jedermann zu schweigen. Ich glaube noch immer, daß Du Dich getäuscht hast. Und nun, gute Nacht, schlafe ruhig und unbesorgt, Du kannst auf mich zählen.«

Marie schien kaum das zu hören, was ihr Geliebter zwar freundlich aber kalt zu ihrer Beruhigung gesagt. Noch immer hielt sie seine Hand krampfhaft in der ihrigen und antwortete nicht. »Aber nun müssen wir scheiden, Marie, wir haben noch immer Zeit, die Sache zu [1-9] überlegen und die nöthigen Maßregeln zu verabreden, wenn sich Deine gewiß ungegründete Besorgniß wirklich noch bestätigen sollte.« Das Mädchen schwieg noch immer. »Geh nach Hause, liebes Kind, die Mutter kann sonst Verdacht schöpfen. Ueberlasse mir Alles, ich werde Dich nicht verlassen.« »Nein, Du kannst mich nicht verlassen,« schrie Marie, welche endlich aus ihrer Betäubung erwacht schien. »Nur nicht verlassen, verlassen.« »Ich werde gewiß wie ein Ehrenmann an Dir handeln,« beschwichtigte der junge Mann. »Meine Ehre, meine Ehre,« rief das Mädchen im heftigsten Schmerz und umschlang noch einmal den Verführer, als wollte sie ihn für immer fest halten, den geliebten Mann, dem sie so viel geopfert und der ihr so wenig Trost zu geben schien. »Sei ruhig, Marie, gute Nacht, mein Kind,« sagte der junge Mann, indem er sie auf die Stirn küßte und sich aus der Umarmung des willenlosen Mädchens wand, um die Ecke bog und der nächsten Droschke rief. Unterdeß hatte Marie sich so weit gesammelt, daß sie die Abwesenheit ihres Geliebten bemerkte. »Allein, allein,« flüsterte sie bewegt, strich, als wollte sie sich erinnern an das, was eben mit ihr vorgegangen, über die weiße Stirn, von welcher eine losgelöste Locke flatterte und setzte ihren Weg nach dem einsamen Stübchen fort, wo die kranke Mutter hustend und schmählend ihrer wartete. Unterdeß war die [1-10] Droschke für den jungen Mann gekommen. »Pariserplatz,« rief er dem Kutscher zu, »so rasch als möglich, dann setzt es Extra-Trinkgeld.« Der Droschkenkutscher gab seinem ermüdeten Gaule die Peitsche und wirklich bewegte sich der Wagen mit einer für Droschken ungewohnten Schnelligkeit längs der

beleuchteten Linden nach dem Pariserplatz. Während der Fahrt behielt Mariens Geliebter noch immer Zeit, über ihr Geheimniß nachzudenken. Die Nachricht, welche er von dem Mädchen erhalten, schien nicht zu der angenehmsten zu gehören. Seine ohnedies nicht heitere Laune mußte merklich getrübt worden sein. »Fatal, fatal,« murmelte er zwischen den Zähnen. »Doch die Werner wird Rath wissen. Die Frau ist ein wahrer Schatz für solche Fälle.« Endlich hielt die Droschke vor einem hell erleuchteten Palais auf dem Pariserplatz, mit eleganter Leichtigkeit sprang der junge Mann aus dem Wagen, drückte dem Droschkenkutscher ein Achtgroschenstück in die Hand, ohne seinen Dank abzuwarten und stürmte die erleuchtete Treppe hinauf. Einen Bedienten, welcher ihm begegnete und ehrfurchtsvoll grüßte, frug er, ob die Gesellschaft im Salon versammelt sei, auf die bejahende Antwort desselben musterte er seinen Anzug vor dem Spiegel des Vorzimmers, fuhr mit der Hand durch das weiche schwarze Haar und begab sich zur Gesellschaft, welche wöchentlich [1-11] einmal sich in dem Salon seines Onkels, des wirklichen Staatsministers, versammelte.

Ein Ministersalon im Jahre 1847.

Seit dem vereinigten Landtage hatten sich einige Minister veranlaßt gesehen, Salons, nach Art der Pariser Gesellschaft, zu eröffnen und die einflußreichsten Mitglieder der beiden Kurien dazu einzuladen. Trotzdem wollte das Berliner Salonleben nicht absonderlich gedeihn und blieb in politischer, wie in socialer Beziehung weit hinter den französischen Vorbildern zurück. Nur wenig Deputirte besuchten diese öffentlichen Versammlungen in den Wohnungen der Minister und die Unterhaltung nahm nur selten eine politische Wendung an. Die Salons blieben nach wie vor geistreiche Gesellschaften ästhetisierender und Thee trinkender Berliner ohne höhere Bedeutung. Die öffentliche Meinung wurde weder hier berücksichtigt, noch gebildet. Das Parteileben fand in ihnen keinen Stützpunkt und die gewaltige Bewegung, welche das preußische Volk seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm des Vierten erfaßt, war fast mit ängstlicher Scheu von der Unterhaltung ausgeschlossen. Kunst, Wissenschaft und Literatur waren noch

immer die Hauptgegenstände, welche [1-12] abgehandelt wurden. Selten nur, daß ein fremder Diplomat, der diese Gesellschaften dann und wann besuchte, ein politisches Gespräch anregte, das dann mehr die auswärtigen Verhältnisse als die des Inlandes berührte. Nur ausnahmsweise wurden die Fragen des Tages bei dringenden Fällen in der Gesellschaft abgehandelt. Zumeist wurden die Salons in letzter Zeit von Familienmitgliedern und Freunden des Ministers, höheren Beamten des Civil- und Militairstandes besucht. Dazwischen bewegten sich einige Gelehrte, Professoren der Universität, deren Namen bereits eine europäische Berühmtheit erlangt hatte.

Eine solche Gesellschaft, welche das bunte Gewühl und interessante Leben der Pariser Salons immer noch vermissen ließ, war auch heute in der Wohnung des Justizministers versammelt. Die Räume des großen Saals mit ausgezeichneten Kopien italienischer Gemälde geschmückt, sämmtlich der Heiligen Geschichte angehörig, waren hell erleuchtet. Längs der Wände zogen sich elegante Divans von violettem Sammet. Einige Damen hatten diese Plätze eingenommen und unterhielten sich von bevorstehenden Hoffesten. In der Mitte des Zimmers bewegten sich einige ältere Männer, deren imponirende selbstbewußte Haltung, ernste in Falten gelegte Miene, mit Orden geschmückte Brust, ergraute Staatsdiener verrieth. Unter ihnen befand sich der [1-13] Minister, eine würdevolle Gestalt, dessen geistreiches Gesicht den tiefen Forscher und Gelehrten, den scharfen Denker erkennen ließ, während das à la Jesus Christ gescheitelte Haar, und die zwar hohe, aber träumerische Stirn eine religiöse Schwärmerei kund that, welche die Ursache mancher wunderbaren Verwirrung dieses ausgezeichneten Mannes war. Ihm zur Seite stand die Seele des preußischen Kabinets, eine hohe Gestalt, wie sie der Adel Westphalens häufig aufzuweisen hat. Minder geistreich als der Justizminister, oberflächlich nur gebildet, ohne tiefere philosophische Bedeutung, hatte der Minister des Innern bei den Verhandlungen des vereinigten Landtags, durch Geschäftskenntniß, schnelle und klare Auffassung, mitunter zwar spitzfindige, aber immer praktische Beweisführung sich den Ruf eines tüchtigen Staatsmanns und Politikers erworben, der die streng conservative Richtung der Regierung mit Kraft und Geschicklichkeit zu vertreten wußte. Kein größerer Contrast als diese beiden Männer, welche den Kern der Gruppe bildeten und im eifrigsten Gespräche begriffen

schienen. Der Eine war Professor durch und durch, trotz seiner hohen Stellung in allen seinen Bewegungen den einsamen Gelehrten und Philosophen verrathend. Was er sprach war schön, oft tief und originell gedacht, aber stets im Kathederton. Der Andere war in seiner Aus[1-14]drucksweise kurz, militairisch, bedeutungslos, aber gewandt und häufig treffend.

Selbst im Dialekt sprach sich diese Verschiedenheit aus. Der Eine redete in weicher, süddeutscher Mundart. Der andere hart und schneidend, mit vielen Zischlauten, wie die Bewohner des oberen Deutschlands gewohnt sind.

Einige Geheimräthe, das unvermeidliche Substrat der Berliner Gesellschaft, schienen dem interessanten Gespräche der beiden Minister mit pflichtschuldiger Aufmerksamkeit zu folgen. Nur dann und wann wagten sie es, ein beistimmendes Wort abzugeben. Die Unterhaltung betraf die unerwartete Weigerung einiger bekannter Landtagsmitglieder, die Wahl der Ausschüsse, welche nach Berlin berufen waren, vorzunehmen. Der Liberalismus des Jahres 1847 bereitete sich zum thatsächlichen Widerstand vor. Es handelte sich um Maßregeln, welche die Regierung zu treffen hatte, um dem bedenklichen Geiste dieser unerwarteten Opposition zu begegnen.

»Man muß eine Untersuchung gegen diejenigen einleiten, welche die Wahl vorzunehmen sich noch länger weigern,« rief ein dienstbeflissener Geheimrath, der treue Schildknappe des Ministerpräsidenten.

»Wir haben es mit Männern zu thun, welche die öffentliche Meinung für sich haben,« entgegnete der [1-15] Justizminister, »jede Verfolgung stempelt sie zu Märtyrern in den Augen des Landes.«

»Ich habe mich stets gegen das Patent vom 3. Februar erklärt,« warf ein General ein, der durch seine bekannte pietistische Richtung sich auszeichnete. »Ich bin im Staatsrathe überstimmt worden, meine Meinung drang nicht durch, nun erndten wir, was wir gesät. Man dürfte die öffentliche Meinung gar nicht aufkommen lassen, gar keine Koncessionen machen.«

»Aber seine Majestät,« flüsterte ein besternter Kammerherr.

»Seine Majestät wird es nicht dulden, daß man an den heiligen Rechten seiner Krone zweifelt,« entgegnete rasch und entschieden der General. »Dieser Geist der Empörung, welcher sich auf religiösem und politischem Gebiete kund giebt, muß noch in der Zeit niedergehalten werden. Unter der Maske der Lichtfreunde und der Deutschkatholiken birgt sich gegenwärtig die politische

Bewegung. Strenge gegen die Dissidenten und die täglich frecher werdende Presse thut im Augenblicke Noth. Die Philosophie trägt an allem Unglück Schuld. Die Weckung des religiösen Sinnes ist die Aufgabe der Zeit. Wer an Gott nicht glaubt, ist zum Umsturz alles Bestehenden bereit. Nur ein Festhalten an Christus und seine göttliche Lehre kann uns vor Verderben retten.« Bei diesen Worten glänzten die Augen des Gene[1-16]rals von einer unheimlichen schwärmerischen Begeisterung. Unterdeß war aus einer andern Gruppe, welche ihn gefesselt hielt, der Minister des Kultus herbeigetreten. Er streckte seine Hand dem General entgegen.

»Sie haben ganz meine Meinung ausgesprochen. Mein Wahlspruch lautet: »credo, ut intelligam«[1].

Die Geheimräthe, welche umherstanden, bewunderten den Inbegriff der ministeriellen Weisheit, nur das nüchterne, scharfe Gesicht eines bekannten Diplomaten aus der alten Schule Hardenbergs verrieth durch sein ungläubiges Lächeln, daß er an der Wahrheit dessen, was der Herr Kultusminister ausgesprochen, zu zweifeln sich erlaube.

Nicht minder interessant war die Gesellschaft, welche in einer Ecke des Salons in der Nähe des Flügels sich niedergelassen. Hier wurde der Mittelpunkt von einer Frau gebildet, welche sowohl durch ihren Anzug, als durch ihre Formen wunderbar von der übrigen salonfähigen Welt abstach. Ein schwarzer, seidener Rock bekleidete die geschmeidigen, fortwährend bewegten Glieder. In dem bereits ältlichen Gesicht, das Spuren einer früheren originellen Schönheit verrieth, blitzten zwei braune Augen, in welchen die Jugend ihren ewigen Wohnsitz aufgeschlagen hatte. Um die [1-17] klare Stirn legte sich ungekünstelt das graue Haar, welches lockig unter einem schwarzen Spitzenaufsatz hervorquoll. Sie führte das Wort fast ganz allein. Ihre Rede strömte ununterbrochen wie ein Springbrunnen im Sonnenschein blitzend, wie Demanten in bunten Farben des Regenbogens schillernd. Der etwas bequeme frankfurter Dialekt, den sie eher zu suchen, als zu vermeiden schien, verlieh ihren Worten einen eigenthümlichen Reiz, etwas Naives, einen Zauber, dem wir bei *Kindern* sonst nur zu begegnen pflegen. Um die bekannte Frau hatte sich der größere Theil der jüngeren Welt geschaart. Hier und da tauchte ein älterer Mann hervor, eine Jugendbekanntschaft, deren sie viele in diesem Kreise zählte, oder ein Künstler, dem die originelle Erscheinung dieser modernen Pythia Stoff zu Betrachtungen verlieh. Unter diesen ragte die Gestalt

des berühmten Malers hervor, der seit Kurzem von München übergesiedelt war, um mit den reichen Bildern seiner Phantasie die Räume des neuen Museums zu bevölkern. Auch der große Denker, welcher seine Offenbarungsphilosophie noch immer erwarten ließ, der das große Wort, welches die Räthsel der Welt zu lösen versprach, seit Jahren angekündigt, verschmähte es nicht, in der Nähe dieser wunderbaren Frau zu weilen, welche in ihrer Unterhaltung den erhabenen Schwung einer gottbegeisterten Seherin mit der oft trivialen Aus[1-18]drucksweise einer frankfurter *Bürgersfrau* verband. Ein blonder Professor der Aesthetik, der ein verunglücktes Drama geschrieben, war die Zielscheibe ihres oft beeißenden Witzes, den der Getroffene mit jenem mitleidigen nachsichtsvollen Lächeln aufnahm, das wir den Unarten eines verzogenen *Kindes* entgegenzusetzen pflegen.

»Glauben Sie mir, Professor,« fuhr die berühmte Frau in ihrem Gespräche fort, »von der Liebe verstehn Sie Nichts. Sie wissen sehr viel, Sie hätten vielleicht dem lieben Gott bei der Schöpfung helfen können. Sie hätten sogar die Pilze und die Schwämme so gut gemacht, wie er selber, aber einen Verliebten hätten Sie nicht fertig bekommen, wenn Sie sich auch noch so sehr gequält.«

Eine schöne junge Dame, deren braunes Auge auf dem armen Professor schalkhaft ruhte und sich an seiner schlecht verhehlten Bestürzung zu weiden schien, lächelte bei diesen Worten kaum merklich.

»Habe ich nicht recht, Gräfin,« fragte die Rednerin? »Sie sehn aus, als wenn Sie von der Liebe was verständen, wie die Julia, die auf dem Balkone sitzt und den Romeo erwartet. Lassen Sie gut sein, liebes Kind, die Nacht wird kommen und die Lerche wird singen und Sie werden glauben, daß es die Nachtigall noch ist.«

Eine holde Schamröthe stieg von den Wangen des [1-19] schönen Mädchens bis zu ihrem weißen Nacken nieder. Ihre Augen hatten den ihr gegenüberstehenden Karl bemerkt, der jetzt unbemerkt zu dem Kreise herangetreten war, hier und da von einem Bekannten mit einem leichten Kopfnicken nur begrüßt. Sein Blick begegnete dem ihrigen.

»Wissen Sie was, Professor,« rief die berühmte Frau, »ich will Ihnen was sagen von der Liebe. Man kann lieben, man muß lieben, was man doch verachten muß. Ich weiß eine Geschichte, wenn Sie mir was geben, will ich Sie Ihnen erzählen.«

Neugierig drängte sich der Hörerkreis um die wunderbare Frau,

die als Meisterin im Erzählen bekannt und bewundert ward. Sie begann: »Meine Geschichte heißt:

Die Blumennonne.

Wie Sie wissen, bin ich in einem Kloster erzogen worden. Unter den Nonnen, die drinnen waren, hatte ich eine lieb, über Alles lieb. Sie hieß Agathe, und war bleich wie eine Lilie und ihre Hände dufteten ordentlich, als wenn's wirkliche Blumen gewesen wären. Wenn sie sprach, vermeinte man, sie sänge, und wenn sie sang, so waren es keine irdischen Töne mehr, es war die Sprache, welche die Engel im Himmel mit einander führen, wenn die Engel überhaupt zu reden brauchen, wie die Menschen; denn ich meine, [1-20] daß die Sprache unsern Gedanken Schaden thut und das Beste doch vom Munde zum Ohre verloren geht.

Wenn ihr nur einmal gehört hättet die Schwester Agathe, da sie mit mir im Garten ging, wie sie mir erzählte von den Blumen wunderbare Geschichten; von den Rosen, warum die rothen weiß geworden sind aus Liebesgram; von den Tulpen, welche in bunten Farben prangen, aber weil sie stolz und hochmüthig sind, den Duft verloren; von den Schneeglöckchen, welche den Frühling einläuten mit ihren zarten weißen Kronen. Das Alles erzählte sie und wußte noch mehr. Keinen Halm gab es, kein Gewächs im Garten, von dem sie nicht eine Geschichte hatte, einen Blumenroman, wie ihn schöner kein Dichter machen kann. Mir war ordentlich, wenn ich sie reden hörte, als hätten ihr die Blumen Alles schon erzählt und ihre kleinen duftigen Geheimnisse ihr ausgeplaudert. Ich war damals ein wildes, keckes Kind, aber wenn Schwester Agathe mir erzählte, wurde ich still und horchte auf sie, wie auf das Murmeln eines Quells, oder das Rauschen einer Linde. Wo ich eine fremde Blume im Garten fand, führte ich sie hin und sie mußte mir von ihr sagen, was sie wußte, oder nicht wußte. Mit den Blumen in den Beeten waren wir fertig und nun suchte ich die wilden, welche auf dem Kehrichtwinkel am Zaune standen. Da wuchs der Schirling mit seinen feinen gefiederten Blättern und [1-21] dem rothgetüpfelten Stengel, der aussah, wie ein kranker Mensch, der Blutstropfen schwitzt; da stand das fette Bilsenkraut mit gelben schmutzigen Blüthen, wie ein wüster, aufgeschwemmter Trunkenbold; und die Belladonna mit den rothen Beeren, die einen vergiften und verführen. Dazwischen wucherten die wilden Nesseln mit den

spitzigen, borstigen Blättern, welche wie höllisches Feuer brennen, wenn man sie berührt.

Wenn ich die Schwester Agathe zu dem Unkraut führte, da wurde sie traurig und betrübt und erzählte mir, daß nicht alle Blumen fromm und gut wären, daß es Kräuter gäbe, boshaft wie die Menschen, von Gott gezeichnet, daß sie leicht zu erkennen sind durch böses, trauriges, verdrossenes Aussehen. Eines Tages hatte ich eine Entdeckung gemacht, ein neues Gewächs aufgefunden. Es hatte ein hellgrünes Blatt und eine weiße schöne Blume, die ich nicht kannte. Ich zeigte es der Schwester Agathe. Da flog über ihre weiße Stirn ein dunkler Schatten und sie seufzte tief: »das ist der Stechapfel,« sagte sie, »der schlimmste von Allen. Er kleidet sich in die Farbe der Unschuld und betrügt darum nur um so sicherer. Wer davon genießt, verliert seinen Verstand, und wenn er daran nicht stirbt, so ist er unglücklich für Lebenszeit.« Aber er ist schön, sagte ich der Schwester Agathe, schön wie eine kleine Lilie, und sein Kelch ist wie eine Schaale mit sü[1-22]ßem Saft gefüllt. Ach ich könnte den Stechapfel lieben, wenn ich auch wüßte, daß er voll von bösem Gifte wäre. Da riß mich die Schwester Agathe an ihr Herz und unter dem Schleier hörte ich es pochen laut mit wildem Schlag. »Ja man muß lieben, was man doch verachten muß,« schrie die Nonne im wilden Schmerze, »man muß lieben, was man doch verachten muß.« Dabei schossen die Thränen aus ihren milden Augen warm hervor und ronnen über ihr bleiches Gesicht. Ich dummes Kind weinte mit und wußte nicht warum. Vom Kloster läutete die Glocke zur Vesper und wir mußten gehn. In der Kirche sah ich die Gestalt der armen Schwester auf dem Boden ausgestreckt. Sie schien mir inniger zu beten, als ich je gesehn. Dann stand sie auf und ging zur Priorin, mit der sie sich verschloß. Am andern Tage hieß es, die Schwester Agathe sei krank und der Klosterarzt wurde herbeigeholt. Wenn man ihn fragte, schüttelte er den Kopf. Nach acht Tagen wurden die Sakramente ihr gereicht. Nachdem sie das Abendmahl genommen, durfte ich zu ihr gehen. Sie streckte mir die feine, weiße, abgemagerte Hand entgegen, die ich mit meinen Thränen reichlich netzte und mit Küssen ihr bedeckte. Sie sprach vom Tode mit süßen Lächeln, wie von einem lieben Freunde, den sie seit langer Zeit erwartete und der nicht mehr zu zögern ihr versprochen. Sie erzählte [1-23] mir von den Blumen im Himmel, die schönen duftigen und flammenden, die oben blühen, von den Rosen, die aus dem Blute des Erlösers

wachsen, von dem Lilienstengel in den Händen der Engel, von den Passionsblumen, welche in ihrer Krone das Leiden des Herrn tragen. Ihre Stimme war leise und flüsternd, Wehmuth erweckend, wie ein sterbendes, flackerndes Licht. Sie legte ihre Hände auf meinen Kopf und segnete mich mit ihrem besten Wunsche. Bevor ich ging, mußte ich ihr versprechen, ihr Grab zu pflegen und mit Blumen zu bepflanzen. In der Mitte sollte der Stechapfel stehn. Noch in derselben Nacht starb die arme Dulderin. Ihr Geheimiß habe ich nie erfahren, aber ihren Willen getreulich ausgeführt. Um ihr Grab habe ich die schönsten Blumen gesetzt, die ich erlangen konnte, Rosen und Lilien, Aurickeln und Stiefmütterchen. In der Mitte, grade wo ihr armes Herz liegt, das endlich seine Ruh gefunden, da setzte ich den Stechapfel ein, den ich mit der Wurzel ausgegraben und auf ihr Grab verpflanzt. Fleißig begoß ich ihn, wie alles Uebrige, aber das giftige Gewächs ging ein, als könne es nicht leben in der Gesellschaft von guten, frommen Blumen; nur im einsamen Winkel, fern von der übrigen Welt. Die arme Nonne aber habe ich nicht vergessen und ihren Spruch: »Man muß lieben, was man doch verachten muß.«

[1-24] Als die berühmte Frau ihre Erzählung geendet, heftete sie ihren feurigen, durchdringenden Blick wie prüfend auf die schöne, junge Gräfin, welche ihr andächtig zugehört. Dem Professor der Aesthetik flüsterte seine Nachbarin, die Baronin, zu: »Nicht wahr, die Geschichte ist wieder nur erfunden, wie der bekannte Briefwechsel.« »Si non e vero e ben trovato,« entgegnete dieser, indem er ein geistreiches Gesicht zu schneiden versuchte.

»Man kann seine Töchter nicht mehr mit dieser Frau in Gesellschaft lassen,« sagte eine tugendhafte Geheimräthin zu ihrem Gemahl. »Sie vertheidigt geradezu die Immoralität und predigt gefährliche Grundsätze.«

»Sie ist, wie ich gehört habe, Kommunistin,« antwortete der Mann, »und beehrt das Vogtland mit ihren Besuchen.«

»Fi donc!« rief ein junger Diplomat. »Sie will die Ehe aufgehoben wissen,« seufzte eine geheime Justizräthin,« indem sie auf ihre sechs erwachsene Töchter sah, welche alle heirathsfähig waren.

»Schrecklich,« murmelte die Oberhofpredigerin.

Die Zeit war indeß verstrichen, die Gesellschaft rüstete sich zum Aufbruch. Geschäftige Kavaliere flogen, die Equipagen zur Abfahrt zu beordern.

Die verschiedenen Gruppen lösten sich auf und auf diese Weise

gelang es dem jungen Manne, dessen Aben[1-25]teuer wir kurz zuvor geschildert, in die Nähe der schönen Gräfin zu gelangen. »Ich preise mich glücklich, wenn auch nur einen flüchtigen Abschiedsgruß von Ihnen zu erlangen, einen Sonnenstrahl vor dem Untergange des leuchtenden Gestirns.«

»Ein poetischer Legationssekretair,« spottete die Gräfin, »ein Diplomat, der in Versen spricht.«

»Sie zaubern Blüthen selbst in der Einöde und schaffen jeden zum Dichter, der Sie sieht.«

»Dichter sind selten Freunde der Wahrheit. Man darf ihren Worten niemals trauen.«

»Und doch lieben Sie die Dichter?«

»Die wahren, — nicht die Gelegenheitspoeten.«

»Zum Beispiel?«

»Byron. Das ist der Genius, der mich entzückt. Das ist der Mann meines Herzens, der Dichter meiner Seele. Er war ein Dichter, weil er ein Mann gewesen.«

»Aber seine Leidenschaften, seine Verhöhnung der Gesellschaft.«

»Ich verzeihe die Leidenschaft, wenn sie das Gepräge der Kraft an sich trägt.«

»Man muß ein Halbgott sein, um Ihnen zu gefallen.«

»Nur ein Mensch. Es giebt deren leider wenige. Ich habe mich den Abend über vergeblich nach einem umgesehn.«

[1-26] Und jene Frau, der Sie so andächtig zugehört, welcher Klasse der Wesen rechnen sie dies seltsame Wesen zu?«

»Die ist halb Kobold und halb Elfe,« lächelte die Gräfin, welche den Arm ihres Vaters ergriff, der eben hervorgetreten.

Ehrfurchtsvoll verneigte sich der junge Kavalier und grüßte die Scheidenden, mit seinem Blicke sie verfolgend.

Der Gedanke seiner Seele war: das herrliche Weib muß dein werden, dein für immer.

Die arme Marie war aus seiner Seele geschwunden, welche von dem Bilde der schönen, stolzen Gräfin ganz erfüllt war. Mit dem hergebrachten Handkuß verabschiedete er sich bei seiner Tante, der Ministerin und verließ fast einer der letzten, den Salon, um sich in seine Wohnung zu begeben, wo er ungestört an die schöne Gräfin denken konnte.

Der Legationssekretair.

Baron von Kronheim war der Sohn eines pensionirten Majors, der die Schwester des Minister zur Frau gehabt. Beide Eltern waren zeitig ihm gestorben, ohne irgend ein Vermögen zu hinterlassen. Stets von der Gnade seiner Anverwandten abhängig, [1-27] hatte Karl von Jugend auf jede Selbstständigkeit seiner Charakterentwicklung zurückgedrängt, und sich dem fremden Willen unterordnen müssen. In diesen Verhältnissen lag der Schlüssel seines inneren Wesens. Der Grundzug seines Charakters war ein unbändiger Ehrgeiz, der sich unter der Maske bescheidener Unterwürfigkeit verbarg. Mit scharfem Verstande von der Natur begabt, beobachtete er die Schwächen der Menschen, die er zu seinen Zwecken auszubeuten wußte. Er hatte den schärfsten Blick für die Erbärmlichkeiten der menschlichen Natur, deren Schattenseite er zu seinem Studium erhob. Sich selbst unbewußt, hatte er diese Richtung eingeschlagen und sein Herz war darüber zu Grunde gegangen, ehe er eine Ahnung seines Verlustes nur empfand. Nach beendigten Studien hatte er sich dem Staatsdienste zugewendet, und nachdem er einige Zeit bei der Regierung zu Potsdam beschäftigt gewesen, durch den Einfluß seines Onkels den Posten eines geheimen Legationssekretairs bei der Gesandtschaft an einem kleineren deutschen Hofe erhalten. Die diplomatische Laufbahn schien ihm, eben so sehr seinen natürlichen Anlagen als seinen ehrgeizigen Wünschen zu entsprechen. Bald jedoch fühlte er die Unmöglichkeit, sich in dem gegebenen unbedeutenden Wirkungskreise auszuzeichnen. Berlin schien ihm der einzige Ort der Welt, wo man sein Glück begründen kann. Eine [1-28] nochmalige Empfehlung seines Oheims bewirkte seine Anstellung im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, wo er seit länger als zwei Jahren verwendet ward. Sein praktischer Verstand, sein ausgezeichneter Fleiß waren dem Minister des Auswärtigen nicht entgangen und der Ruf eines talentvollen Mannes, den er in kurzer Frist sich erworben, eröffnete ihm die lockendsten Aussichten für die Zukunft. Nichts desto weniger fühlte der junge Legationssekretair sich nicht beglückt. Sein Ehrgeiz hatte eine raschere Karriere gehofft, sein kleiner Gehalt, seine beschränkten Vermögensumstände reichten für seine kostspieligen Leidenschaften nicht mehr aus. Schulden drückten ihn. Eine höhere Anstellung und vor Allem eine reiche Heirath sollte ihn aus diesen Verlegenheiten reißen. Karl litt an der preußischen Beamtenkrankheit, der Sucht, eine Karriere zu machen. Dieses Uebel ist so tief eingewurzelt, ein solcher Krebsschaden

unserer Gesellschaft, daß wir seine nähere Schilderung nicht übergehen dürfen. Wenn der Jüngling auf der Universität die ersten Studienjahre im heitren Lebensgenuß, oft in wilder Schwelgerei vollbracht, erscheint ihm in dem letzten Semester der goldenen Zeit der Gedanke an seine Karriere wie ein mahnendes Gespenst. Nun wird in wilder Hast studirt, um das Examen glücklich zu bestehn. Die Pforten des Staatsdienstes öffnen sich und hinter dem [1-29] Eintretenden schließt sich die Welt mit ihren großen Interessen. Nur ein Ziel steht jetzt vor Augen, die *Karriere*. Ihr wird die Ueberzeugung, die Männerwürde aufgeopfert, ihr die Freiheit des Herzens und des Geistes hingegeben. Der Staatsdienst kostet der Menschheit mehr, als sich berechnen läßt. Er verschlingt die besten Kräfte und die edelsten Triebe. Die Bureaukratie mit ihrem Rang- und Titelwesen war zu allen Zeiten die stärkste Handhabe des Absolutismus. Ihr verdanken wir jenes starre Mönchswesen des Beamtenthums. Die Zeit wird kommen, welche uns von diesem Uebel erlöst. Der freie Staat wird diese moderne Hierarchie zerbrechen und der Stellenjägerei ein Ende machen.

Eine glänzende Karriere war der Gipfelpunkt aller Wünsche unseres jungen Legationssekretairs, das Ziel, nach welchem er mit allen Kräften seines Talentes hinsteuerte. Dort erst angelangt, erwartete ihn Genuß und Freude, nach welchem seine Seele durstete. Als ein Mittel zu seinem Zwecke betrachtete er die Ehe. Der Besitz der jungen Gräfin schien ihm eben so wünschenswerth, wegen ihrer Schönheit und ihres Geistes, als ihres Vermögens und der einflußreichen Stellung willen, welche ihre Familie bei Hofe einnahm. Alle Künste der Verführung wandte er darum an, um zu gefallen, zu bezaubern. Die Natur hatte ihn mit [1-30] männlicher Schönheit reichlich ausgestattet. Das feine, wenn auch kalt aristokratische Gesicht, das einen festen abgeschlossenen Charakter und keinen gewöhnlichen Geist verrieth, der elegante Wuchs, die vollendete, gesellschaftliche Manier und jene mächtige Ueberredungskraft, welche ihm zu Gebote stand, hatten ihm bereits manches weibliche Herz gewonnen. Zahllose Verhältnisse, welche er hier und da angeknüpft, machten ihn zum Kenner der weiblichen Natur. Ihre Schwächen verstand er meisterhaft mit systematischer Geschicklichkeit zu benutzen. Er war auch in der Liebe Diplomat. Seine Leidenschaften, welche aus dem Verstande und niemals aus dem Herzen ihren Ursprung nähmen, waren darum nicht minder heftig und bewegt, um so hartnäckiger und andauernder, weil sie

auf einem bestimmten Prinzipe der Genußsucht und der Eitelkeit basirten. Solche Männer gleichen mit ihrer Liebe dem Eise, selbst kalt empfindet nur, wer sie berührt, die versengende Gluth. Sie verstehen wohl eine Neigung zu erwecken, niemals zu befriedigen. Unglücklich das Weib, welches ihnen glaubt. Das Herz solcher Männer ist eine große Lüge, ihr ganzes Leben eine Unwahrheit. Ob Gräfin Wanda, dies war ihr Name, seinen Werbungen Gehör gegeben, seine Bemühungen begünstigt, können wir noch nicht entscheiden. Sie gefiel sich in der Unterhaltung mit dem jun[1-31]gen, immer geistreichen, immer lebendigen Legationssekretair. Sie interessirte sich für sein Geschick. Sie hatte seinen Ehrgeiz zwar durchschaut, aber nicht gemißbilligt. Der strebende Mann, der nach einem großen, festen Ziele mit angestrengten Kräften ringt, gefällt dem Weibe. Es ist ein Schauspiel, das den Frauen, wie jedes Andere, Vergnügen macht. Mehr wissen wir bis jetzt von Wandas Herzen nicht, vielleicht sie selbst eben so wenig wie wir.

Seit seinem Erwachen beschäftigte sich auch der junge Legationssekretair mit der schönen Gräfin. Zerstreut nur überlas er die Zeitungen, welche auf dem Frühstückstische lagen. Der politische Horizont verdunkelte sich, es kümmerte ihn nicht. In der Schweiz drohte der Bürgerkrieg, er achtete kaum darauf. In Frankreich hatte die Reformfrage eine unberechenbare Bedeutung gewonnen. Zu jeder anderen Zeit hätte er dieser neuen Verlegenheit, welche dem Ministerium Guizot bereitet ward, die höchste Aufmerksamkeit geschenkt, heute entging dieser Hebelpunkt, welcher die europäische Welt erschüttern sollte, seinem scharfen Auge. Sein Geist beschäftigte sich noch mit der Gräfin, im Stillen wiederholte er ihre Aeußerungen und knüpfte an leichte Worte, an die rasch hingeworfene Konversation des gestrigen Abends, an Meinungen, welche der Augenblick erzeugt, wie die Spinne in der Luft, die [1-32] Fäden des Netzes, mit welchem er die schöne Gräfin zu umstricken suchte.

»Also Byron ihr Held? Das ist gut, besser als ich gedacht. Ein Weib, das Byron liebt, ist halb verloren, wenn sie es laut gesteht, ist sie es ganz. Ich hätte nie geglaubt, daß der edle Lord einst mein Bundesgenosse werden dürfte. Ich muß meine poetische Studien wieder aufnehmen und seine Gefühle zu meinem Zweck benutzen.«

Beschäftigt mit diesen Gedanken nahte sich Karl seiner Bibliothek. In eleganten Einbänden standen neben diplomatischen

Werken und Sammlungen von Verträgen eine auserwählte Reihe der besten Dichterwerke aller Nationen. Ein feiner Staub, welcher sie kaum merklich doch bedeckte, ließ vermuthen, daß ihr Besitzer ihren Umgang in letzter Zeit nicht mehr gesucht. Er griff nach der englischen Ausgabe der Byronschen Werke, prächtig in Maroquin gebunden. Mechanisch schlug er dieselbe auf und sein Auge haftete auf jener wunderbaren Verwünschung, welche die Stimme im Manfred spricht:

By thy cold broast and serpent smile[2]
By thy anfathom'd gulfs of guile,
[1-33] By that most seeming virtuos eye,
By thy shut soul's hypocrisy,
By the perfection of thine art,
Which pass'd for human thine own heart;
By thy delight in others' pain,
And by thy brotherhood of Cain,
I call upon thee! and compel
Thyself to be thy proper Hell.

Schnell schloß er das Buch wieder zu, indem er ausrief: »Extravagant!« Obgleich nichts weniger als abergläubig, schien Karl unangenehm von den Zeilen des Dichters berührt zu sein. Es giebt Stimmungen, in welchen wir die Sprache der Poesie besser verstehn, als zu andern Zeiten. In solchen Augenblicken ist die Dichtung die Fackel, welche das Dunkel unserer Seele erhellt und uns unbekannte Gegenden, oft die Abgründe unseres Herzens aufschließt.

Der Legationssekretair war kein selbstbewußter Bösewicht, wie es deren überhaupt im Leben weit weniger [1-34] als in Romanen giebt. Der ausgemachte Schuft, der selbst den letzten Rest des Schamgefühls verloren, gesteht sich selber seine Bosheit und Schlechtigkeit nicht ein und entschuldigt seine Verworfenheit vor seinem eigenen Ich. Selbst der entarteste Mensch sucht sich die eigene Achtung zu bewahren. Alle Verbrecher sind vollendete Egoisten und belügen keinen mehr, als sich.

Einen Augenblick nur dachte Karl an die arme Marie, und die Stimme, welche Manfred galt, schien die ihrige zu sein, ihre Verwünschungen um sein Haupt zu schweben. Doch der Gedanke schwand eben so schnell, wie er gekommen. Der Legationssekretair

rief seinen Bedienten, um seine Toilette zu beenden. In der interessanten Lektüre des ewigen Juden unterbrochen, schlich Francois verdrossen herbei. Selbst in der Stube murmelte er noch sein Bedauern, seinen Liebling, den wackeren Dagobert, so in der größten Verlegenheit, die dem ehrlichen Soldaten und treuen Diener wiederfahren, zu verlassen. Während er eau de Cologne auf die Hände seines Herrn goß, dachte er unwillkührlich an die schönen Kammerfrauen des Fräulein von Cardoville, die zwar minder schön als ihre reizende Herrin, aber bei weitem zugänglicher ihm erschienen. Sein Herr hatte indeß die trüben Gedanken verscheucht und sich ganz und gar in die Untersuchung vertieft, ob der Knoten seines Halstuches malerisch geknüpft, ob der braune [1-35] Leibfrack dem dunkelgrünen vorzuziehen sei. Wohlgefällig betrachtete er seine elegante Gestalt, welche aus dem goldenen Rokokorahmen des Spiegels entgegenlächelte. Ein Gefühl trunkener Siegesgewißheit überschlich ihn für einen Augenblick. Das helle Läuten der Klingel auf dem Vorsaal unterbrach die Träumereien François' und seines Herrn. Kaum gemeldet erschien der Amphytrion Berlins, der reichste Banquier der Hauptstadt, welcher durch kühne Börsenspekulationen ein ungeheures Vermögen in kurzer Frist aufgehäuft und von den Dandy's der feinen Welt zwar verspottet und gemißbraucht, aber doch in ihren Cirkeln sich aufgenommen sah.

Adolphus Hirsch.

»Bon jour, Baronchen,« rief der moderne Parvenue dem Legationssekretair zu, indem er ihm die fette starke Hand, welche das feine Wiener Leder zu sprengen drohte, entgegenhielt. »Da ich gerade bei Ihnen vorüberfuhr, wollte ich doch sehen, wie Sie sich befinden.« Auf einen Wink brachte François einen eleganten Fauteuil herbei, in welchem sich Herr Adolphus Hirsch mit nachgeahmter Nonchalance niederwarf, indem er seine kurzen dicken Beine von sich streckte [1-36] und mit der massiven goldenen Kette, die von seiner gestickten Weste niederhing, verlegen spielte.

»Ich habe Sie schon lange nicht gesehen,« bemerkte der Legationssekretair, »Sie scheinen sich von der Welt zurückgezogen zu haben. Man spricht von einer zarten Liaison.«

»Spricht man, spricht man,« rief der entzückte Banquier, mit dem seligsten Lächeln auf dem rosenrothen Gesicht, wobei seine kleinen

Augen in Verklärung schwammen. »Gott, man spricht von mir,« setzte er nach einer Pause hinzu.

»Man vermißt Sie bereits in den Zirkeln, wo man gewohnt war, öfter Sie zu sehn.«

»Gott, man vermißt mich,« seufzte der Banquier in Entzücken aufgelöst. »Sagen Sie mir, einzigster Baron, wer mich vermißt. Sollte die Frau von Blanken, sollte Sie? O Gott!« stöhnte der Banquier wie außer sich. Um die Lippen des Legationssekretair spielte ein feiner ironischer Zug.

»Man raunt sich von Ihnen Geschichten ins Ohr, lieber Hirsch, man nennt Sie einen kleinen Don Juan.«

»Gott, man nennt mich einen Don Juan. Also die Welt weiß, was ich so lang geheim gehalten. Die feine Welt kennt bereits mein Verhältniß mit *Edwina*.«

»Wie können Sie glauben, daß ein Mann wie Sie der öffentlichen Aufmerksamkeit entgehen kann,« [1-37] lächelte der Legationssekretair perfid. »Aber jetzt müssen Sie mir auch beichten, Alles nun gestehen. Welche Progressen haben Sie Beneidenswerther bereits gemacht, welche Verwüstungen in dem Herzen der schönen Edwina angerichtet?«

»Ich will Ihnen Alles sagen, da Sie schon so viel wissen,« rief der geschmeichelte Banquier, der die gewünschte Gelegenheit ergriff, nun seinem gepreßten Herzen Luft zu machen und ein Geheimniß zu eröffnen, das bereits aller Welt bekannt war, da der Besitzer desselben aus Eitelkeit zu seiner Verbreitung alles Mögliche gethan. »Ich bin erhört, ich bin angenommen, ich sag Ihnen, goldener Baron, ich habe bei Edwinan reussirt.«

»Glücklicher!« spottete der Legationssekretair.

»Sie hat sich geweigert, Anfangs hat sie sich gesträubt. Sie hat vorgeschützt ihre hohe Verbindung; aber meine Beharrlichkeit hat triumphirt. Meine zarten Aufmerksamkeiten haben einen Eindruck auf ihr Herz gemacht. Sie hat mir endlich erlaubt, daß ich sie besuchen darf. Diese Erlaubniß kostet mich, Ihnen kann ich das sagen, 2000 blanke Thaler. Ich war so entzückt, daß ich ihr gleich einen Schmuck geschickt habe, der unter Brüdern das Geld werth war. Ich habe zu Hossauer gesagt: Herr Hossauer, ich brauche was Feines, Hossauer hat gelacht: Herr Hirsch ich verstehe. Und hat mir ein Collier gezeigt, ich sage Ihnen, ein [1-38] Collier, eine Fürstin braucht sich nicht zu schämen. Ich habe das Collier ihr zugeschickt und einen Brief dazu geschrieben, Börne kann nicht geistreicher

sein, witzig, sag' ich Ihnen, ausbündig witzig. Denken Sie, Edwina hat mir später gestanden, daß nur der Brief, mein interessanter Styl sie neugierig auf meine Bekanntschaft gemacht hat. Sie wollte mir den Schmuck zurückschicken und den Brief allein behalten. Gott, wie edel. Was sagen Sie dazu, einzigster Baron.« »Ich bewundere Ihren Geist und Edwinas Herz.« »Das ist noch Nichts. Denken Sie, Edwina hat meinetwegen ihre hohe Verbindung aufgelöst. Die Geschichte mit dem Fürsten, können Sie mir glauben, ist so gut, wie abgemacht. Denken Sie, ich habe mit einem Fürsten konkurrirt und ihn ausgestochen. Sie hat meine Ohrringe und mein Collier im Tagebuche als Lucie getragen und hat kein Auge abgewendet von meiner Loge und hat dreimal mich angelacht, und das Publikum hat es bemerkt, und der Fürst hat es bemerkt und die ganze feine Welt hat es bemerkt und sich ins Ohr gezischelt und gefragt, seit wann Edwina nicht mehr den Fürsten liebt. Aber das ist noch Alles Nichts, ich sage Ihnen gar Nichts. Am andern Tag hab' ich ihr meine Equipage geschickt mit den zwei Apfelschimmeln, die mich 500 Louisd'or kosten, und habe Edwina gebeten nach Charlottenburg [1-39] zu fahren und ich habe sie begleitet mit meinem Goldfuchs, als Kavalier zu Pferd, und wir sind geritten, der Lieutnant Brillwitz von Kaiser Franz, und der Lukow, und der Meierheim, und der Herr von Zippel und der russische Graf. Als wir kamen in den Thiergarten, hat es der Zufall gefügt, und wir begegneten den Fürsten. Ich sag' Ihnen, wie er mich gesehn hat neben der Edwina, hat er ein Gesicht geschnitten, als wenn er eingenommen hätte und ich habe sehen können, wie er sich hat herübergebeugt zu seinem Begleiter und hat auf mich gezeigt und ihn gefragt, wie ich heiße. Dann hat er mir einen Blick zugeworfen, der jeden Andern vom Pferd geschmissen hätte. Aber ich lasse mich nicht verblüffen, ich bin liberal und fürchte mich vor keinem Fürsten auf der Welt.«

»Aber Sie wünschten doch Kommerzienrath zu werden,« wandte der Legationssekretair ein, der mit Mühe ein lautes Lachen nur noch unterdrücken konnte. Ihr Verhältniß könnte in dieser Angelegenheit Ihnen zum Nachtheile gereichen, noch weniger würde ich Ihnen rathen, Ihren Liberalismus so offen zur Schau zu tragen.«

Das selige Lächeln, welches bisher auf den Lippen des Banquiers geschwebt, war plötzlich verschwunden. Die angenommene Miene des Roués im Augenblick verwischt. Der Ernst des Geschäftsmanns, der ein [1-40] festes Ziel im Auge hat, machte dem erkünstelten

Leichtsinn des Bonvivants mit einem Male Platz. Die kleinen lachenden Augen nahmen einen lauernden Ausdruck an. Die buschigen Augenbrauen zogen sich nachdenklich und erschrocken in die Höhe, um die Lippen schwebte ein Zug gewohnter Spekulationslust. Verlegenheit und List kämpften in dem beweglichen Gesicht.

»Was ich gesagt habe, war entre nous, liebster Baron. Sie kennen mich und meine loyale Gesinnungen; der Zweck meines Besuches betrifft eben die bewußte Angelegenheit. Sie sind mein Freund.«

Der Baron verbeugte sich, wenn auch mit Widerstreben, eingedenk der Verpflichtungen, welche er gegen den Banquier hatte, dessen Börse er häufig in Anspruch genommen und dessen Schuldner er noch war.

»Sie müssen mir helfen. Eine Hand wäscht die andere. Warum soll ich nicht geheimer Kommerzienrath sein, wie die Beers und die Henochs. Ich habe eben dieselben Verdienste. Ich habe mich bei jeder patriotischen Unternehmung mit betheiligt. Auf jeder Subskriptionsliste steht mein Namen oben an. Ich bin wirklich nicht stolz auf einen Titel. Ich verachte so gut wie Sie den ganzen Kram, aber die Welt giebt noch Etwas drauf und meine gesellschaftliche Stellung erhält dadurch erst ihren haut relief.« »Was in meinen Kräften steht, will ich für Sie thun.«

[1-41] »O Sie vermögen viel. Ich weiß es. Wenn Sie bei Ihrem Onkel, bei der Exzellenz, ein Wörtchen fallen ließen. Der Finanzminister kennt mich. Der geheime Kanzleirath hat erst neulich bei mir gegessen. Wenn Sie der Sache sich noch annehmen wollten, so zweifle ich keinen Augenblick an das Gelingen. Wenn Sie mir wirklich ein Freund sind, so verwenden Sie sich. Ich bin, wie gesagt, kein Titelnarr, aber geheimer Kommerzienrath klingt doch nicht übel. Auf meine Erkenntlichkeit können Sie rechnen. Ich weiß, Sie sind mitunter in Verlegenheit. Welcher Kavalier ist das heute nicht. Gebieten Sie über meine Kasse, ich gebe Ihnen Kredit, wie viel Sie wollen. Sie zahlen, wenn Sie können. Sie sind im Begriffe, eine große Karriere zu machen, dazu gehört Geld. Ich will Ihnen so viel vorstrecken, als Sie immer brauchen. Schließen wir eine Alliance.«

Der Legationssekretair ergriff jetzt mit Bereitwilligkeit die gebotene Hand. Er fühlte, wie richtig der Geldmann seine Lage erfaßt. Geld war für den Augenblick das dringendste Bedürfniß, um seine Stellung zu behaupten, der Schlüssel, welcher die Pforten

einer glänzenden Zukunft ihm eröffnen sollte.

Die Ansprüche Mariens ließen sich am besten mit Geld beseitigen. Die Bewerbungen um die Gräfin erforderten einen Aufwand, dem seine zerrütteten Ver[1-42]mögensverhältnisse nicht mehr gestatteten. Die Behauptung seiner gesellschaftlichen Stellung hing lediglich von seinen Mitteln ab, welche bereits erschöpft waren. Um seine Pläne mit Ruhe zu verfolgen, mußte er vor den Sorgen, welche seine drückenden Schulden ihm bereiteten, befreit sein. Obgleich der Banquier die geheimen Motive des Legationssekretairs nicht genau kannte, so hatte er mit dem eigenthümlichen Scharfblicke des gewandten Geschäftsmannes so viel durchschaut, daß mit dem Baron, wie der kaufmännische Ausdruck lautet, etwas anzufangen sei.

Wenn auch eitel bis zur Lächerlichkeit, genußsüchtig bis zur Verschwendung, wußte der Banquier stets seinen Vortheil wahrzunehmen und die Bekanntschaften, welche er geflissentlich in der vornehmen Welt oft mit großen Opfern suchte, erwiesen sich bei näherer Betrachtung als das Resultat der feinsten Berechnung und der schlausten Ueberlegung. Während die Geburtsaristokratie ihn verspottete, wußte er seinen Vortheil mit seinem Ehrgeiz in ihrer Gesellschaft zu verbinden und beiden Leidenschaften die gleiche Befriedigung zu schaffen.

»Abgemacht, Baronchen,« rief der Banquier, indem er noch immer die feine Hand des Legationssekretairs mit seiner plumpen Faust umschlossen hielt. »Sie weisen auf mich an und ich honorire ihre Wechsel. Außerdem habe ich noch ein Geschäftchen für Sie, ich [1-43] sage ein Geschäft, Baron, wobei wir Beide in kurzer Zeit reich werden können. Wollen Sie mein Kompagnon werden? Sprechen Sie.«

»Sie scherzen, Herr Hirsch,« sagte erstaunt der Legationssekretair.

»Auf Ehre, parole d'honneur, ich mache keinen Spaß. Ich meine wirklich und im Ernst, Sie sollen mein Kompagnon werden, hören Sie, der Kompagnon von Adolphus Hirsch. Meine Firma ist bekannt in der ganzen Welt und ein Papier von mir gilt auf der Börse so viel, als wenn es von Rothschild selber kommt, wollen Sie?« »Ich verstehe nicht.« »Was Sie sagen, Sie verstehen mich nicht. Herr Baron, Sie sind ein kluger Mann, ein ausgezeichneter Diplomat und Sie verstehen mich nicht. Denken Sie nach, einen Augenblick, und Sie müssen begreifen, um was es sich handelt.«

»Ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß ich Ihre Gedanken

nicht errathen kann.«

»Gehen Sie, Baron, Sie sind zu fein und wollen mich nur in die Verlegenheit setzen, mit meinen Propositionen herauszurücken. Wie gesagt, Sie werden mein Kompagnon und wir theilen den Profit.«

»Ich besitze, wie Sie wissen, kein Kapital zu einer gemeinschaftlichen Unternehmung.«

[1-44] »Hab ich verlangt ein Kapital von Ihnen, brauche ich ein Kapital, ich Adolphus Hirsch? — Meine Firma ist bekannt,« rief der kleine Banquier, indem er vom Stuhle aufsprang und auf seine Hosentasche schlug. Wenn Sie nichts haben, habe ich. Aber Sie besitzen, was mir fehlt. Sie besitzen den Telegraphen, der ihnen mit seinen hölzernen Armen in der Luft zuwinkt, was in der Welt passirt. Sie besitzen die diplomatischen Geheimnisse vier und zwanzig Stunden früher, wie die Börse, und das ist genug.«

»Herr Hirsch, Sie glauben doch nicht,« stotterte der Legationssekretair, »daß ich Amtsgeheimnisse« —

»Gehen Sie, lieber Baron, mir mit Amtsgeheimnissen. Denken Sie, daß die französischen Minister nicht spekuliren, wie unsereins. Ich sage Ihnen, der ist ein Narr, wer an der vollen Schüssel sitzt und nicht mitißt. Doch wenn Sie böse sind, will ich nichts gesagt haben. Mein Vorschlag ist gut. Ueberlegen Sie sich die Sache. Guter Rath kommt über Nacht. Die Geschichte eilt nicht. Wir können uns ein andermal darüber sprechen. Was meinen Sie?«

»Sie wissen ihre Proposition mit so vieler Ueberredung zu unterstützen,« sagte nach einem Nachdenken der Legationssekretair, der alle Vortheile, die ihm geboten, rasch durchschaute. »Leicht könnte ich mich ent[1-45]schließen, wenn ich auf ihre Verschwiegenheit, auf ihre Diskretion rechnen könnte.«

»Ich gebe Ihnen mein Wort als Kavalier, daß keine Sylbe über meine Lippen kommt. Denken Sie, ich lege eine bestimmte Summe in das Geschäft, was wir gewinnen, theilen wir. Ich werde Ihnen Rechnung abgeben. Handelschaft ist keine Freundschaft. Also abgemacht. Schlagen Sie ein.«

Zögernd legte der Baron die Spitzen seiner Finger in die Hand des Banquiers. Er hatte noch einen Rest von Ehrgefühl zu bekämpfen.

»Herr Kompagnon,« grüßte der Banquier, indem er nach seinem Hute griff, ich empfehle mich. »Wenn Sie Zeit haben, besuchen Sie mich und frühstücken bei mir ein Bischen Austern, ein Bischen Champagner und Kaviar, was man so im Hause hat.« Karl verneigte sich nur kalt. Der familiäre Ton des Herrn Adolphus Hirsch schien

ihm zu mißfallen. Als er sich allein sah, dachte er einige Augenblicke nach. Er hatte die Aussicht gewonnen, nicht länger mit Sorge und Mangel zu kämpfen, und das war genügend, ihn nach einiger Ueberlegung zufrieden und heiter zu stimmen. Nur noch das Verhältniß mit Marie schien ihn zu beunruhigen. Um auch mit dieser Angelegenheit zu enden, begab er sich zu Madame Werner, wie er schon am vorigen Abend beschlossen hatte. Von der klugen [1-46] und gewandten Frau hoffte er Hilfe in dieser letzten und bedeutendsten Verlegenheit.

Madame Werner.

Sie wohnte auf der großen Friedrichsstraße und hatte die ganze zweite Etage des Hauses inne, obgleich sie nur ein Kind besaß, eine Tochter von sechszehn Jahren, und nur einen Dienstboten hielt. Ihre Zimmer waren gut eingerichtet, jedoch ohne Geschmack und überladen. Man sah vielen Meublesstücken an, daß sie auf Auctionen erstanden waren. Der Rokokoschrank von Nußbaum wollte nicht zur Mahagonyservante, der moderne Tisch von Kirsch nicht zu dem geschnitzten Stuhl aus Eichenholz recht passen. Eine Stube hatte gelbe Sammetvorhänge, welche mit den grünen Tapeten nicht harmonirten, so wenig wie die schlechten Steinabdrücke in schmalen Goldleisten mit den herrlichen Kupferstichen eines Raphael Morghen, welche in breiten schwarzen Ramen an den Wänden hingen. Die ganze Einrichtung hatte Etwas, das an die Trödelbuden erinnerte. Die Stuben waren oft mit ganz unnützen Meubles ausgepfropft, das mehr die Wohlhabenheit der Besitzerin, als ihren Geschmack verrieth. Nur das Stübchen ihrer Tochter zeigte eine elegante Ein[1-47]fachheit, einen jungfräulichen Zauber, der in dem kleinen Raume athmete.

Madame Werner selbst war eine stattliche Figur. Ihr Gesicht, mit einem gehörigen Doppelkinn gesegnet, zeigte noch Spuren einer früheren üppigen Schönheit. Wie bei den meisten Brünetten in späterem Alter sproßte auf ihrer Oberlippe ein leichter Haarwuchs, der ihr den Charakter fester Entschlossenheit verlieh. Unter den buschigen Augenbrauen funkelte ein scharfes unstättes Auge beobachtend und lauernd hervor. Ihr Blick war schielend und darum schien er falsch. Eine übergroße, fast möchten wir sagen fette, gleißnerische Freundlichkeit suchte den strengen Eindruck ihrer fast männlichen Erscheinung zu verwischen. Ihre Sprache war

rauh und heiser, jedoch nicht ohne Ausdruck und Ueberredungskraft. Ueber die Vergangenheit der Madame Werner war ein dunkler Schleier ausgebreitet. Ob sie je verheirathet gewesen, und wie ihr Mann beschaffen war, können auch wir nicht genauer angeben. Sie hatte eine einzige Tochter, ein blasses zartes Kind, mit frommen blauen Augen und seidenweichen blonden Haaren, welche in allen Beziehungen den Gegensatz zur Mutter bildete und von dieser mit übertriebener und wahrhafter Zärtlichkeit geliebt und angebetet ward. Oft gab Madame Werner zu verstehen, daß sie ohne diese Tochter sich längst zurückgezogen, ihre Geschäfte [1-48] aufgegeben und von ihren Renten ohne Sorgen gelebt hätte. Welche Art von Geschäften Madame Werner trieb, werden wir bald sehen. Daß ihre Betriebsamkeit nicht ohne Gefahren verlief, bewies der Umstand, daß Madame Werner häufig in Kriminaluntersuchungen sich verwickelt sah. Sei es Vorsicht und Schlauheit, oder wirkliche Unschuld, bis jetzt wurde sie von den Gerichten stets wieder frei gesprochen, und mit Ausnahme einer Untersuchungshaft von drei Monaten haftete kein Makel auf dem bürgerlichen Rufe der Madame Werner. Im Gegentheil hatten diese gerichtlichen Verfolgungen dazu beigetragen, daß die ganze Nachbarschaft sie als eine äußerst kluge und gewandte Frau bewunderte und in Prozeßsachen sich lieber bei ihr, als bei gelehrten Advokaten einen Rath erholte. Auch sprach man von manchen hohen Protektionen, welcher sich Madame Werner zu erfreuen haben sollte. Eine große Bekanntschaft mit höheren Beamten aller Dikasterien und besonders mit einem Theile der Aristokratie Berlins ließ sich nicht in Abrede stellen. Madame Werner war oft tief in die Geheimnisse hochgestellter Männer und Frauen eingeweiht.

Es war eben die Zeit, wo Madame Werner ihre Geschäftsfreunde empfing. Diese Stunde pflegte Louise, ihre Tochter, in der eigenen Stube zuzubringen, wo sie von einem jungen Künstler Flügelunterricht empfing. [1-49] Ein zweimaliges Pochen an der Thür zeigte einen bekannten Besuch an. Ein Mann, der unter dem braunen Paletot ein Päckchen barg, welches er erst hervorzog, nachdem die Stubenthür geschlossen war, trat mit einem vorsichtig spähenden Blick in das Zimmer herein. Sein Gruß war kurz aber demüthig, und obgleich seine ganze Haltung keck und verwegen war, schien er doch eine gewisse Befangenheit der Geschäftsfrau gegenüber zu empfinden.

»Was bringst Du, Friedel?« fragte Madame Werner, nachdem sie mit huldvoller Protektormiene seinen Gruß erwiedert.

»Altes Silber.«

»Kannst noch immer Deine Streiche nicht lassen. Kaum aus dem Hotel entlassen, fängst Du schon wieder zu arbeiten an.«

»Still!« flehte der Mann mit bestürzten Mienen.

»Eigentlich mache ich gar keine solche Geschäfte mehr, weil sie mit allzugroßem Risico verbunden sind, aber aus Freundschaft, reiner Freundschaft für Dich, will ich mich noch einmal dazu entschließen.«

Während sie diese Worte sprach, hatte Madame Werner ein Schubfach ihres Schrankes geöffnet und eine alte Handwaage hervorgezogen. »So! laß sehen, was der Bettel wiegt.«

»Nehmt nur christliches Gewicht!« rief der Mann, [1-50] der manches ähnliche Geschäft mit Madame Werner abgeschlossen zu haben schien und ihrer strengen Ehrlichkeit nicht traute.

Ein furchtbarer und vernichtender Blick, welcher Friedel aus den scharfen schielenden Augen traf, schnitt jedes weitere Wort ihm auf der Zunge ab. Vergebens suchte er durch ein erkünsteltes rohes Lachen seine Bestürzung zu verbergen. Der große, und wie es schien, verwegene Mann zitterte in der Nähe dieses Weibes, deren Schlauheit und verderbliche List er aus eigener Erfahrung kannte. Ohne zu sprechen legte Madame Werner aus dem Schranke einige Kassenscheine hin, welche kaum zur Hälfte den Werth des sogenannten alten Silbers betrugen.

Friedel zögerte, das Geld in Empfang zu nehmen. »Wenn Du nicht willst,« sagte Madame Werner kalt, »so nimm Dein Silber ruhig nur zurück. Ich zahle, wie Du weißt, den höchsten Preis, und biete noch die meiste Sicherheit.«

»Alles wahr, alles wahr,« stöhnte der Mann. »Ihr steht mit dem Teufel sicherlich im Bunde. Eine Sache, die ihr in die Hände nehmt, verschwindet und kein Mensch erfährt Etwas davon, aber dafür drückt ihr auch im Massamaten, daß unsereins Blut schwitzen und ganz umsonst für euch nur arbeiten muß.«

»Ich habe keine Zeit für Dein Geschwätz, es war[1-51]ten ganz andere Leute, wie Du, noch draußen. Willst Du, oder nicht?«

»Nun denn gebt im Teufels Namen die Papierchen her,« rief der Mann, indem er hastig nach den Kassenscheinen griff, einen nach den andern aber zuvor prüfend gegen das Licht hielt, ehe er sie in die schmutzige Brieftasche steckte. Madame Werner lächelte, als sie

den nicht unbegründeten Verdacht Friedels bemerkte.

Auch falsche Kassenscheine hatten oft den Weg durch ihre Hand genommen. Der Mann entfernte sich durch eine andere Thür, als die, durch welche er hereingekommen.

Ein zweiter Besuch kündigte sich durch mehrmaliges Läuten an. Madame Werner öffnete. Eine verschleierte Dame in eleganter Kleidung trat herein. Schüchtern ließ sie sich auf dem Sopha nieder und schlug den Schleier zurück, der ein feines und interessantes Gesicht verbarg. »Was verschafft mir die Ehre?« fragte Madame Werner kurz.

Die junge Dame war augenscheinlich in Verlegenheit und rang nach Fassung. »Ich komme,« stotterte sie zögernd, »ich komme wegen der Löffel, die ich hier versetzt.«

»Das ist mir lieb, Madame Bohn, sehr lieb, ich brauche jetzt mein Geld mehr, als je. Ich will mich überhaupt von den Geschäften zurückziehen, je eher, je lieber.

[1-52] »Sie müssen mit mir noch Nachsicht haben. Mein Mann hat auf Morgen einige Gäste gebeten. Er wird das Silber vermissen, wenn es nicht zur Stelle ist. Geben Sie mir es nur bis Uebermorgen heraus, liebe Madame Werner. Sie können sich auf meine Ehrlichkeit verlassen. Ich selber bringe Ihnen die Löffel wieder, sobald ich sie nicht mehr nöthig habe.«

Madame Werner antwortete nicht.

»Sie retten mich aus der schrecklichsten Lage meines Lebens, mein Mann ist so heftig, er bringt mich um, wenn er von dem Handel irgend etwas erfahren sollte. Um Gotteswillen, schonen Sie meinen Ruf, meine Ehre und sind Sie barmherzig.«

»Zahlen Sie das Geld,« sagte die Geschäftsfrau kalt, und die Löffel stehen jeden Augenblick zu Ihren Diensten.«

»Ich kann nicht, ich kann nicht,« jammerte die junge Frau. »Ich habe keinen Groschen zu meiner Disposition.«

»Haben Sie keinen Anverwandten, keinen Freund, der Ihnen das Geld für die kurze Zeit vorstrecken könnte?«

»Ach! keinen Menschen,« seufzte das arme Weib.

»Das ist schlimm, dann kann ich Ihnen auch nicht helfen. Ich kann doch mein Geld nicht riskiren, das sehen Sie doch ein, Madamchen. Ich bin schon so oft [1-53] in meinem Leben betrogen worden.« Madame Bohn machte eine unwillige Bewegung und erröthete. »Ei, ich spreche ja nicht von Ihnen,« fuhr die Werner fort, »aber ich habe so traurige Erfahrungen gemacht, meine Güte ist so

vielfach mißbraucht worden, daß ich ein und für allemal den Grundsatz angenommen habe, nie ein Pfand ohne Bezahlung zu verabfolgen.«

Vergebens versuchte Madame Bohn die rührendsten Bitten, umsonst stellte sie der unempfindlichen Frau ihre Verlegenheit, die schrecklichen Folgen für ihr ganzes Leben vor, die Werner verrieth keine Spur von Bewegung. Erst nach einer längeren Pause, in welcher man laut das Schluchzen der jungen Frau hören konnte, schien endlich der Widerstand des hartherzigen Weibes besiegt zu sein. Nachdenklich legte sie den Zeigefinger einen Augenblick an das Doppelkinn und verzog dann ihr Gesicht zu einer freundlicheren Miene.

»Na, beruhigen Sie sich nur, junge Frau, unsereins ist auch kein Barbar. Sie sollen Ihre Löffel wieder haben, weinen Sie nur nicht mehr, das kann Ihren schönen Augen schaden.«

Madame Bohn dankte bereits, unter Thränen lächelnd.

»Ich verlange kein Geld von Ihnen, nicht einmal einen Schuldschein,« fuhr die Werner mit gleißnerischem Tone fort. »Sie schreiben nur ein kleines Billet [1-54] an den Lieutenant von Brillwitz, das ich Ihnen diktiren werde. Ich weiß, er liebt Sie und wünscht Ihre nähere Bekanntschaft.«

Madame Bohn erhob sich entrüstet und schickte sich an fortzugehen. Die Werner zog sie wieder sanft auf das Sopha nieder. »Sie sind ein Kind, liebes Frauchen, wenn Sie sich darüber ereifern. Thuen Sie, was Ihnen gefällig ist. Ein Billet verpflichtet Sie zu Nichts. Er will Sie nur sehen und sprechen. Das können Sie ohne Gefahr auch thun. Ihr Mann ist ein Geizhals, der Ihnen jede unschuldige Freude versagt und durch Unfreundlichkeit Ihnen jeden Lebensgenuß verbittert. Um eine Mantille zu haben, mußten Sie die Löffel ja versetzen und ihm vorlügen, daß Sie ein Geschenk von der Mutter bekommen haben. Herr von Brillwitz ist der schönste und liebenswürdigste Kavalier. Alle Frauen in Berlin sind in ihn vernarrt. Ich weiß das, denn ich komme viel herum. Auf meine Verschwiegenheit können Sie rechnen und der Lieutenant ist diskret, wie kein zweiter Mann.«

Noch sträubte sich die junge Frau, ihre Einwilligung zu geben, doch durch die Ueberredung der Werner fast überzeugt, durch die Noth gedrängt, entschloß sich Madame Bohn immer noch zögernd und zagend die verlangten Zeilen an den Lieutenant zu schreiben. Zitternd überreichte sie das zusammengelegte Billet an die [1-55]

Werner, welche ihr dagegen die versetzten Löffel aushändigte. Mit einem tiefen Seufzer empfing die junge Frau das theuer erkaufte Pfand. Vielleicht fühlte Sie die ganze Bedeutung dieses ersten Schrittes, der sie aus dem ruhigen Kreise ihres Lebens herausgerissen und dem finsteren Verderben entgegengeschleudert zu haben schien.

Minder wichtig waren die nachfolgenden Besuche, welche Madame Werner empfing; einige ruinirte Spieler, verlorene Frauen und bestechliche Beamte.

Endlich war auch der Legationssekretair eingelassen und von der gewandten Frau mit der Rücksicht empfangen, die sie ihren besten Kunden nur zuzuwenden pflegte. Nachdem Karl ihr den bedenklichen Zustand Mariens eröffnet, und in schmeichelhaften Ausdrücken um ihren Rath gebeten, sann die Werner einige Augenblicke nach.

»Die Marie auf der Niederwallstraße?« fragte sie nach einigem Nachdenken. »Die wird sich nicht mit Geld abspeisen lassen. Das Mädchen kenne ich, eine Romanheldin, eine empfindsame Prinzeß. Das ist ein schlimmer Handel. Die Mutter ist gar hochgetragen und hält sich für etwas Besseres, als all die andere Welt. Ein Glück, daß die krank ist und sich nicht regen kann. Ohne Skandal geht die Sache doch nicht ab.«

»Eben deswegen habe ich mich an Sie gewandt.«

[1-56] »Ja, ja, ihr jungen Herren, wenn ihr eine Dummheit gemacht, dann soll die Werner helfen,« lachte in vertrautem Ton das Weib, »aber zuvor wird sie nicht gefragt. Nu, nu, was da geht, werde ich schon thun. Ich weiß ja, wo Sie hinauswollen, hoch, sehr hoch. Das liebe ich. Sie sind ein schöner Mann, ein feiner Mann, und die Gräfin ist die beste Partie mit in Berlin.«

Der Legationssekretair war bestürzt, als er sein Geheimniß, das er vor aller Welt verborgen glaubte, in dem Munde dieser Frau fand. Der Name der Gräfin, von solchen Lippen ausgesprochen, schien ihm entweiht zu sein. Seine Verlegenheit war dem spähenden Auge der Werner nicht entgangen, die sich stolz und höhnisch daran weidete.

»Ja, ja, Herr Legationssekretair, unsereins ist auch nicht dumm und kommt überall herum und weiß, was in jeder Gesellschaft geschieht, mag sie so hoch sein, wie sie will. In meiner Stube sind schon Grafen und Fürsten gewesen und haben die Werner behandelt, als wenn sie ihresgleichen wäre. Na, was in meinen

Kräften steht, will ich thun, um Ihrem Glücke beförderlich zu sein und wegen der Marie lassen Sie sich auch keine grauen Haare wachsen. Die Sache nehme ich über mich und Sie brauchen sich nicht mehr darum zu bekümmern.«

[1-57] »Rechnen Sie auf meine Dankbarkeit und wenn Sie Geld brauchen, so fordern Sie.«

»Allerdings werden wir Geld brauchen, mein schöner Herr,« fuhr die Werner fort. »Wir müssen die Marie verheirathen, und das so schnell, als möglich. Ich weiß, das Mädchen hat einen Schatz, der zu ihr geht. Er arbeitet in der Maschinenwerkstätte von Borsig, ein hübscher, junger Mann. Der geht jeden Abend hin und ist in das Mädchen zum Sterben schon verliebt. Seit Sie dem Mädchen den Kopf verdreht, wollte sie von seinen Bewerbungen Nichts wissen. Sie hat den armen Jungen schlecht behandelt, daß er sich fast das Leben darum nehmen wollte, aber lassen kann er nicht von ihr.«

»Aber woher wissen Sie das Alles? Sie sind wirklich eine wunderbare Frau,« fragte der Legationssekretair erstaunt, dem die Allwissenheit der Madame Werner fast übernatürlich schien.

»Mein kleiner Finger sagt mir das,« lachte das schlaue Weib. »Also Marie heirathet. Sie geben die Aussteuer und ich meinen Seegen.«

»Ich bin zu jedem Opfer bereit.«

»Nu, den Hals wird es nicht kosten und Etwas fällt für die Mutter Werner ab. Verlassen Sie sich auf mich. Sie brauchen sich um die ganze Geschichte auch nicht einen Augenblick zu besorgen.«

[1-58] Beruhigt verließ der Legationssekretair, nachdem er einige Goldstücke als vorläufige Belohnung ihr gespendet, diese wunderbare Frau, welche wie eine zweite Vorsehung die Geschicke eines Menschenlebens leitete.

Madame Werner hatte für heute ihre Geschäfte beendet. Einen frohen Blick warf sie auf den Schrank, in welchem das alte Silber verschlossen lag, dann legte sie das empfangene Gold in ein verborgenes Fach, betrachtete lächelnd das Billet, das Madame Bohn zurückgelassen und schickte sich an, ihre eintretende Tochter zu umarmen, die freundlich ihre zarte Wange den Lippen der Mutter zum Kusse hingereicht.

Marie.

Wir haben Marie in dem Augenblicke verlassen, als sie von dem Legationssekretair Abschied nahm, der sich gewaltsam ihren

Umarmungen entzog. Still weinend setzte sie den Weg nach ihrer Wohnung fort. Vor der Thür des Hauses wartete ein Mann auf sie. Es war Rolf, der Maschinenbauer aus der Borsigschen Fabrik. Schon von fern hatte sie ihn erkannt, darum zögerte sie in ihrem Gang und trocknete die Thränen, welche von den Wangen rollten, mit ihrem Taschen[1-59]tuche ab. Auch er hatte das Mädchen bereits erblickt, und war ihr entgegengeeilt, um ihr seinen Abendgruß zu bieten. Seine von der Arbeit gestählte kräftig rauhe Hand ergriff die ihrige und drückte sie. »Guten Abend Marie!« rief der Arbeiter mit voller Bruststimme, die tief wie Orgelton erklang.

»Guten Abend Rolf,« antwortete verlegen das Mädchen, dem die Begegnung heut nicht so ganz unangenehm schien, als sonst, weil die Mutter in Gegenwart eines Fremden über ihr Ausbleiben nicht so heftig schmählen konnte.

»Was macht die Mutter, geht es heute mit ihr ein wenig besser?«

»Ich danke, lieber Rolf. Sie hustet weniger und hat nur einmal Blut gespuckt.«

»Es wird schon wieder werden, Marie, kümmern Sie sich nicht zu sehr. Ich habe mir erlaubt, ihr einige Früchte zu bringen, die der Arzt gestattet hat.«

»Wollen Sie ihr dieselben nicht selber reichen? Sie wird sich freuen, Sie zu sehn.«

An dem Arme des Arbeiters stieg Marie die drei Treppen, welche zu ihrem Stübchen führten, herauf. Sie mußte sich oft an ihren Begleiter halten, denn sie fühlte sich noch von vorhin schwach und angegriffen. Jedesmal, wenn sie ein wenig ausruhte und an Rolf sich lehnte, überflog ein leises Beben den kräftigen [1-60] Mann. Die Treppe war finster, ihre Wange berührte im Dunkeln die seinige, er fühlte den Hauch ihrer Lippe, ihre losgelöste Locke, welche leise über seine Stirn strich. Er zitterte schwächer fast als sie. Wie drängte es ihn, die liebliche Marie an seine Brust zu drücken, sie fest zu umschlingen, ihr zuzurufen, sei mein Weib, mein Alles, Alles auf der Welt. Doch er wagte es nicht. Das Geständniß seiner Seele, welches in jedem Augenblicke auf seinen Lippen schwebte, hätte er nie in ihrer Gegenwart gethan. Nur zu Haus, allein auf seiner Lagerstätte, von Niemanden belauscht, in dunkler Nacht, rief er einsam und ungehört: »Marie, ich liebe Dich.« Je stärker und reiner eine Männerseele ist, desto schwächer und schüchterner zeigt sie sich dem Weibe gegenüber. Der härteste Stahl ist auch der sprödeste.

Als die Beiden endlich in das Zimmer traten, fanden sie die kranke Mutter nicht allein. An ihrem Bette saß ein langer dürrer Mann, welcher mit näselnder Stimme aus einem frommen Traktätleinbuch, betitelt: »Christlicher Seufzer einer sterbenden Seele,« zu ihrerErbauung las.

Während der Abwesenheit Mariens war der Nachbar und frühere Raschmacher Kramer, zu der kranken Mutter hereingeschlichen. Er gehörte zu den »Stillen im Lande«, zu den Pietisten, welche im Sonnenschein der hohen und allerhöchsten Gunst in den letzten Jah[1-61]ren zu Berlin wie Pilze emporgeschossen waren. Sein Handwerk, die edle Raschmacherkunst hatte der fromme Mann bereits seit längerer Zeit aufgegeben und Niemand wußte, wovon er eigentlich mit seiner Familie sich ernährte. Wurde er befragt, so lächelte er schlau, schlug die gräulichen kleinen Augen zum Himmel auf, faltete die langen welken Hände und flüsterte im salbungsreichen Ton: »Der Herr läßt für die Gerechten Manna vom Himmel regnen und schickt dem Propheten seinen Raben mit Speisen für den schwachen Leib.« Länger als eine Viertelstunde hatte er bereits bei der kranken Frau mit gottgefälligen Werken zugebracht. Sobald er das Weggehen Mariens bemerkt, war er in das Stübchen hineingeschlüpft, unter dem Arme die Traktätlein, und eine sogenannte Nasenquetsche, eine Brille ohne Halter, mit bloßem kupfernen Bügel auf der Nase. Anfangs erkundigte er sich nach dem Befinden der Nachbarin; allmälig lenkte er das Gespräch auf den Tod und das ewige Leben. Er malte der armen schwachen Frau das höllische Strafgericht mit den grellsten Farben, er ermahnte sie Buße zu thun vor ihrem nahen Tode. Er eröffnete ihr schonungslos, daß der Arzt keine Hoffnung für ihr Aufkommen mehr gebe.

»Wenn das Frühjahr kommt, Frau Nachbarin,« fuhr er grausam, fast an ihrer Verzweiflung sich wei[1-62]dend fort, »wird man Sie hinaustragen.« Die Kranke, welche nicht ohne alle Lust am Leben schien, sprach noch von ihrer Hoffnung auf Besserung.

»O! bekämpfen Sie diesen Glauben, sündige Frau, machen Sie sich gefaßt auf den letzten Augenblick. Bereiten Sie sich vor zum Sterben, weil es noch Zeit ist. Noch können Sie der Höllenpein entgehn, noch steht das Thor der Gnade für die Bußfertige offen. Das Blut des Lämmleins kann Sie rein waschen von aller Schuld, wenn Sie zerknirscht, und reuig in sich gehen. Noch sind Sie nicht im Zustand der Gnade, noch denken Sie an diese Welt. Was bist du

Welt! citirte er aus dem Gesangbuch der frommenSekte:

»Was bist du Welt, voll Trug und List,
Ein eitler Schatten, sünd'ger Mist.«

»Aber der Doktor,« entgegnete die Kranke, »hat mir doch versprochen, daß ich noch einmal gesund werden könnte?«

»Ich kenne nur einen Doktor, welcher Gewalt hat über Leben und Tod, und der ist Jesus Christ. Wer an ihn nicht glaubt und sein Heil nicht von ihm allein erwartet, fährt zur Hölle ohne Erbarmen.

»Er ist die Medizin, er ist der süße Trank,
Er machte mich gesund, als ich von Beulen stank.«

»Sie glauben also, Herr Kramer, daß es keine Hoffnung für mich giebt,« fragte die Kranke, welche [1-63] sich mit ängstlichen Blicken auf ihrem Kopfkissen emporgerichtet hatte. Bin ich denn wirklich so elend?«

»Dein Stündlein hat geschlagen, die Uhr ist abgelaufen. Bereiten Sie sich vor, dem Herrn Rechenschaft zu geben. Er wird die Thaten und Gedanken prüfen und Herz und Nieren proben. Wehe Dir, wenn Du nicht bestehst.«

»Gibt es denn keine Hilfe mehr, in dieser Welt?« jammerte die Kranke.

»Ich werde Dir beistehen, sagt der Herr. Durch mich wirst Du triumphiren über Tod und Hölle. Hier habe ich Ihnen mitgebracht, stärken kann im letzten schweren Kampf, lesen Sie, aber da ihre Augen schwach sind, werde ich Ihnen vorlesen.«

Willenlos und matt ließ das Weib über sich ergehen, was der fromme Raschmacher ihrem Zustande für zuträglich hielt, und er begann seine Vorlesung. Ohne Rolfs und Mariens Eintritt zu bemerken, fuhr er in seinem erbaulichen Geschäfte fort, und bearbeitete die arme Frau, welche er für das himmlische Reich bereits gewonnen glaubte, mit den »christlichen Seufzern einer sterbenden Seele«, einer jener Schriften, welche die Traktätleingesellschaft im Volke verbreitete, um den Keim der gesunden Vernunft und der bereits zur Geltung kommenden besseren Einsicht zu bekämpfen. — Nur mit Widerstreben hatte Mariens Mutter auf [1-64] ihren Peiniger gehört. Gern hätte sie ihn unterbrochen, oder gar die Thüre gewiesen, aber sie war zu schwach dazu. Ueberdies hatte der fromme Nachbar ihr eine kleine

Summe, freilich gegen Zinsen vorgestreckt, die sie noch nicht abgetragen. Sie mußte darum schweigen und geduldig ausharren, während der Quälgeist nicht von ihrer Seite wich. Vergebens, daß sie den Kopf in das Kissen verbarg und ihre beiden Ohren mit den Händen bedeckte, die scharfe näselnde Stimme des frommen Raschmachers erreichte sie darum nicht minder und die Schilderung der ewigen Höllenqual ward ihr nicht gespart. Der Angstschweiß perlte bereits auf ihrer Stirn und das bleiche abgezehrte Gesicht zeigte eine scharf umschriebene Röthe, als eben Rolf und Marie zu ihrer Erlösung herbeieilten.

»Schweigen Sie still, Lämmelbruder,« rief entrüstet der Maschinenbauer, der einen Theil der erbaulichen Vorlesung noch angehört und die Erbitterung des Volkes gegen die »Frommen« theilte. Sie sehen ja, daß die Kranke durch ihren abscheulichen Unsinn zu Tode gequält wird.«

»Abscheulicher Unsinn!« rief der Pietist, indem er seine Hände faltete, »Herr vergib ihm, denn er weiß nicht, was er thut. Stören Sie nicht die fromme Seele in ihren Betrachtungen und lassen Sie die Gnade, die in ihr bereits wirkt, zum Durchbruch kommen.«

[1-65] »Der Doktor behauptet aber, daß die Betstunde, welche Sie mit der Mutter abhalten, ihr schädlich ist und daß jedesmal das Fieber zunimmt, wenn Sie da gewesen sind,« bemerkte Marie mit schüchterner Besorgniß.

»Der Doktor ist ein Jude, der nicht an Christum glaubt, ein Verdammter, der den Leib nicht retten kann und die Seele mit verderben will. Ihr solltet die Thüre zuschließen, wenn er kommt, und ihn nicht hereinlassen, wenn er naht.«

»Er ist mein einziger Trost, die Liebe und Freundlichkeit selbst!« wagte die Kranke dem Fanatiker zu antworten.

»Um so schlimmer, um so schlimmer,« rief der Raschmacher. »Der Teufel borgt sich jegliche Gestalt. Schicken Sie ihn fort, Frau Nachbarin, ehe er ihre Seele zur Hölle führt. Eine hohe Obrigkeit sollte es nicht dulden, daß ein Jude, Christen auf dem Krankenbett behandelt.«

»Ein guter Jude ist tausendmal mehr werth, als ein schlechter Christ,« bemerkte der Maschinenbauer bereits gereizt.

»Der Doktor besucht uns jeden Tag und sorgt selbst für die Medizin, die er aus eigener Tasche bezahlt,« rief Marie dazwischen.

»Ja, er kommt alle Tage,« höhnte der Pietist, »aber nicht zur Mutter, sondern zu dem Töchterlein, [1-66] der er mit allerhand

Reden den Kopf verdreht, ihr fühlt er den Puls, ihr drückt er die Hand und sagt ihr tausend schöne Sachen. O, ich kenne sie, ihr Herz ist eitel und übervoll von sündiger Lust. Auswendig blüht sie wie eine Rose, aber inwendig da steckt der Wurm.

Magst du mit Schönheit auch und Liebreiz prunken
Im Sündenpfuhl ist längst dein Heil ertrunken.«

Eine brennende Schamröthe flammte auf Mariens Wangen. Das Geheimniß ihrer Schuld in plumper Weise vor aller Welt ausgesprochen, brachte sie fast einer Ohnmacht nahe. Nur in der Person hatte sich der Pietist geirrt. Der Doktor besuchte in der uneigennützigsten Absicht der Welt ihre kranke Mutter. Dann und wann sprach er ein freundlich beruhigendes Wort zu dem angsterfüllten Mädchen, aber weder mehr noch weniger. Obgleich der Verdacht, den der fromme Raschmacher hämisch hingestreut, nicht den rechten Mann getroffen, so fühlte Marie sich im Innersten ergriffen und Thränen rollten über ihre schönen Wangen hin. Mehr bedurfte es nicht für Rolf, der das Mädchen anbetete, wie eine Heilige, und die Pietisten hasste; da er selbst den hallischen Lichtfreunden angehörte und auf Uhlichs und Wislicenus' Lehren schwur.

Die Zornader auf seiner breiten Stirn schwoll sogleich drohend an, seine Augen funkelten vor Wuth [1-67] und mit einem Satze stand er neben der gebrechlichen Gestalt des Raschmachers. Mit seinen Fäusten, welche beim Schmieden des Eisens selber Stahlhärte erlangt, fasste er den erbärmlichen Wicht vorn an den grauen Rockklappen und schüttelte ihn, wie der Sturmwind einen faulen, morschen Stamm.

»Hinaus mit ihm, hinaus mit ihm!« brüllte Rolf.

»Er erwürgt mich noch. Lassen Sie mich los, um Gottes willen!« stöhnte der Pietist, dem während des Ringens die Kappe samt der Brille auf die Erde fiel.

»Thuen Sie ihm Nichts,« flehte Marie, welche Rolf am Arme hielt. »Machen Sie sich nicht unglücklich um meinetwillen.«

»Ich will ihn lehren, ein braves Mädchen beschimpfen. Er soll das Wiederkommen hier vergessen, der niederträchtige Schuft soll von mir einen Denkzettel für ewige Zeit erhalten,« schrie Rolf mit einer Stimme dumpf und grollend, wie der Donner.

»Mäßigen Sie sich,« flüsterte das Mädchen. »Schonen Sie die Mutter. Die Leute werden kommen, wenn Sie nicht aufhören.«

»Mörder, Feuer!« ächzte der fromme Mann, den Rolf mit seiner Hand noch immer am Kragen hielt und zur Thüre zerrte.

Den unabläßigen Bemühungen des Mädchens gelang es endlich, die Wuth des Maschinenbauers zu [1-68] beschwichtigen. Er ließ sein Opfer auf ihre Bitten los. Der Raschmacher bückte sich, um Kappe und Brille wieder aufzuheben.

Sein blasses, erdfahles Gesicht hatte eine violette Farbe angenommen, seine grünlichen Augen schossen vernichtende Blitze, seine Brust keuchte noch und Schaum lag vor seinen bleichen Lippen. Er athmete kurz und rasch. Einige Minuten vergingen, ehe er sich gesammelt, dann wankte er der Thüre zu. Hastig ergriff er den Drücker mit seiner noch zitternden Hand, öffnete und sprang heraus. Aber bevor er noch wieder schloß, steckte er den Kopf, dessen Schlangenähnlichkeit nicht zu verkennen war, noch einmal durch den Spalt hinein und rief: »Verdammter Lichtfreund, verfluchter Kommunist! wir treffen uns.« Dann schlug er hastig die Thüre zu und stürzte polternd die finstere Treppe hinunter in seine Wohnung, welche er ängstlich hinter sich verschloß. Marie hielt den nacheilenden Rolf zurück, der sich endlich besänftigen ließ. Während der ganzen Scene hatte die Kranke nur eine passive Rolle übernommen. Sie gönnte dem Pietisten, der sie quälte, von Herzen eine Züchtigung, deshalb wehrte sie auch dem Maschinenbauer nicht, aber sie fürchtete auch wieder, wegen der kleinen Summe, welche sie ihm noch schuldete. Nachdem der erste Zorn verraucht, trat Rolf an das Bett der Kranken und gab ihr die Früchte, welche er zu [1-69] ihrer Erfrischung von seinen kleinen Ersparnissen gekauft. Die Kranke griff mit Gier darnach und brachte die schwellenden Trauben an ihre vertrockneten Lippen. Hätte sie Marie nicht gewarnt, so hätte sie den ganzen Vorrath mit einem Male aufgezehrt. Kranke gleichen hierin den Kindern und denken an die Zukunft nicht. Sie sind größtentheils ohne Selbstbeherrschung und Kraft, ihre Triebe zu beschränken. Auch die Seele kränkelt, wenn der Leib darniederliegt. Der Egoismus des Menschen wächst mit seinen Leiden. Murrend nur ließ die Kranke es geschehen, daß Marie den Rest der Früchte für den morgenden Tag besorgt zur Seite legte, dann drehte sich die Mutter, noch immer schmählend, daß die Tochter keine Freude ihr vergönnen wollte, nach der Wand zu und entschlummerte. Nur ihr leiser und oft unterbrochener Athem war im Stübchen zu vernehmen und der Pendelschlag der alten Uhr. Marie hatte ihre Zeichnung wieder vorgenommen, Rolf

seinen Stuhl in ihre Nähe gerückt. Er sah ihr bei dem mühsamen Werk still und bewundernd zu. Das war seine glücklichste Zeit. Wenn er Abends seine Arbeit beendet, den letzten Hammerschlag gethan, das Schurzfell abgelegt, die schwarzen, rußigen Hände sauber gewaschen, dann eilte er mit verdoppelten Schritten den weiten Weg, nur um Marie zu sehen.

Er sprach wenig und selten, sein Herz war zu voll. [1-70] Der rauhe Arbeitsmann hatte keinen Ueberfluß an schönen Redensarten. Er fühlte zu tief, um seinen Empfindungen Worte zu verleihen. Was bedurfte er auch der Sprache? Sein braunes Auge, das brennend auf ihrem Angesichte haftete, seine Lippe, auf welcher das Geständniß seiner Liebe zitterte, seine Stimme, welche in ihrer Nähe von Beben ergriffen war, seine Hand, welche scheu und zagend die ihrige zu suchen und zu fliehen schien, waren die Verräther seiner heißen Liebe, und Marie wäre kein Weib gewesen, um nicht zu wissen, wie sie von Rolf geliebt und angebetet war. Noch hatte er es nicht gewagt, ihr ein Geständniß abzulegen und darum hatte sie kein Recht, sich seiner stummen Neigung zu entziehen. Sie duldete ihn, weil er so gut, so ehrlich war, weil die Mutter gern den wackern Arbeiter sah, der zur Erleichterung ihrer Lage aus Kräften beitrug. Sie schwieg in seiner Nähe, weil sie fürchtete, daß ein Gespräch, einmal begonnen, den Schüchternen ermuthigen könnte. Sie kannte Rolf länger seit einem Jahre, sie war gewohnt, täglich ihn zu sehen da auf dem Stuhle, wo er saß, ihr gegenüber, sie betrachtend, sich an ihrem Anblick freuend. Auch heute wagte sie kaum, ihn anzureden und doch hatte er ihren Dank verdient. Die arme Marie hatte ein fein fühlendes Herz, einen angebornen Sinn für das Schickliche, welches mit dem rein Menschlichen stets zusammenfallt.

[1-71] Nach langem Zögern sagte sie: »Sie sind so gut, Rolf, aber auch heftig. Ich war fast erschrocken, als ich Sie so wüthend sah.«

Oh!« rief der Maschinenbauer, der so leise sprach, als ihm möglich war, um die Kranke nicht zu wecken und der in Mariens Worten einen Vorwurf zu entdecken glaubte, »ich habe eine verwünschte Hitze, die ich mir abgewöhnen muß.«

»Man sagt, daß die hitzigsten Menschen auch die besten sind,« antwortete Marie, indem sie mit ihren blauen Augen unwillkührlich freundlich auf ihn schaute.

»O ich wollte, ich wäre so gut, wie Sie,« stotterte verlegen der Maschinenbauer.

»Sie können sich täuschen, ich habe auch meine Fehler.«

»Sie müssen ein Engel sein,« rief Rolf, indem er ihre Hand ergriff, die Marie ihm nicht zu entziehen wagte, »ja sie müssen ein Engel sein, schuldlos und rein, Marie.«

Hätte der Maschinenbauer emporgeschaut, so hätte er die flammende Röthe ihrer Wangen, ihre steigende Verlegenheit bemerken müssen. Aber Rolf war über seine eigene Kühnheit zu sehr erschrocken, und darum wagte er nicht, sie anzusehen.

Noch immer hielt er ihre Hand in der seinigen. Marie schwieg, auch Rolf vermochte nicht zu sprechen.

[1-72] »Lassen Sie doch meine Hand los,« sagte das Mädchen, nachdem sie einige Augenblicke still und verlegen dagesessen, wobei sie deutlich seinen kühner werdenden Druck empfand, »ich kann sonst nicht arbeiten, und ich muß bis Morgen mit dem Muster fertig werden.«

»Marie!« flehte Rolf, indem er fest und fester das theure Pfand umschloß, als wollte er die Hand für ewige Zeit behalten.

Das Mädchen zitterte, als sie den Maschinenbauer immer heftiger erblickte.

»Lassen Sie mir diese Hand,« bat er dringend, »für heut, für immer.«

Marie antwortete nicht, sondern entzog mit sanfter Anstrengung ihre Hand der seinigen.

Traurig sah er seinen Schatz entfliehn, er redete nicht mehr und auf seinem Gesichte kämpfte ein großer, unaussprechlicher Schmerz. Dann erhob er sich von seinem Stuhle und bot dem Mädchen eine gute Nacht, scheu und verlegen, als hätte er ein furchtbares Verbrechen an ihr begangen. Sie dankte und leuchtete ihm die Treppe herab. Als Rolf unten auf dem finstern Hausflur stand, wagte er noch einmal zu ihr empor zu blicken. Sie schwebte oben, vom Lampenschein wie von einem Strahlenkranz das blonde Haupt erhellt. »Sie ist ein Engel,« murmelte der Arbeiter bewegt und eilte [1-73] in die finstre Nacht hinaus. Hinter ihm schlich ein dunkler Schatten unbemerkt. Es war der Raschmacher, welcher heute noch seine Rache befriedigen wollte.

Die Kommunisten.

Rolf war in Gedanken noch immer bei Marie, während er seinen Weg mechanisch nach der Klosterstraße nahm. Dort versammelten

sich Arbeiter, so wie er, Männer, die am Tage den Hammer und die Axt geschwungen. In dem geräumigen Lokale brachten sie ihren Abend zu.

In den letzten Jahren war unter den Arbeitern selbst eine merkwürdige Veränderung vorgegangen. Die zunehmende Bevölkerung, die steigende Konkurrenz hatte den goldenen Boden des Handwerkerstandes vernichtet. Die gemeinsame Noth brachte in allen das gleiche Mißbehagen an den gegenwärtigen Zuständen, eine Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen hervor. Der natürliche Wunsch des Menschen, eine Verbesserung seiner Lage herbeizuführen, hatte sämmtliche Gewerke bereits ergriffen.

Ein neues Evangelium, welches in Frankreich zuerst von St. Simon und Fourier offenbart, von Lamenais mit glühenden Worten gepredigt, von Cabet zum Fa[1-74]natismus ausgebildet war, hatte seinen Weg auch nach Deutschland genommen. In der Schweiz, wo die größere politische Freiheit, die Menge der Flüchtlinge aus allen Staaten Deutschlands, jede Neuerung begünstigen, befand sich der Brennpunkt der neuen Lehre, welche von dort aus radienförmig sich verbreitete.

Weitlings Schriften, welche Wahrheit und Irrthum im populären Tone vortrugen, Heinzens Pamphlete, welche streng verboten und darum um so begieriger gelesen wurden, hatten die unteren Schichten der Gesellschaft politisch aufgeregt. Der deutsche Arbeiter fing zu denken an und wurde selbstbewußt. Junge Männer, welche ebenfalls mit dem Geiste der gegenwärtigen Regierung unzufrieden waren, Literaten, die unter dem Drucke der Censur schmachteten, Candidaten, welche wegen mißliebiger Gesinnung höheren Orts verdächtig waren und vergebens eine Anstellung erwarteten, ehemalige Liberale, die an der politischen Gestaltung des Vaterlandes verzweifelten, einsame Forscher, abstrakte Philosophen, jugendliche Schwärmer und Utopisten hatten sich der neuen Bewegung auf dem sogenannten socialen Gebiete angeschlossen. Selbst die Literatur hatte diese Richtung eingeschlagen. Von der gewandten Feder Eugen Sue's wurden die Sünden und Wunden der Gesellschaft ohne Schonung aufgedeckt. Seine Romane fanden in allen Ländern und [1-75] Ständen sowohl Leser als Nachahmer. Das Volk war zum Götzen des Tages erhoben und auf seinem Altare opferten die edelsten und besten Geister unserer Zeit. Hebung der unteren Volksklassen, Verbessrung ihrer Lage, war das Feldgeschrei.

Noch einmal wiederholte sich im neunzehnten Jahrhundert jener Philanthropismus, jener Kultus der Menschheit, welcher kurz vor dem Eintritt der ersten französischen Revolution erschienen war. Dieselbe Unzufriedenheit in allen Schichten der Gesellschaft, dieselbe drückende Gewitterschwüle in der geistigen Welt, welche großen und erschütternden Weltbegebenheiten voranzugehen pflegt, vermehrte noch die Aehnlichkeit der gegenwärtigen Epoche, mit der vergangenen. Der vierte Stand, fälschlich das Proletariat genannt, erschien mit seinen Ansprüchen auf dem Schauplatz und forderte die Rechte, welche der dritte schon besaß.

Dieser war nicht minder unzufrieden mit den bestehenden Verhältnissen. In Sachen der Religion aufgeklärt, war ihm die pietistische Richtung des Ministeriums verhaßt, von der Mitregierung ausgeschlossen, richtete er seine Waffen gegen den Absolutismus des Polizei- und Beamtenstaats. Seit der Thronbesteigung des Königs in fortwährender Opposition gegen die mittelalterlich-romantische Richtung des Monarchen, verband er sich mit den revolutionären Elementen, wo [1-76] er dieselben fand. Bis zum Ausbruche der Märzrevolution ging der Liberalismus mit der Demokratie darum Hand in Hand. Erst nach dem Siege trat die Spaltung ein.

Von den Liberalen wurden die Arbeiterbewegungen unterstützt, ihnen verdankt der Gesellenverein in der Johannisstraße seine Bildung. Der Same der Volksaufklärung ward von ihnen in den unteren Schichten ausgestreut, freisinnige, religiöse und politische Schriften verbreitet; Gesangklubbs gestiftet, welche durch Lieder den patriotisch deutschen Sinn erwecken sollten. Der Liberalismus und der Socialismus fielen noch zusammen, beide hatten gemeinschaftliche Feinde zu bekämpfen.

Eine solche halb liberale, halb sociale Versammlung war es, wohin wir Rolf, dem Maschinenbauer, folgen. Der große Saal war mit Männern des Gewerks und mit Literaten und Studenten gefüllt. Selbst einige wohlhabende Bourgeois, theils Meister, theils Kaufleute verschmähten nicht an der Gesellschaft Theil zu nehmen. An den verschiedenen Tischen wurde lebhaft diskutirt. Die Tagesfragen, die politischen Ereignisse wurden größten Theils im liberalen Sinne abgehandelt. Hier und da waltete Humor und der eigenthümliche Berliner Witz, der jedem Ding die lächerliche Seite abzugewinnen weiß. Karrikaturen, [1-77] auf denen gewöhnlich ein Eichhörnchen mit Band und Stern die Hauptfigur bildet, wanderten

verstohlen von Tisch zu Tisch. In einer Ecke deklamirte ein junger Mann von einem dichten Zuhörer-Kreis umringt, ein Gedicht aus dem Ça ira von Freiligrath von stürmischen Beifall seiner Umgebung mehrfach unterbrochen.

Die verschiedensten Dialekte unseres deutschen Vaterlandes ließen sich vernehmen. Das Schnarren des Berliner, der breite gedehnte Ton des Schlesiers, die singende Stimme des Sachsen, der zischende Laut des Nordens, der weiche des Südens wechselten mit einander ab. Hier und da ward selbst französisch gesprochen, bald von wirklich geborenen Franzosen, welche zur Zeit in Berlin Arbeit gesucht und gefunden, bald von Mitgliedern der französischen Kolonie, die sich gern in ihrer alten Muttersprache unterhalten. Auch ehrliche deutsche Gesellen, der französischen Sprache kundig, zogen dieselbe vor, wenn sie ein Geheimniß sich mitzutheilen hatten. Man fürchtete die geheime Polizei, welche trotz alles Leugnens der Behörden, in jener Zeit bestand. Angebereien gehörten mit zur Tagesordnung. Zwischen den zahlreich mit Gästen besetzten Tischen bewegten sich geschäftig Schenkmädchen in bunter oft phantastischer Tracht hin und her und brachten auf Verlangen bald eine kühle Blonde, deren Schaum an [1-78] der langen Stange niederfloß, bald die bairische Kuffe mit dunklem Stoff gefüllt.

Nur mit Mühe konnte Rolf noch einen Platz erlangen. Einige Bekannte, wie es schien, rückten gern zusammen und nahmen ihn willig in ihrer Mitte auf. »Willkommen Rolf!« rief ein ältlicher Geselle, mit dunklem wilden Bart, aus dem das Gesicht kaum hervorzusehen war. »Du kommst zu spät.«

»Ich hatte Geschäfte,« schützte der Maschinenbauer verlegen vor.

»Weiß schon. Bist wieder beim Mädel gewest.«

»Kümmert's Dich?« versetzte Rolf noch gereizt.

»Darfst nicht so unwirsch sein. Ich meine es gut mit Dir. Die Weiber taugen Nichts und ein braver Kerl sollte sich mit ihnen nicht befassen.«

»Ich heirath mein Lebtag nicht,« krähte ein dürrer Schneider, der am selben Tische saß, »die Ehe ist unmoralisch, hat der Weitling mir in Bern gesagt.«

Ein Berliner verlangte ein Glas Bier. Ein Polkamädchen in rothem Leibchen, mit der kleinen, kecken Mütze auf dem dunklen Lockenhaar eilte herbei und brachte das Getränk, welches bei näherer Betrachtung sich als trüb erwies.

»Des is Königsbier,« lachte ein Rebenstzenber »es thut sehr dicke.«

[1-79] »Ne, Du irrst Dir, es ist duster, wie das Ministerium,« rief der Andere.

Ein schallendes Gelächter ward dem Witz zu Theil.

»Du, nimm Dir vor der Polizei in Acht,« bemerkte der Berliner. »Sie wird mit jedem Tage eckliger.« —

»Die Schandarme schießen wie die Pilze aus der Erde,« rief ein Dritter.

»Sie sind giftig,« scholl es von der Seite her.

»Ja, wir Handwerksburschen haben viel zu leiden von der Polizei,« sagte ein Bäckergesell aus Nördlingen, ein ehrlicher Schwab. »Das Gehudle mit den Pässen nimmt kein Ende. Da sitzen die Schreiber und lassen die Gesellen stehen und warten, bis sie schwarz werden und schnautzen einen noch dazu an, als ob man ein Hund wäre, der um einen Knochen bettelte. Da schlag doch das siedige Donnerwetter die Kerls ungespitzt in den Boden. Wenn man nur ein Schnauferle thut, wird man obendrein noch ausgewiesen.«

»Das ist unsrem Itzstein und Hecker auch passirt,« rief ein Badenser. »Die preußische Polizei kann keinen freien Mann vertragen. Der alte Itzstein ist ein wahrer Herzmensch, und der Hecker kann reden, daß er die Wände auseinander druckt.«

»Sie leben hoch!« jubelte der Berliner und schwenkte seinen zerdrückten Hut. Ein donnerndes [1-80] Hoch erscholl im Saal. So ehrte das Volk damals seine Vertheidiger, unbekümmert um die Polizei.

Rolf stimmte mit in den Jubel ein, obgleich seine Seele noch immer mit Marie beschäftigt war. Auf's Neue versank er in seine Träumerei, aus welcher er plötzlich durch ein zu damaliger Zeit nicht ungewöhnliches Ereigniß unsanft geweckt wurde.

Das laute Gespräch und frohe Treiben an den Tischen verstummte mit einem Male. Eine Todtenstille herrschte in dem Saale. Hier und da steckten Einige die Köpfe zusammen und flüsterten nur leise einen Namen, der wie ein Lauffeuer durch die Gesellschaft ging. Durch die Menge, welche scheu zur Seite wich, schritt ein Mann, im grauen Mantel gehüllt, mit der Polizeimütze auf dem Kopf, grad auf den Tisch zu, an welchem der Maschinenbauer seinen Platz genommen. Wer nur oberflächlich auf das rosige Gesicht des neuen Gastes sah, das rund und voll eine gewisse Bonhomie verrieth und den Ausdruck der Lebenslust und Heiterkeit an sich trug, der hätte den Mann für einen behaglichen Pächter vom Lande, für einen

munteren Gesellen halten müssen, der in lustiger Gesellschaft sein Glas zu leeren kam. Aber gleich bei näherer Betrachtung mußte sich diese Vermuthung als falsch erweisen. Hinter diesem immer freundlichem Lächeln lauerte ein Zug listiger Verschlagenheit. In [1-81] den grauen Augen lag etwas Spähendes, das durch Gewohnheit bereits stereotyp geworden war. In dem sicheren festen Auftreten gab sich eben so sehr büreaukratisches Bewußtsein, als persönlicher Muth zu erkennen. Die untersetzte kräftige Gestalt ließ auf körperliche Stärke und Gewandtheit schließen. Von der List und der Unerschrockenheit des Mannes erzählte sich das Berliner Volk die wunderbarsten Dinge. Seine Allwissenheit erschien fast mährchenhaft und es fehlte nicht viel, so hätte man ihn für einen Hexenmeister gehalten und ihm geheime Zauberkünste zugeschrieben. Der Berliner Volkswitz bezeichnete eben so treffend, als wahr, diese Eigenschaft in dem bekannten Liede:

Dieser that es gleich errathen,
Daß er wollte attentaten.

Unermüdlich, rastlos, entging seinen spähenden Augen kein Vorfall, kein Ereigniß in der großen Residenz. Ehe der Morgen graute, stand er verborgen von einem Pfeiler des Perron auf der Eisenbahn und musterte die ankommenden und abgehenden Fremden. Seine physiognomischen Kenntnisse verriethen ihm sofort die verdächtigen Passagiere. Politische Flüchtlinge, reisende Industrieritter, wußte er aus Hunderten herauszufinden. Spät am Abend schlich er verhüllt, oft verkleidet, bald allein, bald in Gesellschaft von Angebern und Polizeidienern in den Straßen der großen [1-82] Stadt und belauschte hier ein politisches Gespräch jugendlicher Schwärmer, dort die Anschläge verhärteter Bösewichte. Er stieg herab in die Höhlen des Lasters und überraschte den Dieb, ehe dieser seinen Raub verbergen konnte.

Ihm gelang es oft, was dem geübtesten Kriminalisten mißglückt, dem störrischen, verstocktesten Verbrecher, das Geständniß abzudringen. Seine Erscheinung, seine ganze Thätigkeit hatte immer etwas Gespenstisches. Er ist da, wo man ihn am wenigsten erwartet. Er liebt es, zu überraschen. Plötzlich steht er in einem Kreise, als wäre er aus der Erde hervorgewachsen. Er ergreift sein Opfer, wenn es am sichersten zu sein glaubt und keine Gefahren ahnt. Er ist allgegenwärtig, die verkörperte Vorsehung Berlins.

Diesem Umstande schreiben wir auch die Bestürzung in dem

Saale zu, welche seit dem Erscheinen des bekannten Polizisten herrschte. Einen Augenblick schien er sich an dem panischen Schreck, an dem lähmenden Eindruck zu weiden, den er hervorgebracht. Sein durchdringend scharfes Auge flog musternd über die Menge hin, wie der Raubvogel, der sich in der Höhe wiegend, nach seiner Beute späht. Immer mehr näherte er sich dem Tische, an welchem der Maschinenbauer saß. Die Blicke aller Anwesenden folgten gespannt jedem Schritte, jeder Bewegung des Gefürchteten. [1-83] Endlich blieb er dicht vor Rolf stehn, den er musterte. Der Arbeiter, dem ein muthiges Herz unter der blauen Blouse schlug, verrieth durch kein Zeichen weder Furcht noch Ueberraschung. Sein Gesicht blieb ruhig, regungslos.

»Wie heißen Sie?« frug dieser nach einer kurzen, erwartungsvollen Pause.

»Ich heiße Rolf.«

»Sie sind Maschinenbauer in einer Fabrik.«

»Ich arbeite seit zwei Jahren in der Borsigschen Werkstätte.«

»Gut! Sie werden mit mir gehn, und das sogleich.«

Ein Murren entstand im ganzen Saale. Umstehende waren aufgesprungen und umringten Rolf. Hier und da wurden heftige Drohungen ausgestoßen gegen die Willkür der Polizei. Der bärtige Geselle ballte seine Faust. Der Badenser und der Würtemberger hatten Rolf an der Hand gefaßt, um ihn zurückzuhalten. Gäste von entfernteren Tischen waren herbeigeeilt. Der Maschinenbauer zählte augenscheinlich viele Freunde hier im Saale, seine Gefangennehmung schien nicht ohne Gefahr und selbst auf offenen Widerstand zu stoßen. Zu dieser Aufregung der Gesellschaft bildeten die Ruhe Rolfs und des Polizisten den entschiedensten Kontrast. Beide blickten fest und unerschütterlich auf den steigenden Tumult. Der Maschinenbauer stand [1-84] aufrecht, ungebeugt, ein Bild männlicher Kraft, eine Eiche im Sturm, dem das niedrige Gestrüpp nur weicht. Seine Ruhe war ungekünstelt. Der Polizist dagegen blickte mit untergeschlagenen Armen lauernd rings umher; kalt in der drohenden Gefahr im Gefühle seiner Sicherheit. Von Zeit zu Zeit griff er nach seiner Brust, als hielte er dort eine geheime Waffe verborgen.

»Lassen Sie den Gefangenen,« schrie er laut. »Das Haus ist von Gensdarmen rings umstellt, ein Wink von mir und sie dringen herein.«

Ein dumpfer Ton grimmiger Entrüstung war die einzige Antwort,

welche die Versammlung gab. Dichter und immer enger schloß sich der Kreis um Rolf. Einen Augenblick schien der Polizist zu überlegen, auf welches Verhalten er einzuschlagen habe.

»Man sperrt hier Keinen mir nichts dich nichts ein,« rief der Berliner, »Gerechtigkeit muß sein.«

»Wenn Ihr ihn nehmen wollt, müßt Ihr ihn holen,« spottete der Badner.

»Rolf Du gehst nicht,« sagte der bärtige Gesell. »Ich weiß, was es heißt eingesperrt zu sein und das verfluchte Hin- und Herfragen. Ein ehrlicher Kerl kann den Verstand darum verlieren.«

»Wir geben ihn nicht raus,« schrie die aufgeregte Menge immer drohender.

[1-85] Der Polizeimann hatte noch keinen Entschluß gefaßt. Nur ungern schien er zu dem Aeußersten zu schreiten. Er war kein Freund von Anwendung der Gewalt. Er liebte still und ohne Aufsehn zu verfahren.

»Sind Sie vernünftig,« sagte er zu Rolf, »kommen Sie freiwillig mit, es soll Ihnen Nichts geschehn.«

»Welches Verbrechen hab ich denn begangen?« fragte Rolf, welcher bisher still geschwiegen und sich fast theilnahmlos verhalten, obgleich er selbst die Hauptperson des Schauspiels war.

»Sie sollen Alles erfahren,« antwortete der Polizist, »aber warnen Sie Ihre Freunde. Ihr Widerstand kann Ihnen nichts nutzen und erschwert nur Ihre Lage um so mehr.«

Rolf sah die Richtigkeit der Bemerkung ein. »Ich gehe mit Ihnen,« sagte er entschlossen, »aber ich verlange den Grund meiner Verhaftung zu wissen.«

»Ich gebe Ihnen mein Wort, daß Sie noch heute ihn kennen sollen. Jedoch darf ich nicht darüber vor aller Welt hier sprechen.«

»Ich vertraue Ihnen und nun laßt mich gehn,« sagte Rolf, indem er sich zu seinen Freunden wandte. Ich mag keinem Menschen Unannehmlichkeiten um meinetwillen verursachen. Es wird ja auch den Hals nicht kosten,« setzte er mit einem traurigen Lächlen zu.

»So Recht junger Mann,« rief der Polizist.

[1-86] »Rolf, sei kein Narr!« warnten die Umstehenden.

»Des Menschen Wille ist sein Himmelreich,« meinte der Bärtige.

»Wie Du Dich bettest, wirst Du liegen,« bemerkte hierzu der Badner, der unmuthig die Hand des Maschinenbauers fahren ließ.

Als die Umgebung des Maschinenbauer ihn fest entschlossen sah, seiner Verhaftung sich zu fügen, gab auch sie ihren Widerstand

leicht auf, und öffnete den Kreis der ihn umschlossen hielt. Der Polizist, seines Gefangenen sicher, schritt voran, der Maschinenbauer folgte ihm. Hier und da wurde noch ein Fluch gehört, eine Faust geballt, dann war es wieder ruhig und still im Saal und bald ging das gewohnte Leben seinen Gang, als wäre eben nichts geschehn.

An der Thür warteten schon zwei Gensdarme, welche Rolf in Empfang nahmen. Der Polizist machte Miene sich zu entfernen. Rolf erinnerte ihn an sein Versprechen, ihm die Ursache seiner Gefangennehmung zu entdecken.

»Sie sind denuncirt worden und stehen im Verdachte, einer kommunistischen Verbindung anzugehören, welche mit dem Auslande correspondirt und die Einführung der Republik bezweckt.«

[1-87]

Die Stadtvogtei.

Minder höflich als der Polizeirath, schleppten die Gensdarme Rolf mit sich fort. Wenn er sich beschwerte, hieß es, wie gewöhnlich: »Kerl nicht raisonirt.« Die Grobheit der preußischen Beamtenwelt steht im umgekehrten Verhältnisse zu ihrem Range. Je niedriger die Stellung, desto gröber der Bureaukrat. Ein Gensdarm steht gewöhnlich an der äußersten Grenze. Diese Rücksichtslosigkeit empörte den Maschinenbauer. »Ich werde mich über ihr Benehmen beklagen,« sagte Rolf.

»Das Maul gehalten, verfluchter Rebell!« war die Antwort.

Das Verfahren der Polizei im Jahre 1847 war für das Volk erniedrigend. Sie handelte mit einer Willkür, welche sie zum Gegenstand des allgemeinen Hasses machte. Sie übte ihr ohnedies mißliebiges Amt in einer Weise aus, welche verletzend war. Daher richtete sich die Revolution vorzugsweise gegen ihre Herrschaft. Beschwerden halfen nicht, selten wurden sie gehört.

Der Maschinenbauer fühlte seine Ohnmacht und schwieg.

Auf dem Molkenmarkte steht ein großes unscheinliches Gebäude, die Stadtvogtei genannt. Dort ist [1-88] das Polizeigefängniß der Stadt Berlin, dahin wurde Rolf von seinen Begleitern gebracht. Ein großes Zimmer nahm ihn vorläufig auf. Rings an den Wänden waren Pritschen angebracht, mit einem schmutzigen Strohsack nur bedeckt. Eine Lampe erhellte spärlich matt den dunklen Raum und

die verschiedenen Gruppen der Gefangenen, welche eben erst abgeliefert worden waren. Einige saßen, andere standen rings umher; liederliche Dirnen schäkerten selbst hier mit den bestraften Vagabonden. Nächtliche Ruhestörer, oft im eleganten Kostüm, saßen neben dem aufgegriffenen Bettler, der seine Blöße spärlich nur mit Lumpen deckte. Selbst Kinder von zehn bis zwölf Jahren fehlten nicht, gewöhnlich trugen sie in ihren Zügen bereits die Spuren des Lasters und der Sünde.

In einem Winkel weinte ein junges Mädchen; in ihren Formen noch ein Kind. Sie schien erst am Anfange ihrer traurigen Laufbahn zu stehn und hatte vor Scham ihr Gesicht mit der zerrissenen Schürze halbverhüllt. Neben ihr stand mit hochroth geschminkten Wangen und frechem Blick ein Frauenzimmer aus der niedrigsten Volksklasse und tröstete die Verzweifelnde mit anerkennenswerther Gutmüthigkeit.

»Na, wene man nicht, in vierzehn Dagen sind wir
wieder raus.«

Ein Bursche, in karirter Leinwandjacke, mit lan[1-89]gem blonden Haar und bleichem verwitterten Angesicht, in welchem schlaftrunken die blauen wäßrigen Augen schwammen, die Hände in den Hosentaschen pfiff unbesorgt einen Gassenhauer. Er schien sich hier heimisch und bekannt zu fühlen; seine Miene und ganze Haltung verrieth den Habitué der Stadtvogtei. Neben ihm hatte ein älterer Verbrecher seinen Platz genommen. Unter dem schmutzig grauen Filz quoll das wirre Haar hervor; ein struppiger Bart umzog das spitze Kinn; List und Verschlagenheit blitzten unter den buschigen Augenbrauen. An einem Bettpfosten lehnte sich schwankend ein aufgegriffener Vagabond in nur halb nüchternem Zustande und unterhielt sich mit einem ältlichen Frauenzimmer angelegentlich. Beide Personen schienen bessere Tage gesehen und einer höheren Stellung angehört zu haben. Das vom Trunke aufgedunsene Gesicht des Mannes zeigte noch Spuren von früherer Schönheit. Seine Sprache, seine Gedanken verriethen einen hier ungewöhnlichen Bildungsgrad. »Madame,« sagte er zu der Frau, »wie Sie mich hier sehn, war ich einst Privatdocent der hiesigen Universität.[1] Eine Kette unglücklicher Verhältnisse haben mich heruntergebracht. Doch ich bin ein Philosoph und setze den [1-90] Schlägen des Schicksals einen ungebeugten Muth entgegen.«

»Ich bin erfreut einen gebildeten Menschen hier zu finden,« antwortete die Dame mit Koketterie, »les beaux esprits se

rencontrent par-tout.«

Der Vagabond griff nach der Hand der Frau, welche einst Gouvernante in einem hohen Hause gewesen war und jetzt durch Betrügereien ihr Leben fristete, und küßte sie mit dem Anstand der feinsten Welt.

Auch diese Gesellschaft hatte ihre Aristokratie. Selbst in der Hausvogtei machte sich der Unterschied des Ranges bemerkbar.

Weit abgesondert von den Uebrigen befand sich ein junger Mann. Seine hohe Stirn deutete auf keinen gewöhnlichen Geist; in seinen Augen glühte ein schwärmerisches Feuer, auf seinen Lippen schwebte ein Zug gewinnender Freundlichkeit. Er war nicht elegant, aber gut gekleidet. Ein schwarzer Rock umschloß seine kräftige, männlich schöne Gestalt. Sein Hals war bloß, von keiner steifen Kravatte eingezwängt, ein einfacher weißer Kragen den er übergeschlagen, war zierlich von einem dünnen Seidentuch umschlungen. Er schien mehr ein neugieriger Beobachter als ein Angehöriger des Gefängnisses zu sein. Seine Mienen drückten weder Bestürzung noch Furcht aus. Das milde braune Auge schweifte durch den ganzen Saal, als [1-91] wollte er alle Welt dort grüßen. Ein rührender Zug von Selbstvergessenheit gehörte zur Charakteristik dieses Mannes. Er dachte nur an die Leiden der Anderen, an die Ausgeschlossenen einer Gesellschaft, welche das Verbrechen im eigenen Schoos erzeugt und selbst schuldig den Schuldigen nachsichtslos bestraft. Sein eigenes Geschick schien er nicht zu beachten und doch war er, wie Rolf, desselben Verbrechens wegen angeklagt. Er war der Führer und Leiter der socialen Bewegung. Die Noth der arbeitenden Klassen hatten von jeher seine Aufmerksamkeit gefesselt. Er hatte einen Theil seines Vermögens aufgeopfert, England und Frankreich besucht, um die Lage der dortigen Bevölkerung aus eigener Anschauung kennen zu lernen, mit den Häuptern der neuen Schule verkehrt, um theoretisch und praktisch sich für seine Mission auszubilden. Nach Berlin zurückgekehrt, war es ihm gelungen einen bedeutenden Einfluß auf die Arbeiter auszuüben, welche ihn mit Hingebung liebten. Ein begeisternder Redner, wirkte er mächtig durch das Wort und seine Reden in dem Gesellenvereine der Johannisstraße wurden von den Zuhörern stets mit einem Beifallssturm begrüßt. Von der Regierung seiner Gesinnungen wegen verfolgt und zurückgesetzt, als er sich um einen Lehrstuhl für Philosophie bewarb, hatte dieses Ereigniß nicht wenig dazu beigetragen, seine ganze Thätigkeit auf einen [1-92]

Punkt zu drängen. Deshalb war seine Anschauung oft eine einseitige. Er kannte die übrigen Stände nicht und verurtheilte sie darum ohne zu prüfen. Sein Abgott war das Volk. Er haßte den Adel und die Bourgeoisie mit blinder Leidenschaft. Nur dem Volke, das heißt den untersten Schichten der Gesellschaft, schrieb er jede Tugend zu. Von ihm erwartete er einzig und allein die Regeneration dieser nach seiner Meinung verderbten und entarteten Welt. Er vermied jede Berührung mit den höheren Ständen und lebte einsam bei seinen Büchern und Studien. Wenn er seine Wohnung verließ, so geschah es nur, um sich in die Arbeiterversammlungen zu begeben, welchen er mit dem schwärmerischen Eifer eines begeisterten Propheten das reine Evangelium anzupreisen suchte. Nur in der Gesellschaft jener wunderbaren Frau, welche wir im Salon des Justizministers kennen gelernt, wurde er zuweilen gesehen. Er begleitete sie auf ihren einsamen Wanderungen durch das Vogtland und besuchte mit ihr die Familienhäuser, wo das Elend und der Mangel seine Wohnung aufgeschlagen hat. Nur in ihrer Nähe verlor er seine gewohnte Einsylbigkeit und seine poetische Seele schwärmte in Hymnen aus, würdig eines Lamenais.

Der junge Mann, wir wollen ihn Doktor Dörner nennen, war schon seit langem der Polizei verdächtig [1-93] und seine Verhaftung ward zugleich mit der Rolfs verfügt. Beide waren befreundet und sobald der Doktor den Maschinenbauer aus der Menge herausgefunden, eilte er auf denselben zu und fragte ihn: »wie kommen Sie hierher?«

»Man beschuldigt mich, Theilnehmer einer kommunistischen Verbindung zu sein.«

»Ganz wie mich. O die Thoren! Sie verfolgen die Wahrheit und kreuzigen ihre Lehrer und Bekenner. Sie glauben, wenn sie Menschen beseitigen, auch die Ideen zu vernichten. Die Idee ist unsterblich und wird ihrer spotten. Glauben Sie, lieber Rolf, wir stehen am Vorabende einer neuen Weltepoche. Wie zu den Zeiten der römischen Herrschaft ist die Welt vergiftet und verdorben, in ihrer Auflösung begriffen. Die Gesellschaft ist in Fäulniß übergegangen und bedarf einer Regeneration. Ein neues Evangelium ist verkündet worden und seine Wahrheit wird siegen.«

»Ja, es muß anders werden,« bekräftigte der Maschinenbauer schlicht.

»Aus dem Volke muß das Heil wieder kommen. In der Masse leben noch die gesunden Säfte, welche die Verjüngung der Welt

bewirken werden.«

Diese Worte, in dieser Gesellschaft ausgesprochen, klangen fast wie Ironie, aber der junge Mann vergaß in seinem Feuereifer Ort und Zeit.

[1-94] »Man verfolgt uns jetzt,« fuhr er fort, »aber wir werden, ja wir werden triumphiren, die Tyrannei wird ein Ende nehmen und gestürzt. Der Kampf ist unausbleiblich und vielleicht in kurzer Zeit steht schon die Entscheidung nah. Auf den Barrikaden werden wir uns wiedersehn.«

»Ich wollte, es ginge heut schon los,« rief der Maschinenbauer mit Begeisterung. »Die Wirthschaft ist nicht länger zu ertragen. Im Gebirge schießt man die Arbeiter tod, wenn sie Brot verlangen und ruft ihnen höhnisch zu: freßt Gras und Heu, und in Oberschlesien wüthet der Hunger und der Typhus um die Wette, ohne daß sich die Regierung darum kümmert.«

»Unsere Minister haben Krakau aufgeopfert und preisgegeben. Sie wußten nicht einmal welche tödliche Wunde sie dem schlesischen Handel schlugen. Sie verkaufen an die Kabinette das Wohl der Völker und verschachern Nationen, wie eine Heerde Schafe,« sagte mit Entrüstung der Doktor.

»Der Zustand ist unerträglich. Sie können mir glauben, lieber Herr Doktor, die Arbeiter denken alle so wie ich und warten nur auf den günstigen Augenblick. Wenn es losgeht, werden sie nicht fehlen. Wir werden stehen, wie ein Mann.«

Während sich die politische Unzufriedenheit der Beiden im Gefängnisse auf diese Weise Luft machte, war [1-95] der Polizeirath mit dem Gefangenwärter eingetreten. Sein scharfer Blick musterte die ziemlich bedeutende Versammlung. Er sprach mit den Meisten. Fast jeder der Verbrecher betheuerte seine Unschuld. Mit ungläubigem Lächeln hörte der Polizist ihre verschiedenen Entschuldigungen an. Er verfügte über die Detention und wies den Einzelnen ihre Zellen an. Sie wurden von dem dienenden Personale je nach ihrer Bestimmung in Empfang genommen und abgeführt. Allmälig lichtete sich das Zimmer. Nur wenige blieben noch zurück, unter diesen der Maschinenbauer und der Doktor Dörner. Als der Polizist beide in unmittelbarer Nähe mit einander verkehren sah, verfinsterte sich sein freundliches Gesicht.

»Warum haben Sie die Gefangenen nicht sofort auf ihre verschiedenen Zellen gebracht, wie ich angeordnet,« rief er im heftigen Tone dem Gefängnißwärter zu.

»Ich habe keine besondere Ordre hierüber erhalten,« entschuldigte sich der Letztere.

»Wer hat die Gefangenen hereingebracht?«

Der Gefängnißwärter nannte die Gensdarme. welche den Auftrag vollzogen hatten.

Der Polizeirath schrieb eine Bemerkung in sein Dienstbuch, dann wandte er sich zu den beiden Gefangenen, indem er sie fixirte.

[1-96] »Sie haben Zeit gehabt, sich mit einander zu besprechen, nicht wahr?«

»Wir haben allerdings mit einander gesprochen, aber uns nicht besprochen,« entgegnete der Doktor. »Ich habe aus dem Munde des Herrn Rolf die Ursache seiner Verhaftung erfahren, weder mehr, noch weniger.«

»Das ist schlimm,« antwortete der Polizist. »Sie werden gewiß ihre Aussagen bereits abgeredet haben. Aber Sie können versichert sein, daß Ihnen dies Alles Nichts nützen wird. Wir haben die Beweise ihrer beiderseitigen Schuld in Händen. Die Haussuchung, welche ich selbst vorgenommen, hat die wichtigsten Resultate bereits ergeben. Sie sind im Besitze von Schriften, welche streng verboten sind. Wir haben Briefe aufgefunden, welche Sie kompromittiren müssen. Gestehen Sie lieber Ihre Verbrechen sogleich ein, und Sie können Ihr Schicksal bedeutend dadurch mildern. Wir wollen ein kleines Protokoll darüber aufnehmen lassen, ich werde den Polizeiactuar herbeirufen und wenn Sie wollen, können Sie Ihr Geständniß sogleich vor uns Beiden ablegen.«

»Ich werde Ihnen weder Rede noch Antwort stehn,« entgegnete gereizt der Doktor. »Ich verlange vor meinen ordentlichen Richter gestellt zu werden. Die Polizei hat kein Recht, die Untersuchung hier zu führen. [1-97] So wenig ich auch Gewicht hierauf lege, so gehöre ich doch einmal den eximirten Ständen an, und mein Verbrechen, wenn ein solches überhaupt vorhanden, muß vor dem Kammergericht verhandelt werden, da es ein politisches ist. Weder ich noch mein Freund hier werden sich irgend auslassen. Wir protestiren gegen jede fernere Verhandlung.«

»Man wird Sie zu zwingen wissen,« sagte finster der Polizist.

»Wir werden schweigen,« antwortete der Doktor. »Der Tyrannei und Willkür wollen wir nicht nachgeben. Sie haben zwar die Macht in Händen, uns zu peinigen, aber wir werden ihren kleinlichen Verfolgungen gegenüber den Muth eines Mannes zeigen.«

Der Polizeirath war auf diesen Widerstand nicht gefaßt. Er biß die Zähne vor innerer Wuth zusammen, daß sein wohlangelegter Plan mißglücken sollte.

Willkürliche Verhaftungen waren damals an der Tagesordnung, oft wurden Geständnisse durch Ueberraschung und List erpreßt. Häufig war deshalb die Polizei mit den richterlichen Behörden in Conflikt gerathen. Verbrecher wiesen nach, daß sie von Helfershelfern der Polizei zu neuen Diebstählen verleitet worden waren. In Gemeinschaft mit diesen hatten sie einen Einbruch vorgenommen, der nur durch [1-98] Hülfe dieser agents provocateurs möglich war. Sie wurden von der Polizei ergriffen, während diese die Spießgesellen, welche die Verführer waren, entschlüpfen und spurlos verschwinden ließ. Geständnisse, vor der Polizei abgelegt, wurden häufig widerrufen und nachgewiesen, daß sie dieselbe durch moralische und oft physische Tortur hervorzulocken gewußt.

Ein ähnliches Manöver war das, welches man gegen den Doktor und den Maschinenbauer auszuüben gedachte. Auch hier handelte es sich um eine Verletzung des bestehenden Rechtes.

»Gut denn,« rief der Polizeirath nach einigem Besinnen, indem er seine freundliche Miene wieder annahm, »Sie weisen meine gutgemeinten Vorschläge zurück. Ich will Sie nicht zwingen, obgleich ich die Macht dazu in meinen Händen hätte. Sie würden besser gethan haben, sich mir anzuvertrauen. Ein offenes Geständniß hätte Ihnen viele Vortheile gebracht. Ihre Untersuchungshaft wird, wie ich glaube, lange, sehr lange dauern. Sie hätten das Verfahren selbst bedeutend abkürzen können. Da Sie meine freundschaftlichen Vorschläge von sich weisen, so muß ich Sie den Gerichten übergeben. Für heute bleiben Sie hier, natürlich bis ich in Betreff Ihrer neue Instructionen erhalten habe.«

[1-99] »Bringen Sie diesen Herrn auf Nr. 5 und jenen nach 12, wenn die Zellen nicht schon besetzt sind,« fügte er, zum Gefängnißwärter gewendet, hinzu. Vielleicht besinnen Sie sich aber noch, selbst später, wenn Sie ihr Gewissen rührt, können Sie mich rufen lassen. Ich bin zu jeder Zeit bereit, Ihr Geständniß entgegenzunehmen.«

Ein mitleidiges Lächeln war die einzige Antwort des Doktors, auch Rolf blieb stumm. »Haben Sie mir gar Nichts zu sagen?« fragte fast wehmüthig der Polizist den Maschinenbauer.

»Ich wollte, ich hätte Dich zwischen meinen Fäusten,« murmelte Rolf, indem er die Hände ballte.

Auf einen Wink des Polizeiraths wurden die Gefangenen abgeführt, und jeder in eine besondere Zelle eingesperrt. Da sie nicht mehr mit einander sprechen konnten, grüßten sie sich wenigstens schweigend mit den Augen und der Hand.

Die Gräfin.

Eine geraume Zeit war seitdem verstrichen. Große Weltereignisse waren inzwischen eingetreten, welche die kleineren Begebenheiten des Tages in den Hintergrund gedrängt. Das französische Volk, dieser ewige Träger der Revolution, hatte zum drittenmale einen Thron [1-100] gestürzt; die Bewegung, welche von Frankreich ausging hatte auch das deutsche Volk mit ergriffen. Bereits war in Wien das absolute System an einem Tage vernichtet. Metternich, mit Fluch beladen, mußte die Flucht ergreifen. In Berlin herrschte unverkennbar ein hoher Grad von Aufregung. Eine Menge von Zündstoff war angehäuft, nur der Funke fehlte, um Alles in Flammen zu versetzen. Am 16. März kam die Nachricht der Wiener Revolution nach Berlin. Noch immer zögerte die Regierung dem Freiheitsdrang des Volkes nachzugeben. Vielfache Zusammenrottungen wurden von bewaffneter Gewalt auseinandergetrieben. Einzelne Verwundungen, selbst Menschenleben waren zu beklagen. Alles dies steigerte die allgemein herrschende Erbitterung immer mehr und mehr. Am Sonnabend früh fand jene bekannte, stürmisch aufgeregte Sitzung der Stadtverordneten öffentlich statt. Es wurden hier die Anträge auf freie Ständeverfassung, Entfernung des Militairs, Abdankung des Ministeriums, Bewaffnung der Bürgerschaft, Einrichtung der Schwurgerichte und Gleichheit aller religiösen Kulte gestellt. Eine Deputation wurde gewählt, um die Wünsche der Stadt Berlin dem Könige vorzutragen. Die Deputation war vom König freundlich empfangen worden. Alle ihre Anträge wurden bewilligt. Man beschloß, am Abende des Tages die Stadt festlich zu erleuchten.

[1-101] Vor dem Schlosse versammelte sich inzwischen eine große Menschenmasse, der König erschien auf dem Balkon. Seine Worte wurden nicht vernommen, er schien bewegt und sprach leiser, als wie sonst. Der Platz vor dem Palais war mit Tausenden bedeckt, immer neue Ströme wogten von allen Seiten her, Kopf an Kopf gedrängt stand die Menge gespannt und erwartungsvoll. Selbst die Dächer der benachbarten Häuser waren mit Menschen zahlreich

bekränzt.

An dem großen Kandelaber klammerten sich noch Leute an, um zu hören und zu sehen. Ganz Berlin schien auf diesem Punkte conzentrirt zu sein. Alle Stände, alle Klassen hatten sich hier eingefunden, um die Antwort des Königs zu vernehmen. Einzelne Männer wurden jetzt auf den Schultern ihrer Nachbarn emporgehoben und verkündigten von diesen improvisirten Tribünen herab den Willen des Königs, andere schritten durch die Haufen, oft mit Gefahr, und erklärten, daß die billigen Wünsche des Volkes erfüllt wären. Ein donnerndes Lebehoch erschallte aus jedem Munde. Auf allen Gesichtern glänzte freudige Zufriedenheit. Jeder Zwang war geschwunden, Fremde schüttelten begeistert einander die Hände und umarmten sich wie längst bekannte Freunde. Man wünschte sich von allen Seiten Glück. Arbeiter in der Blouse, sprachen mit besternten und bekreuzten Herren im trauten Ton. [1-102] Unter diesen befand sich Rolf und Doktor Dörner, welche nach kurzer Haft als schuldlos aus ihren Gefängnissen entlassen worden waren. Alle schienen zufrieden gestellt. Nur die Erbitterung, welche immer gegen das Militair geherrscht und durch das Benehmen desselben in den letzten Tagen noch vermehrt worden war, machte sich durch den einstimmigen Schrei der Versammlung Luft: fort mit dem Militair!

Ein schlanker Mann mit feinem aristokratischen Gesicht und vornehmen Formen beugte sich zum Könige, der ihn zu fragen schien. Graf Arnim machte ihn augenscheinlich mit dem neuen Wunsche des Volks bekannt. Die Antwort war, daß ein unehrenvoller Rückzug der Truppen nicht gefordert werden könne. Das Volk war nicht zufrieden gestellt und wiederholte vielfach seinen Ruf.

Noch herrschte ein Mißtrauen in der Masse, welches leicht zu entschuldigen war. Man war seit langer Zeit an Täuschungen gewohnt. Die Verwirrung in Folge der königlichen Weigerung war groß, eine Mißstimmung that sich im Allgemeinen kund. Das Volk schwankte unentschlossen um das Schloß, ein brausendes Meer, das ein Windstoß in schäumende Wuth versetzt.

»Was kommt dort?« fragte der Doktor den Maschinenbauer, indem er nach der Stechbahn wies.

[1-103] »Bei Gott! das ist Kavallerie,« rief der Arbeiter entrüstet.

»O ich wußte, daß man nur Spiel mit uns treibt.«

Die Kavallerie rückte näher und näher. Man hörte den

dröhnenden Hufschlag der Pferde auf dem Pflaster. Man sahe schon die Schwerdter blinken. Es wurde scharf auf die wehrlose verworrene Masse eingehauen.

In demselben Augenblicke gingen zwei Schüsse los.

»Verrath!« schrie der Maschinenbauer mit seiner tiefen Donnerstimme.

»Verrath! Verrath!« heulte die Menge, die vor Angst und Wuth auseinander stob. Das Losungswort war gegeben.

»Wohin?« fragte der Doktor Rolf »und was sollen wir beginnen?«

»Wir müssen Barrikaden baun,« schrie dieser laut, »wir wollen unser Leben theuer verkaufen, wir dürfen uns nicht wehrlos schlachten lassen.«

»Barrikaden! Barrikaden!« heulte ein Trupp Arbeiter, an deren Spitze der bärtige Geselle sich befand. Auch der Badenser und der Würtemberger fehlten nicht in diesem Menschenknäul, der sich die breite Straße niederwälzte und Rolf und den Doktor mit sich riß. An einzelnen Orten wurde bereits das Pflaster aufgerissen, aus den benachbarten Häusern [1-104] holte man Brechwerkzeuge dazu. Eine vorüberfahrende Droschke wurde angehalten, das Thier ausgespannt, das Kabriolet umgeworfen: einige Wagen erlitten das nämliche Geschick. Die Brücken der Rinnsteine wurden abgehoben, Fässer aus benachbarten Magazinen herbeigewälzt, Steine getragen. Alle Hände arbeiteten, am fleißigsten Rolf und der Doktor, welche mit Brechstangen bewaffnet, den Bau leiteten. In wenigen Augenblicken war die Straße gesperrt und eine starke, feste Barrikade aufgerichtet, welche jedem Angriffe zu trotzen schien. An ihr hinauf kletterte ein Berliner Straßenjunge und pflanzte auf der Höhe derselben die schwarz-roth-goldene Fahne auf. Das Volk jubelte und rief: es lebe die Freiheitsfahne.

Hinter der Barrikade begann ein neues Leben sich zu entwickeln. Einzelne Bewaffnete sammelten sich bereits, Bürgerschützen mit Stutzen, Arbeiter mit Eisenstangen, Studenten mit Rapieren und Hiebern, Alle von Heldenmuth beseelt. Kaum war die Barrikade nothdürftig fertig, so stürmte eine Dragonerabtheilung heran. Ein Hagel von Steinen und einige wohlgezielte Schüsse der Bürgerschützen vertrieben sie. Ein Officier war gefallen. Das Volk hinter der Barrikade stieß ein Siegesjauchzen aus. Einige tollkühne Köpfe stürzten noch hervor und verfolgten mit Hohngeschrei die abziehenden Soldaten. Gegen Abend [1-105] begann der Donner der Kanonen. Die breite Straße wurde mit Kartätschen beschossen. Bei

jedem Schuß erdröhnte der Boden, man hörte deutlich das Klirren der zerbrochenen Fensterscheiben. Das Haus des Conditor d'Heureuse, welches quer von der Mündung der breiten Straße und dem Schlosse grade gegenüberliegt, war mittlerweile nach der Angabe Rolfs, welcher Soldat gewesen, in eine kleine Burg verwandelt worden, welcher das Köllnische Rathaus zum Nebenfort diente. Dieses Haus war förmlich von Kartätschen und Flintenkugeln überfluthet und litt am meisten, während die Barrikade wenig nur beschädigt ward. Rolf und der Doktor entfalteten eine erstaunenswerthe Thätigkeit. Sie zeigten sich an jedem bedrohten Punkt, sie feuerten den Muth der kleinen Besatzung an. Rolf war stets, wo die größte Gefahr sich zeigte und mancher Soldat fiel von seiner Hand.

Drei Stürme waren bereits siegreich zurückgeschlagen. Die Munition begann aber zu fehlen. Trübe und mißmuthig saß Rolf neben dem Doktor, welcher beschäftigt war, Kugeln aus herbeigeschlepptem alten Blei und Zinn auf dem Straßenpflaster zu gießen. Dörners Angesicht war von rother Gluth umspielt. Eine Frau aus einem benachbarten Hause reichte ihm die zinnernen Leuchter hin, die sie bereitwillig zum Einschmelzen hergeliehn. Einige junge Mädchen [1-106] kochten an demselben Feuer für die ermüdeten Freiheitskämpfer eine warme Suppe und fachten die Gluth mit ihren leichten Schürzen an, daß die Funken sprühten. Ein leicht verwundeter Student lehnte sich erschöpft auf seine Büchse. Der kecke Knabe, welcher die Fahne aufgepflanzt, lag auf dem Boden ausgestreckt als Leiche. Er hatte sich zu weit vorgewagt in kindischem Muthe, eine Kugel hatte ihn getroffen. Neben ihm kniete ein Weib aus der niederen Volksklasse, welche das zerschmetterte Haupt mit ihren Thränen benetzte und mit ihren Klagen vergebens den Todten ins Leben zu rufen suchte. Auch der wackere Würtemberger war nicht mehr, er war gefallen und lag auf dem Boden, krampfhaft die Hand an seine Waffe festgepreßt.

»Leb wohl, Kamrad,« sagte der Badner und küßte den blassen Mund des Todten liebevoll. »Du bist für die Freiheit gestorben wie ein Held. Mein liebes Brüderle, behüt Dich Gott, wir sehn uns in jener Welt gewißlich wieder. Aber rächen will ich Dich an Deinen Mördern, darauf verlaß Dich nur.«

Aufs Neue lud der wackre Gesell, legte die Büchse an und ein Soldat fiel von seinem Schuß. Ein Bursche von fünfzehn Jahren, der sich bis dahin begnügt, mit Steinen auf das heranstürmende Militair

zu werfen, ergriff die Flinte, welche der gebliebene Würtemberger [1-107] noch in seinen Händen hielt. »Ich will Dein Erbe sein,« sagte der Knabe mit glühendem Gesicht.« Er bettelte ein wenig Munition von seinem Nebenmann und suchte zwischen den Steinen eine verlorene Kugel auf.

»Was thust Du Bursche?« fragte Rolf den Knaben. »Gieb Deine Büchse einem älteren Mann.«

»Wollt Ihr sehen, wie ich sie gebrauchen kann,« erwiederte der Junge stolz, indem er die Ladung niederstieß, wozu kaum seine kurzen Arme ausreichten. »Ich mach Euch meinen Meisterschuß, aber dann stellt Ihr mich auch vornehin, nicht wahr?« bat der Bursche flehentlich.

»Freilich, wenn Du schießen kannst, magst Du die Flinte immerzu behalten.«

»Nun Blechkappe,« rief der frische Junge keck einem Soldaten zu, »nimm dir in Acht.«

Während die Kugeln rings um ihn pfiffen, zielte der Knabe mit kaltblütiger Sicherheit und schoß einen Soldaten mitten durch die Brust.

»Brav mein Junge!« rief Rolf dem Knaben zu, »behalte die Büchse und brauche sie stets mit demselben Glück.«

Das Auge des kühnen Burschen funkelte von Lust und Seligkeit, als wäre Rolf ein König, der auf dem Schlachtfeld ihn mit dem höchsten Orden belohnt hätte.

»Wir halten keinen vierten Sturm mehr aus,« [1-108] bemerkte der Maschinenbauer »Unsere Reihen sind gelichtet, das Pulver verschossen. Wir thäten besser uns hinter die nächste Barrikade zurückzuziehn.«

»Ich weiche nicht von hier,« sagte entschlossen der Doktor. »Ich will hier sterben. Willst Du gehn? Ich bleibe und sollte ich allein die Barrikade vertheidigen.«

»Ich bleibe bei Dir,« antwortete der Maschinenbauer, »bis in den Tod.«

»Bis in den Tod,« antwortete der Doktor und drückte seine Hand. Bis in den Tod! lautete der Ruf, der sich in den Reihen elektrisch fortpflanzte. Auch der vierte Sturm wurde siegreich zurückgewiesen. Rolf schonte seine Schüsse nur für Officiere auf. Der bärtige Gesell that mit einer Brechstange bewaffnet, Wunder von Tapferkeit. Wer in seine Nähe kam, wurde niedergeschmettert. Endlich erlag das kleine Häufchen der Uebermacht. Von neuem

drängte das Militair heran und die Barrikade fiel in seine Hände. Bei dem letzten Sturme wurde der Doktor von einem Säbelhieb getroffen. Rolf, der in seiner Nähe immer blieb, sah ihn wanken. Der Maschinenbauer, der die Barrikade verloren gab, unterstützte den Fallenden und schleppte ihn, ehe die Soldaten in den Trümmerhaufen eindrangen, einem benachbarten Hause zu, dessen Thüre offen stand. Fast erliegend unter der [1-109] Last, trug er den Ohnmächtigen eine glänzend erleuchtete Treppe hinauf. Ein Mädchen, welches ihm begegnete schrie laut auf bei dem Anblick des verwilderten von Pulverdampf geschwärzten Mannes. Sie hatte vor Furcht vergessen, das Entree hinter sich zu schließen. Er folgte ihr auf dem Fuß und gelangte in den Salon des Grafen Selz, der mit seiner Familie die furchtbare Nacht schlaflos zugebracht. Einen Schrei des Entsetzens stieß die Versammlung bei dem plötzlichen Eintritt des Maschinenbauers aus. Rolfs Haare flatterten wild, von seiner Stirn rieselte das Blut auf den feinen, gestickten Teppich nieder. Sein Kittel war zerfetzt und befleckt von dem Blute seines Freundes, den er erschöpft niedersinken ließ.

»Um Gottes Willen,« stöhnte Rolf, »retten Sie, helfen Sie.«

Die alte Gräfin schien einer Ohnmacht nahe. Der Graf, eine hohe würdige Gestalt, erhob sich aus dem Lehnstuhl und rief entrüstet: »Wer hat Euch den Eintritt gestattet? Ist kein Bedienter hier, um dergleichen Gesindel abzuweisen? He, Johann, Karl.«

Nur die junge Gräfin, welche wir bereits kennen, hatte die Fassung nicht verloren.

»Cher papa, es ist ein Verwundeter, vielleicht ein Sterbender, der unsere Hülfe in Anspruch nimmt,« erinnerte sie leise.

[1-110] »Ein Empörer, ein ehrvergessener Demokrat,« zürnte noch immer der Graf.

»Ein Verirrter,« flüsterte die Barmherzige.

»Mein Flacon!« rief die alte Gräfin bleich.

Die unterdeß herbeigeeilten Bedienten stürzten fort, um das eau de Cologne der Gebieterin zu holen.

»Was sollen wir thun?« frug nach einer kurzen Pause der Graf.

»Wir müssen unsere Christenpflicht üben,« entgegnete die Gräfin Wanda entschlossen. »Wir wollen den Verwundeten auf den Divan bringen.« Die Bedienten führten die Anordnungen des milden Engels aus, »und nun müssen wir den Doktor holen lassen, nicht wahr Papa?«

»Bist Du toll, Wanda, welcher Arzt wird in solcher Nacht ausgehn

und einen Kranken besuchen?«

»O wenn ich ein Arzt wäre!« zürnte die schöne Gräfin, »mich sollte kein Kugelregen abhalten, meine Pflicht zu thun; aber wir müssen hier doch Hülfe schaffen.«

Der Verwundete stieß einen tiefen Seufzer aus und schlug verwundert seine Augen auf.

»Er lebt, er lebt!« jauchzte Wanda freudig auf, »er erholt sich. Nicht wahr, mein Herr, Sie fühlen sich schon besser?«

»Die Wunde scheint wirklich nicht bedeutend zu sein. Die Kälte und der Blutverlust haben eine Ohnmacht [1-111] herbeigeführt,« bemerkte der Graf zu Rolf. »Am besten wäre es, mein guter Freund, wenn Ihr Euren Gefährten mit Euch nehmt und in seine Wohnung bringt.«

»Aber Papa!« — mahnte Wanda beherzt.

»Wenn wir uns jetzt entfernen, wenn Sie, Herr Graf, uns in diesem Augenblick die Thüre weisen,« sagte Rolf, der bisher vor Erschöpfung keinen Laut von sich gab, »so fallen wir den erbitterten Soldaten in die Hände und sind beide unrettbar verloren. Für mich verlange ich keine Gnade, von Ihnen, Herr Graf, am wenigsten, ich werde sogleich gehen. Ich hätte Sie schon früher verlassen, wenn mich nicht die Sorge um meinen Freund zurückgehalten hätte. Sie sehen, daß er sich nicht aufrichten kann. Wollen Sie einen kranken Menschen wie einen Hund von sich stoßen, so thun Sie es immerhin; aber fürchten Sie, daß Gott Sie einst verläßt, wie Sie jetzt seine Kreatur verlassen.«

Es lag ein Stolz, eine Würde in dieser Sprache, welche der Graf bei dem schlichten Manne nicht erwartete.

»Quel audace!« flüsterte die alte Gräfin, als Rolf sich mit raschen Schritten zu entfernen versuchte.

»Gut,« sagte der Graf nach einigem Besinnen, »der Verwundete soll hier bleiben, ich werde für ihn Sorge tragen. Wie nennt er sich und was ist er, Arbeiter, Geselle, so etwas, nicht wahr?«

[1-112] »Er nennt sich Dörner und ist Doktor der Philosophie, antwortete der Maschinenbauer.

»Ah! also ein Literat,« murmelte der Graf.

Während dieses Gesprächs war der Verwundete auf's Neue in eine Ohnmacht gesunken, welche diesmal länger als seine erste anzudauern schien. Rolf, der den Freund in Sicherheit wußte und sich nach dem Kampfe sehnte, da er hier nicht mehr nützen konnte, entfernte sich mit kurzem Gruß. Einen freundlichen Blick warf er

noch der Gräfin zu, welche die Schläfen des Doktors mit dem eau de Cologne benetzte. Auch die alte Dame war an das Sopha herangetreten. Das weibliche Herz ist stets zum Mitleid leicht bereit. Sie unterstützte, nachdem sie sich selbst von ihrem ersten Schreck erholt, die schöne Tochter in dem Liebeswerk. Selbst der Graf nahte sich fast theilnahmsvoll.

»Er sieht gar nicht übel aus,« flüsterte die alte Dame. »Er ist auch fein gekleidet und kämpft in solcher Gesellschaft! Wunderbar! Wahrscheinlich ein Schwärmer, ein Phantast.«

»Vielleicht ein Held,« antworte Wanda, indem sie die edlen Züge des bleichen Angesichts mit Aufmerksamkeit betrachtete.

---

1 Wörtlich wahr. Derselbe soll auf Kosten der Regierung nach Amerika ausgewandert sein.

Zweites Buch.

Die Aristokraten.

Dörners Wunde war bedeutender, als sie den Anschein hatte. Der am andern Morgen herbeigeholte Haus-Arzt des Grafen, ein würdiger alter Medizinalrath, erklärte, daß der Kranke nicht ohne Gefahr für sein Leben fortgeschafft werden könne. Eine Gehirnerschütterung hatte zugleich stattgefunden, das Wundfieber sich überdies so heftig eingestellt, daß der Kranke die Nacht laut phantasirend zugebracht. Die Gräfin hatte dem Patienten eine Stube eingeräumt, ein Bedienter war ihm vorläufig als Pfleger beigegeben. Der alte Medizinal-Rath schüttelte auf Wandas Fragen sehr bedenklich seinen grauen Kopf.

»Schade um den jungen Mann. Ich glaube kaum, daß er noch mit dem Leben davon kommen wird. Viele Symptome deuten auf die höchste Gefahr. Der Hieb hat den Schädel gespalten, vielleicht selbst das Gehirn verletzt. Ach, wie viele Opfer kostet diese Nacht!«

»Sie war die schrecklichste meines Lebens,« seufzte erschöpft die alte Gräfin, welche auf ihrem Lehnstuhl bleich und bebend saß. »Mein Arthur kämpfte gegen die Rebel[1-116]len, ihren Kugeln ausgesetzt. O es ist furchtbar, wenn ich nur daran denke, was mein Mutterherz gelitten hat.«

»Und zum Lohne wurden die tapfern Garden fortgeschickt,« zürnte der Graf, dessen Sohn als Offizier in einem Garderegimente diente. »Sie thaten ihre Pflicht und wurden wie Schurken behandelt. Unbesiegt mußten die besten Truppen in der Welt ihren Rückzug antreten und der Empörung weichen. O dieser Tag ist der schmachvollste in der preußischen Geschichte!«

»Der König wich nur der Nothwendigkeit,« beschwichtigte der Arzt.

»Wer konnte ihn zwingen? Das Militär hatte die meisten Barrikaden inne. Die Insurrektion war bereits gedämpft, da kommt mit einem Male der Befehl zum Rückzuge. Unbegreifliche Nachgiebigkeit! Nur noch zwei Stunden bombardirt, und die rebellische Hauptstadt lag im Staube vor ihrem angestammten Herrn.«

»War nicht bereits Blut genug geflossen?«

»Herr Medizinalrath, Sie kennen mich,« sagte der Graf. »Ich bin nicht grausam, auch nicht hart, aber ich hasse die halben

Maßregeln, diese Unentschlossenheit. Sie werden mich verstehn. Ich würde kämpfend siegen oder untergehen.«

»Der König hat die öffentliche Meinung, die Stimmung, welche sich kund gab, berücksichtigt und auf den [1-117] Rath wohlmeinender Freunde gehört. Sie haben keinen Begriff von der Aufregung, welche am Morgen in der Stadt sich offen kundgab. Die ganze Einwohnerschaft war zum Kampf bereit. Das Ende ließ sich wirklich nicht voraussehen. Sollte der König Alles noch einmal auf's Spiel setzen, sollte er Nichts auf die Friedens-Stimmen der würdigsten Männer geben, welche flehend ihn beschworen?«

»Nein und abermals nein. Ein König darf mit rebellischen Unterthanen niemals unterhandeln. Er hat sich Alles vergeben. Sie werden die Folgen sehn. Die Heiligkeit der Krone ist vernichtet und in den Staub getreten. Wir werden furchtbare Tage erleben. Das Volk wird sich nicht beschränken. Es hat seine Kraft kennen gelernt, eine Schranke gestürzt. Bald wird es ihm gelüsten, den ganzen Bau einzureißen; denn Zerstörung ist sein eignes Element. Die Geschichte der französischen Revolution steht warnend vor meinen Augen. Ludwig der sechszehnte endete, weil er schwach und nachgiebig war, auf dem Schaffot.«

»Gott behüte uns,« seufzte die alte Gräfin, »wenn Du wahr sprächest, es wäre schrecklich.«

»O ich habe Alles vorausgesehen,« fuhr der Graf ereifert fort, »ich habe prophezeit und gewarnt, aber ich wurde nicht gehört. Man hat die öffentliche Meinung, dies Gespenst unserer Zeit, muthwillig heraufbeschworen, [1-118] der Empörung Thür und Thor selbst geöffnet, Landstände einberufen, Reden halten lassen, welche den Samen der Unzufriedenheit verbreiteten, Concessionen gemacht, welche zu diesem Resultate führen mußten.«

»Der König hat auch in dieser Beziehung nur dem allgemeinen Willen sich gefügt,« bemerkte der Doktor.

»Sprechen Sie mir nicht vom allgemeinen Willen,« entgegnete heftig der Graf. »Er wird repräsentirt von Schwindelköpfen, unzufriedenen Literaten und Ehrgeizigen jeder Art.«

»Aber die Provinzialstände aller Orten haben sich ebenfalls für eine freiere Verfassung ausgesprochen.«

»Sie haben der Mode gehuldigt, wie alle Welt. Das constitutionelle Staatssystem ist ein Unding. Zwei Gewalten, welche sich gegenüberstehen, können nicht in Frieden mit einander leben. Eine muß die andere vernichten. Frankreichs neueste Geschichte ist

der Beweis dafür.«

»Ich sollte meinen, daß Louis Philipp seinen Sturz weniger dem constitutionellen Prinzipe zu verdanken hatte, als dessen Verletzung. Wäre die Charte zur Wahrheit geworden, hätte er den nothwendigen Formen sich gefügt, den Geist seines Volkes berücksichtigt, den feinen dynastischen Zwecken weniger gehuldigt, so hätte er in Ruhe und Frieden seine Tage beschließen können. Weil er und die Seinigen ohne moralischen Stützpunkt wa[1-119]ren, mußten sie fallen. Er zeigte sich schwach und muthlos im entscheidenden Augenblicke, er floh mit seiner Familie und ließ feig den schönsten Thron der Welt im Stich.«

»Nur die Herzogin von Orleans war der einzige Mann des gestürzten Hauses,« bemerkte Wanda. »Wie liebte ich sie als Prinzeß! Als ich in Ludwigslust war, lernte ich sie kennen. Sie ist ein Engel an Güte und Weisheit. Sie wußte weibliche Anmuth mit männlicher Würde zu verbinden. Sie war mein Ideal. Die wissenschaftliche Bildung, welche sie besitzt, ihre Kenntnisse sind wahrhaft groß zu nennen, noch größer ihre Bescheidenheit. Stundenlang gingen wir im Parke auf und ab. Wenn ihre edle Gestalt, gehoben durch den grünen Hintergrund, an meiner Seite schwebte, ihr lieblicher Mund die Schätze einer hohen Seele mir erschloß, dann glaubte ich Leonore vor mir zu sehen, wie sie Göthe so herrlich in seinem Tasso uns geschildert, eine jener harmonischen Frauennaturen, welche alle Schätze des Himmels in ihrem Busen verschließen.«

»Und diese herrliche deutsche Frau mußte in Frankreich das Schrecklichste erdulden,« zürnte der Graf. »Das ist der Fluch der bösen That. Eine Revolution hat Louis Philipp emporgehoben, eine zweite hat ihn gestürzt. Er hat die Krone aus den blutbefleckten Händen eines königsmörderischen Volkes entgegengenom[1-120]men, deswegen konnte sie auch keinen Segen bringen. Er und sein Haus hatte eine große Schuld auf sich geladen. Der Himmel hat ihn schwer darum gestraft, den besten seiner Söhne mußte er blutig zu seinen Füßen sehen. Doch das Strafmaß war noch nicht voll, er selbst wurde von demselben Volke, das ihn erwählt, vertrieben. Wie in seinen Jünglingsjahren mußte er als Greis mit Gefahr entfliehen, und fern von der Heimath in der Fremde leben, ein furchtbares Beispiel, eine traurige Lehre für Völker und Könige.«

»Sie sehen ein göttliches Strafgericht, Herr Graf, wo ich nichts weiter erblicken kann, als die nothwendige Folge vorausgegangener

Ereignisse,« antwortete der Doktor.

»Sie sind Arzt, lieber Medizinalrath, und haben daher das Privilegium, Natur und Geschichte mit anderen Augen zu betrachten. Das Einfache zu zergliedern und zu zersetzen, ist Ihnen bereits zur zweiten Natur durch die Gewohnheit geworden. Ich kann und will nicht mit Ihnen streiten. Ich bin in einer Religion aufgewachsen, welche mich bis jetzt treu geleitet, in Grundsätzen erzogen, welche zwar die gegenwärtige Generation verachtet und verspottet, die sich mir aber bewährt haben. Ich glaube noch an einen Gott, ich halte noch an meinem König fest. Ich mag von der modernen Afterweisheit auch nichts weiter wissen. Ist die Welt glücklicher durch sie geworden? Nein, nein. Sie hat [1-121] die Drachensaat gesäet, welche von allen Seiten jetzt üppig emporschießt. Die Apostel der neuen Schule predigen den Umsturz alles Bestehenden. Staat, Kirche und Familie sind ihren wiederholten Angriffen ausgesetzt und von ihnen unterhöhlt worden. Wir gehen einer schrecklichen Anarchie entgegen, einer Barbarei, wie zu den Zeiten der Völkerwanderung.«

Der Medizinalrath, welcher den Grafen kannte, wollte ihm nicht länger widersprechen. Es giebt so tief eingewurzelte Vorurtheile, durch Stand und Erziehung bedingt, welche jeder Belehrung widerstreben.

Durch den Eintritt einiger Freunde, Bekannte des Grafen, zu denen auch der Legationssekretair gehörte, erhielt das Gespräch ohnedies eine andere Wendung. Der Doktor benutzte die Gelegenheit sich zu empfehlen und versprach der Gräfin und Wanda, welche sich für ihren neuen Schützling interessirten, noch am Abende wiederzukehren.

Die zurückgebliebene Gesellschaft besprach natürlich die jüngsten Ereignisse und ihre Folgen von dem Standpunkte aus, dem sie angehörten.

»Was soll daraus werden?« fragte die alte Gräfin.

»Ein Bourgeoisregiment,« entgegnete ein pensionirter General und Anverwandter des Hauses. »Gevatter Handschuhmacher und Schneider werden uns regieren und statt Hosen, Gesetze fabriciren.«

[1-122] »Sie haben Recht, wir erhalten in kurzer Frist ein bürgerliches Ministerium,« bemerkte der Legationssekretair, der die Verhältnisse mit schärferen Augen, als seine Umgebung aufzufassen gewohnt war. »Die Größen des vereinigten Landtags werden jetzt die Früchte ihres Sieges erndten wollen.«

»Das wäre ja schrecklich,« sagte eine Hofdame. »Zwar liebe ich nicht Schwerin, auch Arnim ist nicht meine Passion, aber sie gehören doch wenigstens zur haute volée.«

»Ich würde nie ein verantwortliches Ministerium übernehmen,« betheuerte der Graf.

»Wie haben Sie die schreckliche Nacht zugebracht?« fragte die alte Gräfin die Hofdame.

»In der nächsten Nähe Ihrer Majestät? O diese Nacht werde ich und kann ich nie vergessen.«

»So erzählen Sie doch,« rief der ganze Chor, »was macht die Königin, wie befindet Sie sich.«

»Ihre Majestät ist sehr leidend und angegriffen. Bei jedem Schusse, der abgefeuert wurde, stöhnte sie laut. Der König kam ab und zu, seine Züge waren verstört, er suchte Ihre Majestät zu beruhigen, doch verrieth er selbst in seinen Mienen einen großen Grad geistiger Aufregung, einen innern Seelenkampf. Ihre königlichen Hoheiten der Prinz von Preußen nebst Prinzeß waren zugegen und zeigten beide einen erhabe[1-123]nen Muth. Sie kennen die hohe Frau, welch' ein männlich Herz bei allen weiblichen Vorzügen ihr eigen ist. Während Ihre Majestät mit gefalteten Händen betete, trat die Prinzeß an ein Fenster, welches unter den Schüssen unserer Artillerie dröhnte und sah in die wilde Nacht hinaus. Selbst das Schrecklichste, die Entfernung des Prinzen, welche nothwendig schien, ertrug Ihre königliche Hoheit mit bewunderungswürdiger Fassung. Keine Miene verrieth den tiefen Schmerz.«

Der pensionirte General stampfte vor Unwillen mit seinem Stock auf den feinen Teppich. »Das hätte der König niemals zugeben dürfen,« sagte er.

»Man spricht von einer heftigen Scene, welche stattgefunden haben soll,« bemerkte der Legationssekretair.

»Ich selbst,« sagte die Hofdame, »hörte die laute Stimme des Königs. Ich werde nie den Ton vergessen. Er schien heftig und gereizt.«

»Der Stern Preußens hüllt sich in düstere Wolken ein,« klagte der Graf.

Keiner antwortete, denn von der Straße her tönte von tausend Stimmen gesungen feierlich der Choral: »Jesus meine Zuversicht.«

»Was ist das?« fragte der Graf erschüttert und sandte einen Bedienten ab, mit dem Befehl, nähere Er[1-124]kundigungen

einzuziehn. Derselbe kehrte nach wenig Augenblicken schon zurück.

»Was giebt es?« wurde er von allen Seiten zu gleicher Zeit gefragt.

»Das Volk führt die Leichen durch das Schloß. Sie liegen auf einem offenen Wagen blutig und zerfetzt, ein furchtbarer, entsetzlicher Anblick. Der König erschien auf der Wendeltreppe neben der Gallerie an seiner Seite die Königin. Er grüßte die Todten, die Königin verneigte sich.«

Der alte Graf seufzte tief. Die traurige Botschaft hatte die adlige Gesellschaft ergriffen. Ein Schauer floh durch den Kreis. Man trennte sich bewegt. Lange noch lehnte sich Wanda an das Fenster und lauschte den majestätischen Klängen des Chorals. Ihr erschien in diesem Augenblicke das Volk groß und herrlich, sie fühlte in ihrer Seele das Wehen einer neuen Zeit.

Die Versuchung.

Nur der Legationssekretair war zurückgeblieben. Die alte Gräfin, welche den jungen gewandten Mann wohl leiden mochte, da er überdies ein Freund ihres abwesenden Sohnes war, lud ihn zur Mittagstafel ein. Der Baron sagte freudig zu, er hoffte endlich [1-125] eine Gelegenheit zu finden, die spröde Wanda, welche ihn bald zu suchen, bald zu meiden schien, zu einer Erklärung zu nöthigen.

Den gegenwärtigen Augenblick hielt er für so geeigneter und dringender, weil die stattgefundene Revolution eine bedeutende Veränderung in allen Zweigen der Politik mit sich zu bringen schien. Sein Onkel, der Justizminister, war entlassen, von dieser Seite hatte er kaum noch eine Protektion zu erwarten, seine Finanzen waren erschöpft und auf seinen Freund Herrn Adolphus Hirsch hatte er weniger als je zu rechnen. Marie und ihre Mutter standen drohend vor seiner Seele. Ihre Ansprüche unter den gegenwärtigen Umständen fielen mehr, als je ins Gewicht.

Alle diese Verhältnisse drängten den Legationssekretair, einen entscheidenden Schritt zu thun. Darum war ihm die Einladung doppelt willkommen.

Wanda stand noch immer an den hohen Spiegelscheiben. Die purpurnen Vorhänge gossen einen rosigen Schimmer auf das edle Gesicht. Sie war in diesem Augenblicke bezaubernd schön. Der feine Kopf ruhte ein wenig zur Seite gesenkt, nachdenklich auf der herrlichen Gestalt. Das braune Auge schwamm in einer strahlenden

Feuchtigkeit. Eine Thräne, ein unwillkührlicher Zeuge der innern Bewegung, welche die Musik und die ergreifende Situation in ihr hervor gerufen, zitterte an [1-126] den langen seidenweichen Wimpern. Der Legationssekretair schwelgte in diesem Anblicke. Er war ein feiner Kenner weiblicher Schönheiten, er hatte sowohl in Gallerien, als im Leben seine Studien gemacht. Im Stillen verglich er Wanda mit der Sybilla Kumea Raphaels.

Die Begierde nach ihrem Besitze schöpfte aus den reizenden Formen neue Nahrung. Lautlos stand er neben ihr. Erst, als sie sich umwendete, bemerkte sie seine Gegenwart. Sie glaubte auch ihn gefesselt von dem unerhörten Schauspiel in der Nähe, sie suchte ein verwandtes Herz und meinte es in ihm gefunden zu haben. Es war die Täuschung einer edlen Seele.

Gräfin Wanda hatte keine Ahnung von den Gefühlen ihres Bewunderers. Ihr reines Gemüth suchte und fand nur das Edle, sie hatte keinen Sinn für das Gemeine, sie war eine adlige Natur, nicht durch Geburt, sondern durch den innern Trieb. Auch in dem Legationssekretair setzte sie eine gleiche Gesinnung voraus. Unter der frivolen Hülle glaubte sie in ihm einen tiefen Ernst zu erblicken. Er war ein Meister dieser modernen Verführungskunst, welche plötzlich vom Scherz und Leichtsinn zu dem Bedeutenden übergeht und durch den Contrast um so sicherer auf »Frauenherzen wirkt. Er hatte viel und das Beste [1-127] gelesen, er wußte am geeigneten Orte eine Fülle von Gedanken zu entströmen, durch Anschauungen und Gefühle zu überraschen, die er nur geborgt aber wie die seinigen zu benutzen verstand. Es war um so schwerer, hier die Lüge von der Wahrheit, das Eigene von dem Fremden zu unterscheiden, da der Legationssekretair selbst von seinen Gedanken beherrscht war. Er wurde unwillkürlich mit fortgerissen, er stand nicht über seinem Gegenstand, sondern er war, wenn er sprach, von einer inneren Nothwendigkeit gezwungen.

Die Macht des Genius, welchen er zu mißbrauchen suchte, erstreckte sich auf ihn und so wurde er einer jener wunderbaren Charaktere, welche die neueste Zeit geboren. Reich an Gedanken, arm an Empfindungen, Andere täuschend und der eigenen Täuschung nicht bewußt, Ausgeburten einer Zeit, in welcher die höchste Spekulation des Geistes dem materiellen Raffinement nur dienen soll.

Wandas Blick begegnete dem seinigen fragend.

»Ich irre mich nicht,« begann der Legationssekretair, »wenn ich

Sie tief ergriffen von diesem neuen Schauspiel glaube.«

»Sie haben sich nicht getäuscht. Ich habe eine neue und bessere Idee von dem Volke erhalten, als bis jetzt.«

»Man erzählt viele Züge von seinem Edelmuth [1-128] aus den vergangenen Tagen. Auch die französische Revolution der jüngsten Zeit ist reich daran.«

»Ich glaube, wir haben Unrecht gethan, uns vor ihm zu verschließen. Mich drängt es, diese neue Welt zu erfassen. Ich fühle es, wir haben viel gut zu machen.«

»Ich erkenne die begeisterte Schülerin einer Sand, eines Eugen Sue. Auch ich theile Ihre Ansichten meine Gnädige und so lächerlich mir auch Prinz Rudolph in den Geheimnissen von Paris vorgekommen, weil ihn der Dichter zu einer Art von Vorsehung im Frack geschaffen, so sollten wir doch seinem Beispiele folgen und uns dem Volke nähern.«

»Sie fühlen also auch das Bedürfniß, thätig einzugreifen so wie ich. Wäre ich nicht ein Weib, das in engen Schranken gebunden ist, so würde ich in diesem Augenblicke unter die Menge treten und laut ihr sagen, ich bin die Eure, ich will Eure Schwester sein, seid Ihr meine Brüder und Freunde. Ich will Eure Todten mit Euch beweinen, sie starben für mich, so wie für Euch. Sie haben mich auch erlöst aus den Banden des Vorurtheils, aus den Fesseln meiner Erziehung. Ihr Blut ist für uns Alle geflossen, das ist der Kitt, der das Getrennte vereinen, das Geschiedene verbinden soll. Ich kenne keine Gesellschaftsklassen mehr, nur Menschen, so wie ich, Brüder von demselben Geist beseelt.«

[1-129] »Wer wollte es leugnen,« erwiederte der Legationssekretair, »daß wir uns in einer wunderbaren Zeit befinden. Ein Augenblick hat das mühselige Gebäude vieler Jahrhunderte eingestürzt und heute begraben, was gestern in frischer Lebensfülle vor uns stand. Die Berechnungen der größten Diplomaten unserer Zeit sind zu Schanden geworden vor dem neuen Geist, der die Völker ergriffen hat. Sie haben Recht, wir können nicht mehr ruhige Zuschauer sein. Wir müssen Partei nehmen. Ob für und wider, das ist die Frage, die einer ernstlichen Prüfung und Ueberlegung bedarf. Sie sind glücklich, meine Gnädige, Sie sind ein Weib, das dem Zuge seines Herzens folgen darf, ich ein Mann, der seine Wahl auch durch die That bekräftigen muß.« Geschickt und doppelsinnig wich der Legationssekretair einer bestimmten Erklärung aus. Wanda aber glaubte, daß er ihre Sympathie theile.

»Wie wohl thut es mir,« entgegnete sie, indem sie sich zu dem Baron flüsternd niederbeugte, »einen Menschen gefunden zu haben, der meine Gefühle kennt. Meine Umgebung klammert sich fest an das Bestehende. Meine gute Mutter fühlt nur für das Nächste und opfert sich mit beispielloser Hingebung für den engen Kreis, der sie umgiebt. Alle weiblichen Tugenden sind in ihr vereint, aber sie hat sich in enge Schranken selbst gebannt. Ihre religiöse Anschauung [1-130] ist nicht die meinige, sie ist gläubig, wo ich bereits zu zu zweifeln angefangen habe. Mein Vater gehört einer Richtung an, welche ich nicht theilen kann. Er lebt in Vorurtheilen, welche er nie mehr aufgeben wird. Mein Bruder Arthur ist ein herrlicher Charakter, aber er schwärmt für eine längst vergangene Zeit. Das Mittelalter ist seine Welt. Die leuchtenden Sterne der Ehre und ritterlichen Treue, deren Hoheit ich nicht verkenne, sind die einzige Idee, für welche er sich begeistern kann. So stehe ich mit meinen Gedanken, meinen Empfindungen, für die ich mir selbst keine Rechenschaft zu geben vermag, isolirt in meiner Familie da. Ich sehne mich nach einem Menschen, der mich versteht, der mich leitet. Ach ich fühle es tief, daß die Ideen, welche ich in mir aufgenommen, so groß, so gewaltig sind, daß ein schwaches Weib sie kaum bemeistern kann.«

Es war etwas Rührendes, rein Weibliches in diesem Selbstgeständnisse Wandas. Sie fühlte ihre Einsamkeit und Verlassenheit. Eine andere Welt von Anschauungen und Begriffen war in ihr erweckt, die sie weder abzuweisen, noch mit ihrer Stellung zu vermitteln wußte. Das harmonische Leben in ihr war gestört, der Zwiespalt ausgebrochen. Sie war unbewußt herangereift zu einem Kinde unserer Zeit.

Der Legationssekretair sah sich plötzlich zur Stelle [1-131] ihres Vertrauten erhoben, ein bedeutender Schritt war ihm geglückt. Er ergriff ihre Hand, welche sie ihm nicht entzog.

»Lassen Sie mich Ihnen für das Vertrauen danken, welches Sie in mich setzen,« sagte er entzückt. »Sie haben Ihre schöne edle Seele mir erschlossen und bewundernd stehe ich vor dem reichen Schatz; die Welt, welche uns umgiebt ist so arm an Wahrheit und an Geist, so leer an Inhalt, so reich an Formen, daß nur selten solch ein Glück uns in der Gesellschaft zu Theil wird. Sie haben den Muth, die Schranken zu durchbrechen, und die Wahrheit offen zu gestehn. Die Gesellschaft, welche bisher nur den Indifferentismus und die Trivialität duldete, wird den Gedanken emancipiren müssen, unsere

Salons werden die Schule der Politik und des Wissens sein, statt wie bisher nur der Tummelplatz seichter Gemeinplätze. Der Austausch der Ideen wird ungestört von Statten gehn und keine Rücksicht, keine Convention darf uns länger hindern, das auszusprechen, was die Seele uns bewegt.

Wanda fühlte tiefer, als der Redner selbst die Wahrheit dieser Bemerkungen, ein leiser Druck ihrer Hand, welche der Legationssekretair in der seinigen hielt, schien ihm zu danken. Er wagte es und küßte die Spitzen ihrer rosigen Finger. Ihr warmes Auge [1-132] blickte freundlich auf den Mann, von dem sie sich verstanden glaubte. Ihr war so wohl, sie fühlte sich so glücklich in seiner Gegenwart.

Das Zeichen zu Tische, welches von dem Bedienten gegeben wurde, unterbrach das weitere Gespräch. Im Speisezimmer wartete bereits der Graf, der sich früher in sein Kabinet zurückgezogen hatte. In seiner Hand hielt er die bekannte Proklamation: an meine lieben Berliner, so wie die Verheißungen des Königs.

»Lesen Sie,« sagte er dem Legationssekretair, der seinen Platz Wanda gegenüber eingenommen hatte.

»Ich kenne bereits diese Aktenstücke.«

»Und was sagen Sie dazu?«

»Sie bezeichnen eine neue Epoche in unserer staatlichen Entwickelung,« antwortete ausweichend der Legationssekretair.

»Sie sind ein Denkmal unserer Schmach,« zürnte der Graf.

»Aber wir wollen essen,« rief die Gräfin dazwischen, welche gern dem Gespräche eine andere Richtung gab. Die Anwesenden folgten ihrer Aufforderung.

»Ich bin der festen Ueberzeugung,« sagte nach einer Pause der Graf, »daß die Barrikadenmänner nur bezahlt waren. Französische und polnische Emissaire haben ihre Hand im Spiele gehabt, nur die [1-133] untersten Volksklassen sich an dem Kampf betheiligt. Alle Erkundigungen, welche ich bereits eingezogen, stimmen hierin überein.«

»Wer wollte es leugnen,« entgegnete der Legationssekretair, »daß viele fremde Elemente thätig gewesen sind, aber sie haben nicht den Ausschlag gegeben. Die Revolution, welche in den Gemüthern stattgefunden, war lange schon und früher vorhanden. Es bedurfte nur des leisesten Anstoßes und die Lavine rollte zerschmetternd nieder.«

»Sie sprechen fast, wie der Medizinalrath,« entgegnete der Graf.

»Bin ich denn der Einzige, der den Kopf auf dem rechten Fleck behalten hat? Haben die Uebrigen den Verstand verloren? Diese Revolution, wenn ich sie so nennen soll, ist das Werk des Verraths, einer planmäßigen Verschwörung. Wer das nicht einsieht, zeigt entweder bösen Willen oder Unverstand.«

Der Legationssekretair wollte den Grafen widerlegen, da er dieses Vorurtheil, welches selbst im gegenwärtigen Augenblicke von einer gewissen Seite noch gehegt wird, nicht billigen konnte, und mit gewohntem Scharfblicke die Ursachen dieser Revolution erfaßt hatte, aber der sanfte Blick Wandas, welcher den seinigen traf, verhinderte ihn an seinem Vorsatze. Er schwieg und triumphirte in der Stille. Ein Geheimniß bestand [1-134] zwischen ihm und der Gräfin, er war in ihr Vertrauen eingeweiht. Wanda hatte keine Ahnung, wie gefährlich ein solches Mysterium ihr werden konnte. Sie freute sich, einen Bundesgenossen in dem Legationssekretair gefunden zu haben, der ihre Ansichten, die sie dem leicht gereizten Vater gegenüber aus kindlicher Nachgiebigkeit, nicht immer äußern konnte, in angemessener Form vertrat.

Ein reizendes Lächeln dankte ihm.

»A propos, wissen Sie schon, Legationssekretair, daß ich selbst einen veritablen Barrikadenhelden unter meinem niedern Dache bon gré mal gré verpflegen muß?« fragte der Graf.

»Ich erinnere mich dunkel, davon gehört zu haben.«

»Der gestrige Abend brachte mich mit diesem Exemplar der Demokratie in Berührung. Der junge Mann wurde schwer verwundet in mein Haus getragen. Meine Damen baten für seine Aufnahme und ich mußte wohl einwilligen, nicht wahr Wanda?«

»O Sie sind die Güte selbst cher papa,« antwortete die Liebliche und küßte die dargebotene Hand.

»Leider wird er nicht davon kommen,« bemerkte die alte Gräfin, »der Medizinalrath giebt wenig, oder gar keine Hoffnung. Obgleich er meinem Arthur gegenüberstand, wünsche ich nicht seinen Tod. Er sieht so gut, fast nobel aus. Den gebe ich noch nicht ver[1-135]loren, ja ich glaube, wenn er am Leben bleibt, wäre wirklich Hoffnung da, ihn noch zu bessern.«

»Du bist ein Engel,« sagte der Graf, »eine Heilige, meine Theure! ich weiß, wie viel Du über einen wilden Mann vermagst. Doch unsre Jugend ehrt und achtet nicht die Weiblichkeit. Die Galanterie erscheint ihr altväterisch und abgeschmackt. Ich glaube, das ist auch ein Fortschritt unserer gepriesenen, demokratischen Zeit.« Der

Graf erhob sich von seinem Sitz, und führte seine Gattin mit ritterlichem Anstande von der Tafel. Der Legationssekretair folgte mit Wanda seinem Beispiele. Zwar konnte er nicht mehr dem Gespräche die gewünschte Wendung geben und da anknüpfen, wo er vor Tisch geendet, aber er empfahl sich reich an Hoffnungen und Aussichten für die Zukunft.

Der Genesene.

Wider alles Vermuthen und trotz der Prophezeihung des erfahrenen Medizinalrathes hatte sich Dörners Zustand bedeutend gebessert. Das Wundfieber hatte zu toben aufgehört. Die frischen unverdorbenen Säfte führten eine rasche Heilung herbei und die bedeutende Kopfwunde begann bereits zu vernarben. Nur ein bleiches Aussehen und ein dumpfer Schmerz am Haupte [1-136] waren die einzigen Merkzeichen der stattgefundenen Verletzung. Sobald der Zustand des Kranken es erlaubte, kam Rolf als täglicher Gast. Von ihm erhielt er die erste Kunde von den Ereignissen, welche jener schrecklichen Nacht gefolgt waren. Die Nachricht von dem Siege der Demokratie, von dem Aufschwunge, welchen die politische Bewegung angenommen, von dem neuen Leben und Regen trug nicht wenig dazu bei, seine Genesung zu beschleunigen. Eine brennende Ungeduld verzehrte ihn, wenn er sich noch immer am Lager gefesselt sah, während draußen ein frisches Dasein wirkte. Der Medizinalrath suchte ihn zu beruhigen.

»Sie kommen noch immer zeitig genug in die Teufelswirthschaft hinein. Berlin ist ein wahres Babel geworden, wo Keiner mehr den Andern versteht,« grollte der alte Mann, dem die Bewegung, welche er wie so Viele Anfangs mit Freudigkeit begrüßt hatte, über den Kopf gewachsen war. »Das drängt sich und stößt sich und macht sich breit. Die verschiedensten Interessen kreuzen sich. Jeder Stand will für sich allein die Früchte erndten. Der Handwerker traut dem Kaufmann nicht, der niedere Beamtenstand will dem höheren zu Leibe. Alle Mißbräuche, welche Jahre lang bestanden, sollen wie auf einen Zauberschlag verschwinden. Die Welt ist toll geworden über Nacht und phantasirt schlimmer als Sie, mein Freund, im Wund-[1-137]Fieber. Denken Sie, selbst die Aerzte verlangen nach Reform.«

»Ich wollte gern mich in das neu erwachte Leben stürzen, Herr Medizinalrath,« entgegnete Dörner. »Ich glaube Ihnen wohl, daß die

See hoch geht in diesem Augenblick, aber immer besser, als die faule Windstille, welche zuvor geherrscht.

»Ich versichere Sie, lieber Dörner, Sie werden sich nach der Ruhe Ihrer Krankenstube sehnen, wenn Sie dieses Chaos mit eigenen Augen gesehen haben werden. Das Volk ist für die Freiheit noch nicht reif.«

»Herr Medizinalrath, Sie reden ja wie der Vater, der sein Kind nicht baden lassen will, bevor es schwimmen kann. Das Volk ist immer gut, wenn es nur gute Führer hat.«

»Das ist ja eben die Sache, jeder Junge spielt jetzt den Tribun und donnert in den Klubbs. Wer die stärkste Lunge und die größte Frechheit besitzt, hat gewonnen Spiel und wird gehört.«

»Alles was Sie mir sagen, vermehrt nur meine Ungeduld. Ich zähle die Augenblicke bis zu dem Tage, an welchem Sie mir erlauben werden, auszugehn. Nicht wahr, lieber Herr Medizinalrath, sobald als möglich darf ich mich entfernen, nachdem ich dem Grafen und den Damen für ihre unaussprechliche Liebe und Freundlichkeit gedankt.«

[1-138] Der alte Arzt schüttelte den Kopf. »Nur noch einige Tage Geduld, Ihr Puls ist noch immer aufgeregt und rennt im Galopp.«

»Die Sehnsucht verzehrt mich und beschleunigt seinen Gang. Sobald ich frei bin, werde ich ganz gesund.«

Der Doktor lächelte halb zustimmend. Er hatte den jungen Mann liebgewonnen, doppelt lieb, weil er, wie die meisten Aerzte die Freude über die gelungene Heilung auf das Objekt übertrug und weil sein scharfes Auge ihn in Dörner einen edlen Charakter erkennen ließ. Er hatte diese günstige Meinung vielfach Wanda und der Gräfin gegenüber ausgesprochen und die Damen erwarteten mit Intresse und Spannung den ersten Besuch des Genesenden.

Endlich war der Tag gekommen, an welchem Dörner von seinem Arzte entlassen ward. Er dankte dem Medizinalrathe mit tief gefühlten Worten. Der Doktor konnte nicht unterlassen, ihm einige wohlgemeinte Lehren mit auf den Weg zu geben.

»Folgen Sie meinem Rathe und betheiligen Sie sich nicht an der Politik. Sie zerstören sich dadurch am Ende jedes Lebensglück. Diese Bewegung schießt über ihr Ziel hinaus. Ich halte sie für eine krankhafte Abnormität unserer Zeit, für eine Art Veitstanz, welcher einzelne Individuen, wie ganze Völker ergrif[1-139]fen hat, auch hier ist der Nachahmungstrieb von der höchsten Bedeutung, eine psychische Ansteckung läßt sich nicht verkennen. Die von der

Krankheit Befallenen haben keine Ruhe und Rast in der stillen Häuslichkeit, eine fieberhafte Ungeduld treibt sie auf die Straße, wo sie sich in Gruppen sammeln und wunderliche Reden von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit ausstoßen. Den am meisten Ergriffenen wächst das Haar und der Bart struppig und wild, ein Zeichen der schlimmsten Art. Hüten Sie sich vor Ansteckung. Sie thäten mir leid. Sie besitzen schöne und solide Kenntnisse; suchen Sie dieselben in nützlicher Weise anzuwenden. Auch ich bin für den Fortschritt, aber er muß aus gesunden Kräften sich entwickeln. Diese Zeit ist krank und die Reaktion kann um so furchtbarer werden, je größer das Uebel ist, durch welches sie hervorgerufen wird.«

»Lassen Sie mich mit meinen eigenen Augen sehn, Herr Medizinalrath.«

»Ich glaube, Ihr Blick ist bereits getrübt, mein junger Freund. Sie sind ein Schwärmer, ein Utopist und darum fürchte ich für Sie zumeist.«

»Es muß jeder die Erfahrung an sich selber machen, wir lernen Nichts durch das Beispiel Anderer.«

»Das ist ja eben das Unglück des Einzelnen wie der Völker. Nun Gott behüte Sie und schütze Sie [1-140] vor Wunden, die tiefer gehn, als ihre erste, die nur das Gehirn gestreift.«

Dörner drückte dem Medizinalrath die gebotene Hand, dann stieg er, wenn auch schwach, die Treppe herauf und ließ sich bei der gräflichen Familie melden.

Er fand nur die Damen allein, der Graf war ausgegangen. Die alte Gräfin deutete herablassend auf einen Stuhl in ihrer Nähe, auf welchem sich Dörner niederließ. Mit zitternder Stimme, von innerer Bewegung ergriffen, stammelte er seinen Dank.

»Wir haben uns unter wunderbaren Umständen kennen gelernt,« sagte die alte Gräfin. »Ich sehe den Finger Gottes in diesem Ereignisse. Er hat Sie uns zugeführt; vielleicht gelingt es mir, Sie geistig wie leiblich zu retten.«

»Sie haben so viel Güte mir bereits erwiesen, gnädige Gräfin, und ich bin Ihnen so lange beschwerlich gefallen, daß ich Sie kaum länger noch belästigen darf.«

Wanda fühlte, wie Dörner mit richtigem Takt dem Bekehrungseifer der Gräfin auszuweichen suchte, sie dankte ihm im Stillen für seine zarte Schonung.

»Sie sind dem Leben neu geschenkt, Herr Dörner,« fuhr die Gräfin

in ihrem Sinne fort. »Jedes lange Kranksein, so scheint es mir wenigstens, ist eine Zeit der Prüfung. Die Seele kehrt in sich selbst zurück und fern [1-141] von der Außenwelt ist es ihr gestattet, sich ungestört zu sammeln und zu fassen.«

»Ich habe viel Zeit zum Nachdenken gehabt.«

»Haben Sie auch an Gott, an den Erlöser gedacht,« fragte die Gräfin dringend.

Dörner fühlte eine peinliche Verlegenheit. Seine Ideen, seine Welt war nicht die der Gräfin; er zögerte eine Antwort zu geben, welche in jeder, selbst der mildesten Form verletzen mußte. Wanda errieth mit weiblichem Scharfblicke, was in der Seele ihres Schützlings vorgehen mochte. Sie eilte ihm darum zu Hülfe.

»Sie werden Berlin gewiß verändert finden,« fiel sie plötzlich ein.

»Leider, leider,« seufzte die alte Gräfin. »Wenn unsere Stellung uns nicht nöthigte hier zu bleiben, hätte ich meinen Aufenthalt längst nach Dresden verlegt.«

»Ich gestehe,« sagte Dörner mit einem dankbaren Blick für Wanda, »ich sehne mich, diesen plötzlichen Umschwung so bald als möglich kennen zu lernen. Alles, was ich von meinen Freunden, die mich auf dem Krankenlager besucht, darüber vernommen, klingt so außerordentlich, daß ich es nicht zu fassen vermag. Ein neues Leben scheint herangebrochen zu sein.«

»Ein neues aber kein erfreuliches, bemerkte die Gräfin.

[1-142] »Jede neue Zeit wird mit Schmerzen geboren,« bemerkte Dörner. »Welche Wehen gingen dem Christenthum voraus, welche Kämpfe mußte die göttliche Lehre bestehen, ehe sie feste Wurzeln in den Gemüthern schlug! Die ganze heidnische Welt sträubte sich dagegen. Die weisesten und edelsten Männer jener Zeit feindeten den Glauben an, welcher ihnen von dem verachtetsten Volke gelehrt wurde, von Zöllnern und Fischern aus Gallilea, die vom Geiste beseelt, die frohe Botschaft brachten und ihre Mission erfüllten. Sie siegten über Schönheit, Reichthum, Weisheit und Macht, weil sie den Gott in ihrem Busen trugen. Sie schufen eine Welt um und zerbrachen die Form, deren Inhalt bereits erschöpft war.«

»Er ist doch ein Christ,« murmelte die Gräfin, indem sie beifällig auf den Redner sah, während Wanda in ihm einen jener Apostel selbst zu schauen glaubte. Seine bleiche Wange hatte sich in der Begeisterung geröthet, seine zitternde, schwache Stimme klang tief und fest aus innerer Brust. Die Spannung und Verlegenheit, welche

ihn befangen hielt, hatte sich verloren und frei und ohne Zwang entfaltete er eine Fülle von Gedanken, ein Herz, das begeistert für das Wohl des Volkes schlug. Dörners Beredsamkeit, die er ohne es zu wollen, entfaltete, hatte eine berauschende Macht und Wanda gab sich ganz dem neuen unge[1-143]wohnten Eindruck hin. Das war nicht die Sprache der Salons, hier trat ihr Wahrheit und Ursprünglichkeit entgegen, hier spürte sie den Hauch einer freien und großen Seele. Selbst die alte Gräfin schien betroffen und bewegt. Die Schwärmerei hat immer auf Frauen zu allen Zeiten ihren mächtigen Einfluß ausgeübt und jede neue Lehre, jeder Prophet findet grade unter ihnen die meisten Anhänger, die gläubigsten Proselyten.

Aber auch für Dörner war diese Stunde von Entscheidung. Was Wanda sprach, eröffnete ihm den Blick in ein reiches weibliches Herz und lehrte ihn einen Geist kennen und achten, der gewohnt war, frei und unabhängig zu denken. Sie war originell, ohne es zu wollen, ohne es zu wissen, tief und bedeutungsvoll. Ihr schönes Gesicht, verklärt von geistiger Bewegung, erschien ihm wie eine Ampel von Alabaster. Durch den edlen durchsichtigen Stoff schimmert das rosige Licht, das im Innern leuchtete. Er hatte bis jetzt nur wenig Frauen kennen gelernt, keine, die ihr glich, um so tiefer prägte sich ihr Bild in seine Seele ein. Die edlen Züge, die schlanke Gestalt, die milden warmen Augen, die schwärmerische Marmorstirn vom schwarzen Haar umlockt, ihre feine Sprache, ihr wunderbarer Ideengang, Alles blieb ihm gegenwärtig.

[1-144] Als er endlich von den Damen nach längerem Verweilen Abschied nahm, und die gute Gräfin ihn aufforderte, seinen Besuch zu wiederholen, da schwankte er wie bezaubert und taumelte mehr als er ging die breite Treppe herab. Ein Gefühl von Lust und Leid, von Zaghaftigkeit und Muth erfüllte seine Seele. Er hätte aufjauchzen mögen und doch war es ihm, als müßte er weinen. Das war mehr als die Wonne der Genesung, als die wiedererwachte Lust an dem schönen Leben, dem er wiedergegeben war. Sein ganzes Wesen war in süß betäubender Wonne aufgelöst und als er Rolf an der Hausthür fand, der gekommen war, um ihn bei seinem ersten Ausgang zu begleiten, da umarmte er den treuen Maschinenbauer mit ungewohnter Heftigkeit. So hätte er die ganze Welt begrüßen mögen mit dem Weihekuß der ersten Liebe.

Der erste Ausgang.

Rolf ging schweigend an der Seite Dörners. Die Stadt sprach lauter, als ein Mensch vermocht und erzählte die Geschichte ihrer Revolution. Die sechs Wochen, welche Dörner auf dem Krankenbette zugebracht, galten mehr als eben so viel Jahrzehnte. Die Bewegung hatte ihr Gepräge den Gebäuden wie den Men[1-145]schen aufgedrückt. Von dem Schlosse, auf den Thürmen wehte die schwarz-roth-goldne Fahne, an den Straßen-Ecken klebten riesige Plakate von allen Farben. Ein Haufe neugieriger Leser umstanden sie jeder Zeit. Die Literatur war aus der Verborgenheit auf den offenen Markt getreten. Die Ecken dienten als Lesekabinette, die Mauern sprachen und predigten politische und soziale Lehren, welche eine ungewöhnliche und schnelle Verbreitung innerhalb des Volkes fanden. An den Schaufenstern hingen Karrikaturen, die das Publikum zu enträthseln suchte, Portraits berühmter Männer, welche die Volksgunst wie Eintagsfliegen über Nacht ausgebrütet hatte. Eine schlechte Abbildung der Berliner Barrikaden entlockte Dörner ein wehmüthiges Lächeln der Erinnerung. Jeder Schritt, den er that, ließ ihn auf eine neue überraschende Erscheinung stoßen. Vor den Wachtlokalen stand die Bürgerwehr, welche alle Posten besetzt hielt, seitdem das Militär die Residenz verlassen mußte. Ein fliegendes Corps zog an ihm vorüber, junge kräftige Gestalten in grünen Blousen, den weißen Kalabreser mit wehenden Federn trotzig auf das Haupt gedrückt. Ein großer Mann mit dichtem schwarzem Bart schritt als Führer mit blanker Waffe stolz voran. Dörner jauchzte bei den feierlichen Klängen der kriegerischen Musik, welche den Zug begleitete, mit ihm das Volk, das Hüte und Mützen unter [1-146] Hurrahruf schwenkte. Er stimmte ein in den Gesang: »Was ist des Deutschen Vaterland«, so lange er nur die geliebten Töne noch vernehmen konnte.

»So muß es kommen,« sagte er zu Rolf, jeder Bürger soll Waffen tragen, um, wenn es Noth thut, die Freiheit zu beschützen und dem Feinde zu wehren. Die stehenden Heere müssen gänzlich schwinden.«

»Bis jetzt hat das ganze Volk noch keine Waffen,« bemerkte der Maschinenbauer. »Auch mag ich die militärischen Abzeichen und Spielereien nicht leiden.«

Dörner sah nur das Licht, nicht den Schatten, der die neue

Bewegung begleitete. Noch schien ihm Alles groß und herrlich zu sein. Einzelne Fehler und Mißbräuche, welche selbst seinen schwärmerischen Blicken nicht entgingen, hielt er für unbedeutend und für leicht zu beseitigen. Er theilte das Vertrauen der Meisten, welche an den vollständigen Sieg der Demokratie glaubten und eine friedliche Lösung, eine ruhige Fortbildung des Errungenen erwarteten. Die Enttäuschung sollte nicht ausbleiben, auf der Kehrseite der Medaille stand: Anarchie, Selbstsucht, Feigheit und Verrath.

Je weiter Dörner fortging, desto bedeutender war das Gedränge und Gewühl. Die feinen eleganten Toiletten waren größtentheils beseitigt und hatten der allgemein beliebten Blouse Platz gemacht. Auf den [1-147] Hüten prangte die deutsche Kokarde. Straßenjungen mit der rothen Feder auf der Mütze boten mit gewohntem Witz und bekannter Zudringlichkeit die Erzeugnisse der revolutionären Presse an: »Offener Brief an den Bürgermeister Krausnick von Moses Hersch.« »Die Russen kommen.« »Der Teufel ist los.« »Das Ministerium muß abdanken« schallte ihm aus zwanzig Kehlen zu gleicher Zeit entgegen. Die bald im jüdischen Jargon, bald im Berliner Dialekt abgefaßten Plakate wurden gekauft, gelesen und belacht.

Aus der Menge tauchten einzelne verdächtige, wilde Physiognomien auf, Erdarbeiter von den Rehbergen mit dem schmutzigen Strohhut auf dem wirren Kopf, hier und da Korrigenden, bestrafte Verbrecher, welche sich jetzt in Sicherheit auf den Straßen herumtrieben, bereit sich an einem Auflauf zu betheiligen, oder einen Akt der Volksjustiz mit auszuüben. Unter ihnen war der schwarze Friedel, der keine unbedeutende Rolle unter den Seinigen seit der Revolution übernommen und einen großen Einfluß unter seines Gleichen übte. Diese Elemente, bekannt unter dem Namen der »Bassermannschen Gestalten« hatten die Revolution zwar nicht geschaffen, aber aufgewühlt. Der Schlamm und Schmutz der Gesellschaft war durch die Oeffentlichkeit, welche herangebrochen, an das Tageslicht gekommen. Die feine Welt war meistentheils unter den Linden ver[1-148]schwunden und nicht mehr gesehn. Die Geheimräthe, welche am Mittag wohlgefällig mit bedächtigen Schritten ihre Promenade machten; die Garde-Offiziere, welche bei Kranzler an der Ecke ihr Eis verzehrten und Damen und Loretten musterten, hatten dem souveränen Volke Platz gemacht. Dieses herrschte hier und hielt unter dem blauen Himmel

seinen Lindenklub. Ein Stein, eine Treppe, ein Vorsprung gab die Tribüne her, ein Mann aus dem Volke war der Redner, eine wilde, leicht gereizte Menge das Auditorium. Gensdarme und Polizei traf Dörner nirgends an.

Ihn freute dieses rege Leben, dieses Erwachen der Bevölkerung und ihre Betheiligung an der Politik.

Ein wildes Geschrei, ein jauchzender Beifallsruf weckte ihn aus seinen Betrachtungen auf. Die Menge drängte sich um eine athletische Gestalt. Der Mann, den das Volk mit Begeisterung begrüßte, war ein bekannter Redner und *Held* in den öffentlichen Versammlungen. Der lange röthliche Bart wogte lockig bis über die Mitte der breiten Brust nieder und verhüllte den untern Theil des Gesichts. Unter der knochigen Stirn brannten zwei Augen voll Sinnlichkeit. Stolz und Eitelkeit sprachen aus den markirten Zügen, welche hart und spöttisch schienen. Stürmische Leidenschaften hatten dieses Antlitz zum Tummelplatz erwählt und ihre tiefen Furchen eingegraben. Seine riesige Figur, seine [1-149] unverwüstliche Körperkraft, sein donnerndes Organ, seine lebendige Einbildungskraft und der immer treffende Witz machten ihn zum Liebling der Berliner Bevölkerung. Er schien der bedeutendste und beliebteste unter den Volksführern und selbst sein späteres zweideutiges Benehmen konnte nicht den Glauben an ihn gänzlich in den Gemüthern erschüttern. Er war der politische *Cagliostro* dieser Zeit.

Mit stolzer Herablassung dankte der Gefeierte dem souverainen Volk für seine Huldigung. »Ich werde für Eure Freiheit wachen. Wenn es Zeit ist zum Handeln, sollt Ihr von mir hören. Wo die Gefahr am größten, sollt ihr mich finden. Alles für das Volk.«

Mit diesen Worten setzte er seinen Weg unter dem Beifall der jauchzenden Menge fort.

Diese Stimme mit ihrem scharfen Accent schien Dörner wohlbekannt, sie erinnerte ihn an einen Jugendfreund, der später die Militairkarriere erwählt, die er aus unbekannten Gründen als Offizier wieder verließ, um sich der Bühne zuzuwenden Auch als Schriftsteller hatte sich der Gefeierte versucht und eine Zeitschrift herausgegeben, welche die Weltereignisse in witziger Form kurz und schlagend besprach. Die Regierung fürchtete das kleine Blatt, welches in den Tagen des Liberalismus einen ungewohnten [1-150] Aufschwung nahm und unterdrückte es. Mit dem Verbote dieser Zeitschrift schien die Thätigkeit des Mannes gelähmt. Die

Revolution hatte ihm einen neuen Schauplatz eröffnet und die Rednerbühne war der Ort, wo er täglich glänzende Triumphe feierte.

Auch dem Agitator schien Dörners Physiognomie bekannt, er nahte ihm mit seinem Gruß, Rolf blieb ehrfurchtsvoll zurück.

»Was Teufel, Dörner Du hier?«

»Wie Du siehst.«

»Wo hast Du denn gesteckt, alter Junge, daß man Dich nirgends sah. In keinem Klub, in keiner Versammlung läßt Du Dich blicken. Du scheinst Dich an der Politik nicht betheiligen zu wollen.«

»Ich gehe heut zum ersten Male aus, ich war verwundet beim Barrikadenkampfe, von einem Säbelhieb getroffen worden.«

»Ei, und das erfahre ich erst heut. Dein Glück ist ja gemacht. Ein Barrikadenheld, ein Märtyrer für die Freiheit! Wenn das Volk, das uns hier angafft, das erfährt, trägt man Dich auf Händen im Triumph herum.«

»Ich liebe nicht solche Ovationen.«

»Du wirst Dich daran gewöhnen, guter Junge. Du glaubst nicht, wie das mit der Zeit uns zum Bedürfniß wird. Es ist ein neuer Reiz, ein Ver[1-151]gnügen, das ich noch nicht erschöpft und ausgekostet habe. Was will man mehr? *Der* Rausch ist so gut, wie jeder andere.«

»Ich fühle mich so fremd in dieser neuen Welt. Mir ist zu Muthe, als hätte ein Zauberer, während ich im Schlafe lag, Alles um mich her verwandelt. Oft kommt es mir vor, als läge ich noch im tiefsten Schlummer und Alles wäre nur ein Traum.«

»Du bist immer ein Träumer gewesen, lieber Dörner, unsere Zeit ist aber am wenigsten für Träumerei geschaffen, Du mußt praktisch werden und zugreifen. Der Keckste kommt am besten fort. Doch was hast Du jetzt vor?«

»Ich war im Begriff, meine alte Wohnung zu besuchen, doch zuvor Berlin in seiner neuen Gestalt kennen zu lernen. Ich bin noch etwas schwach, darum begleitete mich dort mein Freund, der Maschinenbauer Rolf.«

Der Arbeiter trat bescheiden heran und drückte die Hand des großen Agitator, die dieser ihm entgegenstreckte.

»Wackere Leute, die von Borsig,« sagte der Volkstribun, indem er mit der würdevollen Herablassung eines Napoleon dem Maschinenbauer auf die Schultern klopfte.

Rolf fühlte sich hochgeehrt durch diesen Gruß.

»Die Arbeiter haben die Revolution ganz allein [1-152] gemacht,«

fuhr der Agitator fort, »darum ist es auch billig, daß sie die Früchte ihrer Hingebung erndten. Die Lage dieser Klassen muß verbessert werden. Will der Bourgeois die Freiheit haben, so mag er sich auch zu Opfern verstehn für diejenigen, die sie ihm erkämpft. Euer Lohn ist noch immer karg genug.«

»Man kommt zur Noth schon aus,« entgegnete der Maschinenbauer, »freilich könnt' es nicht schaden, wenn wir mehr verdienten, doch Herr Borsig meint, er könnte dann nicht mehr bestehn.«

»Das ist die gewöhnliche Redensart der Arbeitgeber. Die Ausbeutung durch das Kapital muß ein Ende nehmen. Der Arbeiter soll Theil am Geschäfte haben. Nur auf diese Weise kann ihm geholfen werden.«.

»Freilich mein' ich das auch,« sagte Rolf. »Wenn der Arbeiter einen verhältnißmäßigen Antheil am Gewinne hätte, dann könnte er schon besser bestehn, das ist klar wie der Tag.

»Sie müssen mit ihren Freunden drüben reden, sagen Sie nur, daß von mir dieser Plan herrührt.«

»Aber Herr Borsig wird sich nicht dazu verstehn, lieber wird er die Werkstätten schließen,« warf der Maschinenbauer ein.

»Sie müssen ihm nur scharf zu Leibe gehn. Der Bourgeois ist immer furchtsam und nachgiebig, wenn man mit Nachdruck von ihm zu fordern weiß.«

[1-153] Diese Lehren hatten bereits ihre Früchte getragen. Die Spaltung zwischen Arbeiter und Kapitalisten wurde mit jedem Tage größer und bedeutender. Mißtrauen auf der einen Seite und Furcht auf der andern waren ausgesät und wucherten in den Gemüthern fort. Die freudige Erhebung Aller, welche auf die schönen Märztage gefolgt, die innige Vereinigung und Harmonie fing bereits an zu schwinden. Die Besitzenden fürchteten die täglich gesteigerten Ansprüche der Besitzlosen, diese dagegen wurden durch Versprechungen und schwindelnde Theorien der modernen Volkstribunen täglich aufs Neue aufgeregt. Die Nahrungslosigkeit nahm während den andauernden Unruhen überhand. Die mannigfach sich kreuzenden Interessen der verschiedenen Stände traten immer schärfer und schneidender hervor. Alle diese Elemente zusammengenommen mußten mit der Zeit dem gestürzten System dazu dienen, seinen Einfluß wieder herzustellen. Hier lagen die Keime einer beginnenden Kontrerevolution, welche Anfangs schüchtern, später mit täglich wachsender Kühnheit wieder

hervorzutreten wagte.

Auf diese Weise wirkte der Agitator auf die Arbeiter. Rolf bereits theoretisch für die sociale Idee gewonnen, verlangte auch die praktische Anwendung der Grundsätze, welche er für wahr erkannt.

[1-154] Von dem Maschinenbauer wandte sich der berühmte Volksredner zu seinem Freunde.

»Du wirst mit mir gehn. Du kannst heute bei mir zu Abend essen und dann besuchen wir den Klub.«

Dörner hatte Nichts gegen diese Bestimmungen einzuwenden. Er sehnte sich, den Brennpunkt des politischen Lebens kennen zu lernen. Rolf verabschiedete sich ehrfurchtsvoll von dem Agitator, herzlich von seinem Freunde, den er im Klub anzutreffen gedachte. Vorher wollte er noch Marie sehn.

Modernes Stillleben.

Der Doktor begleitete zunächst den großen Agitator in seine Wohnung. In dem elegant eingerichteten Zimmer traf er zwei Damen an.

»Meine Frau,« stellte der Agitator vor, »und unsere Freundin Lucie.« Dörner verneigte sich.

Das Abendbrot war bereits angerichtet. Man setzte sich zu Tisch. Die Unterhaltung war geistreich lebendig. Der Agitator besaß unstreitig bedeutende Kenntnisse, einen scharfen Blick für die Gegenwart. War ihm Dörner auch philosophisch überlegen, so mußte er ihm doch in praktischer Beziehung weichen. Auch die Damen nahmen an dem Gespräche Theil.

[1-155] Die Unterhaltung erging sich frei und ungebunden. Weder die Frauen, noch der Agitator legten sich einen Zwang auf.

Lucie war eine kühne Brünnette mit dunklen feurigen Augen, welche herausfordernd loderten, die Frau des Agitators eine schmachtende Blondine mit sanften, einnehmenden Zügen. Zwischen Beiden schien das innigste Einvernehmen zu herrschen und dennoch war mehr als ein Grund zum Zwiespalt da. Frau und Geliebte theilten denselben Tisch. Der Agitator übte auf seine nächste Umgebung, wie auf das Volk einen dämonischen Einfluß aus.

»Sie werden doch im Klub sprechen?« fragte die schöne Lucie.

»Ich fühle mich noch schwach,« entgegnete Dörner, »auch glaube ich kaum, daß ich sobald die Scheu vor der Oeffentlichkeit

überwinden werde.«

»Das giebt sich bald,« sagte der Agitator. »Du mußt doch ein Mal anfangen. Reden, reden das ist die ganze Kunst, um von diesem Volke Alles zu erhalten.«

»Ich möchte Sie gar zu gern hören,« schmeichelte die Frau des Agitators.

»Du wirst jeden Falls im Klub als Barrikadenkämpfer von mir vorgestellt werden. Natürlich begrüßt man Dich mit donnerndem Applaus, dann mußt Du danken. Du siehst die Sache macht sich ganz von selbst. [1-156] Hast Du einmal und mit Beifall nur gesprochen, dann wirst Du selbst das Bedürfniß fühlen. Höre, wie wäre es, wenn wir Dich gar zum Deputirten machen?«

»Du treibst nur Deinen Scherz.«

»Nein ich meine es wirklich ernst mit Dir. Ich war stets Dein Freund und habe alle Achtung vor Deinem Verdienste. Laß sehen, wir haben noch ungefähr zwölf bis vierzehn Tage Zeit und so viel ich weiß, können noch sechs bis sieben Kandidaten von uns versorgt werden. Wenn Du sie wohl zu benutzen weißt, kannst Du noch irgendwo gewählt werden. In Berlin natürlich nicht. Hier stehen unsere Kandidaten bereits fest, aber in der Provinz. Der Klub übt einen bedeutenden Einfluß aus. Gehörst Du ihm einmal mit Leib und Seele an, so wird er Dich versorgen. Ich selbst mag Dich nicht in Vorschlag bringen, denn ich gestehe Dir offen, daß Du dann die ganze Hippelsche Couleur gegen Dich hättest, die nicht ohne Einfluß ist. Der große Kritikus mit seinem Anhang verachtet mich, wie alle Welt.«

»Wen meinst Du denn?«

»Geh zu Hippel, dort wirst Du ihn sehn, die verkörperte Kritik, die incarnirte Negation, den Mann der souverainsten Verachtung. Er haßt mich, weil er trotz seiner Wissenschaft unpopulär ist und bleiben wird. Was thut's, ich lache über ihn. Sein Hochmuth ist wirklich unerträglich.«

[1-157] »Meine Herren, vergessen Sie nicht über ihr Geschwätz ihre Pflicht,« lachte Lucie, indem sie Dörner ihr Glas hinreichte, das er zu füllen vergessen hatte.

»Stoßen wir an, es lebe der Deputirte in spe,« rief der Agitator, indem er sein Glas erhob.

»Unser St. Just,« lachte Lucie, indem sie Dörner zunickte, der vor ihrem feurigen Blick verwirrt die Augen niederschlug.

»Ist St. Just der Heilige, auf den sie schwören,« fragte dieser die

schöne Sünderin.

»Ich bete ihn an, weil er das Volk liebte und die Aristokraten haßte. Ja ich hasse die Großen, diese Reichen, diese Aristokraten so wie er. Ich könnte sie mit ruhigem Blute unter der Guillotine sterben sehn.«

»Aber Lucie!« mahnte die sanfte Frau des Agitators.

»Weißt Du, was sie mir gethan?« fragte das junge Mädchen mit zitternder Stimme.

»Sie ist ein Kind aus dem Volke,« bemerkte der Agitator.

»Ja ich bin ein Kind aus dem Volke,« fuhr Lucie in gereizter Stimmung fort. »Mein Vater war ein heruntergekommener Arbeiter; als er betteln ging, sperrte man ihn ein. Meine Mutter war eine arme Wäscherin. Sie mußte arbeiten, bis ihr die Finger von der Gicht verkrummten und erlahmten. Von meinen [1-158] Eltern erhielt ich nie ein freundlich Wort; die Armen haben keine Zeit, ihre Kinder zu liebkosen und zu verziehn. Als sie starben, nahm sich meiner eine alte Tante an, ein entsetzliches Weib. Mir graut, wenn ich ihrer gedenke, und dennoch muß ich ihr dankbar sein, ich wäre ohne sie ja dem Hungertode Preis gegeben worden.

»Schrecklich,« seufzte Dörner.

»Schrecklich, sie haben Recht,« sagte Lucie, mit einem dankbaren Blick, »mein Loos war gräßlich. Am frühen Morgen gab mir meine Tante ein Körbchen in die Hand, im Sommer mit Kirschen, im Winter mit Zündhölzchen und Feuerzeug gefüllt. Dann wurde ich von ihr auf die Straße hinausgestoßen und durfte nicht zurückkommen, bevor ich meinen Kram verkauft, sonst gab es statt des Abendbrots nur Schläge und Schimpf. Da stand ich unter den Linden in meinem dünnen Röckchen, die eleganten Equipagen rollten an mir vorbei und bespritzten mich mit Straßenkoth. Die vornehmen Müssiggänger, denen ich meine Waare anbot, schalten mich meiner Zudringlichkeit wegen, und jagten mich fort. Die Polizei verfolgte mich und schlug mich oft. Diese Eindrücke waren unverlöschlich. Mein Verstand war frühzeitig gereift. Ich dachte über die Ungerechtigkeit der Weltregierung nach und mein kleines Herz wurde von Haß erfüllt. Wenn ich ein [1-159] vornehmes Kind im feinen Röckchen mit seidenem Hut und weißen Höschen sah, da erfaßte mich eine eigene Wuth. Ich hätte ihm die Kleider vom Leibe reißen und ihm Faustschläge geben mögen. So wuchs ich auf ohne Erziehung, ohne Religion. Die Gebete, welche mich meine fromme Mutter gelehrt, hatte ich schon längst vergessen. Selbst das

Vaterunser wußte ich nicht mehr.«

»Das ist doch kein Unglück,« bemerkte der Agitator, »selbst wenn Sie es auch später nicht gelernt hätten.«

»Ich war fünfzehn Jahr geworden. Mein Körper begann sich zu entwickeln. Ich war schön, wie man mir sagte. Die Männer, welche vorbeigingen, blieben stehn und kauften mir meine Kirschen ab, ja viele bezahlten doppelt den gebotenen Preis.«

»Nur keine confessions à la Rousseau,« rief der Wirth mit Lächeln.

»Ich will aber,« sagte trotzig die kecke Lucie. »Die alten Gecken drängten sich um mich, die jungen Laffen kniffen mich in die Wangen und ihre begehrenden Augen verschlangen meine Reize. O wie verachtete ich diese Männer, denen Alles käuflich ist.«

»Sie sind heute entsetzlich moralisch, liebe Lucie,« spottete der Agitator. »Sie wissen, ich bekomme stets Kopfweh, wenn man in diesem Tone mit mir spricht. [1-160] Was ist da weiter, man hat Sie liebenswürdig gefunden und Sie wurden geliebt, das ist Alles.«

»So laß Sie doch,« bat die Frau vom Hause.

»Sie sind ein Ungeheuer,« schalt Lucie. »Sie können über ein armes Mädchen spotten.«

»Ei Sie wissen doch besser, daß ich dem Volke stets das Wort geredet habe und das Schicksal der ärmeren Klassen zu verbessern, ist ja die eigentliche Aufgabe meines Lebens,« beschwichtigte der Agitator. »Für das Volk will ich zum wenigsten die Garantie der Arbeit, aber in der Liebe freie Konkurrenz. Es lebe die freie Liebe.«

Lucie stieß mit dem Agitator an, der ihr Glas aufs Neue füllte. Ihre Wange glüht, ihr Auge flammte in wilder Lust. Ihr Aussehn glich dem einer begeisterten Bachantin. Der Agitator umschlang ohne Rücksicht ihre üppige Gestalt.

»Die Freiheit im Leben, wie in der Liebe,« rief das schöne Mädchen laut und entschlüpfte geschmeidig wie eine Eidechse seinen Händen, indem sie sich zu Dörner mit ihrem Glase niederbog, so daß die braunen Locken seine Wange streiften.

»Ist sie nicht herrlich,« flüsterte der Agitator Dörner halblaut ins Ohr. »Sieht sie nicht aus, wie die Priesterin der neuen Zeit.«

»Spötter,« schalt die kecke Lucie, indem sie mit [1-161] ihren rosigen Fingern seine Lippen schloß. Die Frau vom Hause blickte zur Seite, so daß Niemand sehen konnte, ob nicht eine Thräne in ihrem Auge zitterte.

»Sie sind in Ihren intressanten Geständnissen unterbrochen

worden,« sagte Dörner zu Lucie. »Welche Anstrengung muß es Ihnen gekostet haben, die Lücken einer früheren Bildung auszufüllen, und diesen Standpunkt einzunehmen, der Sie auf die Höhe unserer geistigen Anschauung stellt. Die Kluft, welche unsere Bildung von der des Volkes trennt, scheint mir noch immer unausfüllbar. Es gehört kein gewöhnlicher Geist dazu, sie zu überspringen.«

»Ich danke Ihnen für das feine Compliment. Das Volk lernt schnell und begreift leicht. Jedoch wenn Sie meinem Lebenslauf eine fernere Aufmerksamkeit widmen wollen, dann besuchen Sie mich doch.«

»Aber Lucie, das ist zu arg,« lachte der Agitator. »In unserer aller Gegenwart fordert sie den Freund zu einem rendez-vous auf. Ich dürfte eifersüchtig werden.«

»In der Liebe freie Conkurrenz,« spottete das schöne Weib.

»Sie werden mich noch dahin bringen, eine Lächerlichkeit zu begehn.«

»Und die wäre?«

»Ich würde meiner Frau treu bleiben. Was meinst [1-162] Du liebes Kind dazu?« fragte der Agitator, indem er seiner Gemahlin galant die dargebotene weiße Hand küßte.

Das liebliche, aber blasse Gesicht der schmachtenden Blondine wurde von einem rosigen Schimmer angehaucht, und die Freude gab ihrem matten blauen Auge für wenige Augenblicke einen strahlenden Glanz.

Diese geniale Zerrissenheit, diese Frivolität im Familienleben, welche wir in dem Kreise des großen Agitators finden, war nur ein Nachhall einer früheren Periode, und stammte aus der Zeit der Romantiker. Aus jener Schule, welcher die beiden Schlegels, Tiek, und Novalis angehörten, welche in mittelalterlichen Erinnerungen schwelgte und Treu und Glauben predigte, ging zugleich auch jene schrankenlose Berechtigung der genialen Subjektivität hervor. Der Geist, als solcher war fessellos und durfte alle einengende Bande der Philisterwelt überspringen. Nur das Fleisch war der Sünde verfallen und für diese gab die neue erwachte und verwandte katholische Richtung in voraus ihre Absolution. Auf diese Weise wurde von den Romantikern die Sittlichkeit des Familienlebens untergraben, die Begriffe von Liebe und Treue verwirrt, das Institut der Ehe angegriffen und vernichtet. Grade diese Schule, welche im gegenwärtigen Augenblicke sich der neuen Entwickelung feindlich

gegenüberstellt und ihr den [1-163] Vorwurf der Unsittlichkeit täglich wiederholt, ist die Mutter der genialen Liederlichkeit unserer Zeit. Die Lucinde, das Leben des Prinzen Louis Ferdinand, Pauline Wesel, Schlegels Privattreiben, das ganze geistreiche und doch in den höheren Ständen so unsittliche Berlin in der damaligen Zeit, sind eben so viel Beweise für unsere Behauptung. Noch leben Männer und Frauen aus jener Periode, welche diese Ansicht aus eigener Erfahrung bestätigen müssen. Zu keiner Zeit war die Sittenlosigkeit in Berlin höher gestiegen, als unter der Herrschaft der Romantiker. Friedrich Wilhelm der Dritte in seiner nüchternen protestantischen Anschauungsweise blieb dieser Richtung fremd und hat viel dazu beigetragen, ihre verderblichen Folgen zu beseitigen, aber die zunehmende Bildung verbreitete die Lehren der Romantik und die exquisite geniale Liederlichkeit, welche bisher zu meist in den höheren Kreisen der Gesellschaft ausschließlich, fast allein geherrscht, hatte bald ihren Weg auch in die mittleren und unteren Schichten des Volkes gefunden. Die Demokratie hatte diese Erbschaft der Vergangenheit wie so viele andere angetreten, ohne dafür zurechnungsfähig und verantwortlich zu sein.

Vielleicht waren es ähnliche Gedanken, welche Dörner während dieses wunderlichen Mahles beschäftigten. Er war kein Rigorist. Die gewöhnlichen Moralbe[1-164]griffe sind überhaupt für uns Alle zum Theil verschwunden, zum Theil verwirrt, nirgendswo klar und deutlich aufzufinden; dennoch verletzte ihn der frivole Ton. Er hatte erst vor wenigen Stunden eine Athmosphäre verlassen, in welcher eine höhere und reinere Weiblichkeit ihm entgegentrat. Er wußte selbst nicht, wie es kam, daß er immer wieder an die Gräfin zurückdenken mußte. Sie schien für ihn der Maßstab geworden zu sein, an welchem er jedes andere Weib zu messen suchte. Ihr Bild schwebte vor seinen Augen und als er das Glas mit dem schäumenden Champagner, den der Agitator zum Schlusse des Mahles aufgetischt, an seine Lippen führte, glaubte er die ihrigen leise und innig zu berühren.

Ein kleiner Fuß, der unter der Tafel den seinigen gefunden, führte ihn in die Gegenwart und die Gesellschaft, welche ihn umgab, zurück. Lucie interessirte sich für unsern Freund. Das ungestüme Mädchen war nicht gewohnt, ihren Gefühlen irgend einen Zwang aufzulegen, oder dieselben zu verbergen. Sie faßte den Moment und jagte nach Genuß. Sie liebte keinen Mann, nur das Kollektivum — die Männerwelt. In Griechenland wäre sie berühmt wie Lais

geworden, in Berlin war sie ein verlornes Weib. Es lag in ihr ursprünglich ein Bedürfniß nach wahrer Liebe, wie in jeder Frau. Sie suchte und wurde betrogen, sie suchte wieder und jeder neue Mann erschien ihr als ein Erlö[1-165]ser, als der Messias, den sie erwartete, um sie von der eigenen Selbstverachtung zu erretten. Auch für sie war die neue Bewegung nur ein Rausch, eine Betäubung, welcher sie sich hingab, um sich selber zu entfliehn. Das gab für sie Aufregung, Zerstreuung, Befriedigung der Eitelkeit. Ihr Haß gegen Adel und Reichthum war tief begründet, zum Theil selbst berechtigt durch ihre Leiden und in ihrem Leben; aber neben dieser großen Leidenschaft wucherten die kleineren und drohten die einzig wahre Empfindung ihres Herzens zu ersticken. Die Bildung, welche sie in kurzer Frist erworben, war zu fragmentarisch, um sie zu erlösen. Sie hatte, wie so viele Menschen in unserer Zeit, nur die Resultate des Denkens Anderer in sich aufgenommen. Sie besaß viel und doch gehörte ihr nichts an. Ihre schöne reizende Gestalt und ein hoher Grad angeborner, natürlicher Beredtsamkeit hatten ihr in der demokratischen Welt einen hohen Ruf verschafft und wir glauben nicht zu fehlen, wenn wir im Voraus verrathen, daß sie Präsidentin eines politischen Frauenvereins war.

An ihrem Arme ging Dörner, aufgeregt vom Wein in der Begleitung des Agitators und dessen Frau nach dem demokratischen Klub, der in der sogenannten Reitbahn seine Sitzung hielt. Die Damen begaben sich auf die erhöhte Gallerie, die beiden Männer traten in den Saal. Lucie drückte zum Abschied Dörners Hand [1-166] und flüsterte: »Nicht wahr, Sie besuchen mich morgen? Ich erwarte Sie. Ich muß Ihnen ja doch das Ende meiner Geschichte noch erzählen.«

Ein Klub.

Die politischen Klubs hatten in kurzer Zeit eine hohe Bedeutsamkeit für Berlin erlangt. Sie waren zunächst Brennpunkte der Bewegung, die Schulen der neuen Volksbildung und übten einen großen Einfluß auf alle Stände aus. Der demokratische Verein zählte die meisten Mitglieder und wenn auch die Führer desselben sich nicht immer durch hervorragende geistige und sittliche Eigenschaften auszeichneten, so muß ihnen doch der Vorzug einer ungemeinen Thätigkeit und einer gewissen Energie zugestanden werden. Einzelne Redner erhoben sich weit über das Gewöhnliche

und wußten durch Ideenreichthum und glänzenden Vortrag zu begeistern und fortzureißen.

Eine wunderbare Erscheinung war jedenfalls das plötzliche Auftauchen begabter Redner bei einer Nation, welche bisher so wenig Gelegenheit gehabt, parlamentarische Fähigkeiten auszubilden. Allerdings herrschte auf der Tribüne zumeist die politische Phrase, das hohle Pathos jugendlicher Schwärmer vor, [1-167] und wo Begriffe fehlten, stellte ein Wort zur rechten Zeit sich ein; nichts desto weniger trug selbst diese Art der Beredtsamkeit viel zur Erweckung eines Volkes bei, welches bis jetzt politisch geschlummert zu haben schien. Die gänzliche Verwahrlosung desselben ließ die untergeordneten Geister vorläufig zur Geltung kommen. Man bedurfte der groben natürlichen Kost, um den ersten Hunger zu stillen. Für die Durstigen war jeder Trunk willkommen, wenn er selbst aus trüben, schlammigen Quellen floß. Das Volk vermochte noch nicht, das Gold von dem Flitter zu unterscheiden und jauchzte seinen Beifall demjenigen Redner zu, der die meiste Kühnheit und das lauteste Organ besaß.

Auf diese Weise läßt sich der große Einfluß einiger Volksführer erklären, deren geistige Fähigkeiten kaum die Mittelmäßigkeit erreichten. Dem ungeachtet hatte der demokratische Klub das große Verdienst, Ideen und Begriffe zu entwickeln und zu verbreiten, welchen die Menge bis jetzt fremd geblieben war. Durch ihn wurde meist der Gesichtskreis der untern Klassen erweitert und aufgeklärt. Es war ein großer Fortschritt, daß überhaupt diese Schichten der Gesellschaft für ein geistiges Interesse gewonnen wurden und zu denken angefangen hatten, wenn auch auf die Gefahr hin, die Wahrheit mit der Lüge, die Freiheit mit der Anarchie noch zu verwechseln. Ein zukünftiger Geschichtsschreiber wird [1-168] mit Unparteilichkeit über die Leistungen des demokratischen Klubs aburtheilen und trotz der Verirrungen seine große Bedeutung nicht verkennen. Der demokratische Klub hat in kurzer Frist mehr für die Volksaufklärung gethan, als die gepriesenen Schulen des vormärzlichen Absolutismus je vermocht haben.

Ein zweites Moment seiner Wirksamkeit lag in der Vermischung und Vereinigung aller Stände, welche seit der Revolution begonnen und vorzugsweise durch den demokratischen Verein so wie zum Theil durch die Bürgerwehr befördert wurde. Die Berührung in denselben Versammlungen und in den gleichen Räumen hatte nothwendiger Weise einen Ideenaustausch hervorgebracht. Die

verschiedenen Schichten der Gesellschaft rückten einander näher, lernten sich kennen und gewannen sich ein gegenseitiges Interesse ab. Die Massen waren in Fluß gerathen, die spröden Stoffe schmolzen zusammen und paßten sich derselben Form an. Viele Vorurtheile mußten auf diese Weise schwinden und die humane Auffassung konnte nur dabei gewinnen.

Literaten, Arbeiter, Gewerbtreibende, höhere und niedere Beamte, Aerzte und Handlungsdiener, Studenten und hier und da ein vereinzelter Soldat füllten den weiten Saal der Reitbahn. Auf den Gallerien saßen die Damen im schönen Kranz. An den Seiten standen Buffets mit Erfrischungen. In der Nähe der Redner-[1-169]Bühne hielten sich die Leiter des Klubs, die Führer des Vereins auf, meist junge Leute, welche das Bureau bildeten. Durch die Mitte des Saales schritt der große Agitator mit Dörner im stolzen Selbstbewußtsein seiner Macht. Die wogende, summende, drängende Menge machte Platz und grüßte ehrfurchtsvoll. Sein dunkles Auge überflog die Versammlung mit einem Herrscher-Blick. An das Bureau angelangt, ließ er sich nieder und lud seinen Freund zum Sitzen ein. Dörner nahm unter den Eingeweihten seinen Platz und wurde den demokratischen Notabilitäten, von denen er nur wenige aus seinem früheren Leben kannte, vorgestellt.

»Eichler,« sagte der Agitator zu einem jungen Mann mit krausem Bart und geistreich sprechendem Gesicht, »ein Freund von mir. Notire mich und ihn, wir bitten dann um's Wort«

»Gut, ich schreib' Dich auf, Du bist der sechste schon.«

»Teufel! das dauert lange. Was liegt denn heute vor?«

»Die Wahlen, wie Du weißt.«

»Ich denke, Ihr habt Euch bereits entschieden. Ihr stimmt für Jung und Behrends.«

»Allerdings. Die Sache ist so gut wie abgemacht.«

»Nun wozu denn das Geschwätz?«

[1-170] »Es hält das Volk warm. Die Menge will durchaus unterhalten sein.«

»Wer redet jetzt zunächst nach Siegerist?«

»Salis kommt.«

Der vorhergehende Sprecher, ein schlanker Mann mit kräftigem Organ, ein Handwerker von ungewöhnlicher Bildung, hatte seine Rede unter einem donnernden Beifallssturm geendet. Der Nächste, der die Tribune jetzt bestieg, war ein Student, ein Sohn der Schweiz, der nach Berlin gekommen war, um seine Studien zu

beenden und sich mit republikanischem Feuer-Eifer an dieser neuen Bewegung betheiligte. Dunkelblonde Locken umflatterten die tief gedankenvolle Stirn, schwärmerische Begeisterung strahlte erwärmend aus seinen Blicken aus. Seine Stimme klang mächtig, kraftvoll und überzeugend durch den Saal. Er ermahnte das Volk, auf seiner Hut zu sein, er forderte die zukünftigen Volksvertreter auf, ihre Pflicht zu thun, er warnte vor Verrath, der auf allen Seiten lauere, er erinnerte an die Todten im Friedrichshain, welche mit ihrem Blute die junge Freiheit getauft und eingeweiht.

Seine Rede machte einen mächtigen Eindruck auf die Versammlung, welche, als Salis schloß, ein stürmisches Bravo erschallen ließ. Auf der Gallerie pochte manches weibliche Herz, das dem Redner mehr, als seinen Worten Aufmerksamkeit gezollt.

[1-171] Eine kurze Frist, welche eingetreten war, wurde zur Erholung und Erfrischung schnell benützt. Die Menge eilte zu den Buffets. Einzelne Gruppen bildeten sich und besprachen die politischen Tagesfragen, oft mit mehr Leidenschaft als Klarheit und Verstand.

Neben dem Geheimrath, uns von früher schon bekannt, stand ein kühner Schneidergesell, der sein spitzes, kaum entkeimtes Bärtchen, seine einzige Märzerrungenschaft mit großem Wohlgefallen strich. Ohne seinen Nachbar zu kennen, trat er mit seinen Ansichten ungenirt hervor.

»Sie kennen schon jlooben, der Salis hat Recht, an allem Unjlück ist die Bureaukratie nur Schuld. Wat menen Sie dazu?«

Der Geheimrath, welcher grade eine Prise nehmen wollte, hielt die goldne Dose erschrocken in der Hand.

»Erlooben Sie,« bat der Schneidergesell mit lüsterner Begehrlichkeit.

»Sie steht zu Ihren Diensten,« bemerkte der Geheimrath ganz verwirrt.

Beide schnupften, der Geheimrath nieste.

»Sehen Sie,« bemerkte pfiffig der Schneidergesell »wat ich gesagt habe, muß wahr sind, Sie haben es beniest.«

Der Geheimrath fühlte sich von diesem schlagenden Argument noch immer nicht ganz überzeugt.

[1-172] Zwei heruntergekommene Handwerker unterhielten sich bei einem Glase Weißbier über offene Kleiderläden und den Schaden, der ihrem Stande daraus erwächst. »Ich gebe meine Stimme nur einem Deputirten, der es mit dem Handwerk ehrlich meint,« rief der

Eine. »Am besten wär' es doch, wir wählten aus unserer Mitte selbst. Ja ich wüßte schon, wem ich meine Stimme geben möchte,« sagte der Andere.

»Na immer 'raus damit, sprich doch wem?«

»Was meinst Du zu meinem Bruder. Er ist ein gereister Mann, ist in der Schweiz und in Belgien gewesen und kennt die Sache aus dem Fundament. Der weiß am besten, wo uns der Schuh drückt.«

»Ne, einem Schuster geb' ich meine Stimme nicht. Es muß einer sein von unserm Metier. Zur Noth wohl möcht' ich selber gehn. Die drei Thaler Diäten thäten meiner armen Seele gut.«

In einer Ecke suchte ein Student einem alten Rentier, den die Neugierde und Geschäftslosigkeit herbeigelockt, aus der Geschichte zu beweisen, daß die Republik die einzige vernünftige Staatsform sei.

»Themistokles, Perikles, die größten Staatsmänner, die größten Helden, die ausgezeichnetsten Künstler lebten in der Republik.«

»Alles gut, ich bin auch Demokrat, aber nur keine Republik, keine Republik, verstehen Sie mich,« war die [1-173] einzige Antwort des Rentiers, den der Student endlich verließ, indem er ihn für einen bornirten Weißbier-Philister hielt.

Ein junger Assessor sprach mit einigen Arbeitern in Blousen über die Organisation der Arbeit nach Louis Blanc und entwickelte seine Ansichten über Nationalwerkstätten unter großem Beifall seiner Zuhörer, deren politische Bildung in kurzer Zeit bedeutend vorgeschritten war. Es ließ sich nicht verkennen, daß grade unter dieser Klasse ein entschiedenes Streben nach Belehrung und Erkenntniß vorherrschte, weit mehr als unter der eigentlichen Bürgerschaft, welche entweder durch materiellen Genuß oder durch häusliche Sorge und Selbstsucht für eine höhere Auffassung der Bewegung abgestumpft erschien.

Die Maschinen- und Eisen-Arbeiter waren sich ihrer Stellung wohl bewußt und gingen auf die Fragen des Tages mit großer Einsicht und mit Lauterkeit der Gesinnung ein. — Mit einem gewissen Rechte durften sie sich »die ehernen Säulen der Demokratie« nennen, wie sie es in einem Plakate auch gethan. Dieses Corps war eine der Hauptstützen der Demokratie und der Gegenstand einer vorzüglichen Aufmerksamkeit für alle Führer derselben. Es fand unter ihnen eine Art Eifersucht in dieser Beziehung statt. Jeder der Agitatoren suchte hier festen Boden und Einfluß zu gewinnen, [1-174] obgleich bis jetzt Niemand eine so große Macht als der große

Agitator unter dieser Klasse der Bevölkerung erlangt. Rolf, der unter ihnen stand, hatte Dörner gesehn und eilte auf ihn zu, um ihn in den Kreis der wackeren Männer und in ihr Gespräch zu ziehn.

Das ganze Schauspiel, welches Dörner so überraschend unerwartet kam, hatte eine erhöhte Stimmung in ihm hervorgebracht. Dieses mächtige Drängen und Treiben, diese Vereinigung der getrennten Glieder diese Ausgleichung und Vermischung aller Stände schien ihm die Verwirklichung seines Ideals. Das Volk dünkte ihm groß und edel zu sein, ein unbeachteter Demant, der nur der Politur bedarf, um in herrlicher Pracht seinen Werth auszustrahlen. Er lebte in einem freudigen Rausch, in einem seligen Taumel. Diesen Umschwung der Geister, diesen Drang nach Wahrheit und Erkenntniß hatte er nicht geahnt. Er hätte jedem Manne die Hand drücken und ihn Bruder nennen mögen. Zum Theil von den Maschinenbauern aus früherer Zeit gekannt, wurde er von diesen freudig aufgenommen und begrüßt. Die einfachen Handwerker freuten sich, in ihm einen Kampfgenossen zu finden, der wie sie auf der Barrikade sein Blut für die Freiheit hingegeben und seine Gesinnung durch die That besiegelt hatte. Ihnen gefiel der offene Freimuth Dörners, die Hingebung, welche er für die Sache des Volkes gezeigt.

[1-175] Die Klingel des Präsidenten, welche laut durch den Saal ertönte, kündigte den Wiederbeginn der Sitzung an.

Ein Redner hatte die Tribüne betreten, der sich der größten Popularität erfreute. Er wartete bis sich das Summen und Dröhnen gelegt, welches in jeder größeren Versammlung herrscht, bevor sie wie das wogende Meer einmal erregt, ihre gewohnte Ruhe wiedergefunden hat. Während dieser Zeit schweifte der kühne Blick des Jünglings über die Versammlung hin. Er war kaum neunzehn Jahr, und dennoch übte er eine große Herrschaft über Männer aus.

Schon auf dem Gymnasium hatte er sich entschieden für die republikanische Staatsform ausgesprochen. Dieser Aufsatz, welcher in die Hände der Behörden kam, war der Grund seiner damaligen Ausweisung. Sein Vater, jetzt ein bekannter frankfurter Deputirte, welcher auf der äußersten Linken sitzt, wurde vor dem März seiner Gesinnungen wegen, schwer verfolgt und hatte in der Hausvogtei eine lange Untersuchungshaft zu erdulden. Der Sohn konnte diese Sünden der Regierung nicht vergessen und frühzeitig erwachte in seinem Herzen ein wilder Haß gegen Despotie und Tyrannei. Die Revolution fand ihn in Berlin als Student. Er stürzte sich mit voller

Leidenschaft in ihren Arm; er umschlang sie mit wilder Gluth, wie [1-176] sein Mädchen, wie ein heißgeliebtes Weib. Mit blindem Fanatismus gab er sich der neuen Bewegung hin und riß durch seine Kühnheit, seine Leidenschaftlichkeit die Gemüther fort. Er hatte sich für die sociale Republik erklärt und übte darum auf die arbeitenden Klassen, welche auf seine Worte schwuren, einen bedeutenden Einfluß aus. Ein Blatt, welches er unter dem Titel »der Volksfreund« herausgab, vertrat diese Richtung und predigte in aufregender, blutiger Sprache das neue Evangelium.

Noch bevor er gesprochen, brach bei seinem bloßen Erscheinen die Menge in lautem Beifallsjubel aus.

Der Redner verneigte sich kaum merklich. Er war an solche Huldigungen bereits gewohnt. Er sprach in schneidenden Worten seine Meinung über die vorstehenden Wahlen aus. Er zürnte, daß nicht das Volk auf direkten Urwahlen bestanden hat. Er wies die Macht des Geldes, die Möglichkeit der Bestechung nach. Er wüthete gegen die Bourgeoisie, gegen das feige, träge Bürgervolk, welches die Revolution nicht gemacht und dennoch ihre Früchte erndten wolle. Er höhnte die constitutionelle Monarchie mit ihrem Zwitterwesen und schloß mit einem donnernden Hoch auf die freie Republik.

Kein Redner vor ihm hatte die feindliche Stellung des vierten Standes zu dem dritten so scharf hervor[1-177]gehoben, keiner die Frage, ob Monarchie, ob Republik mit solchen rücksichtslosem, knabenhaftem Uebermuth entschieden. Obgleich Dörner in den Prinzipien mit dem jungen Demagogen einverstanden war, so konnte er doch unmöglich an den blutgetränkten Phrasen Wohlgefallen finden, welche den Schreckensmännern der französischen Revolution abgeborgt waren. Ihn widerte diese leichte Nachäfferei einer Zeitperiode an, die ihm keine Aehnlichkeit mit der Gegenwart zu haben schien. Die socialen Ideen, welche in Dörner lebten, waren in ihm ein Kultus geworden, eine Religion, die nicht Haß, sondern Liebe auszusäen kam. Ihm ekelte vor diesem Fanatismus mit Eitelkeit gepaart.

»Er redet sich noch um den Kopf,« bemerkte der Agitator zu Eichler gewandt.

»Laß ihn, so werden wir ihn los. Es ist doch Nichts mit ihm anzufangen.«

Ein Kommis, mit schwarzem Schnurrbärtchen, der den Ladentisch mit der Tribüne vertauscht und geschickt und eitel genug war, die

Brocken Anderer zu sammeln und als seine Ideen aufzutischen, suchte vergebens, sich Gehör zu verschaffen.

»Ich bitte ums Wort,« schrie er mit lauter Stimme und kläglicher Geberde. Die Versammlung lachte, pochte, scharrte. Der Präsident stellte durch heftiges Klingeln auf einen Moment die Ruhe wieder her.

[1-178] »Meine Herrn,« begann der neue Redner, entzückt, geduldige Hörer gefunden zu haben.

»Meine Herren, die Wahlen sind die goldenen Ringe.«

»Herunter!« schrie eine Stimme, »herunter!« tobte die Menge nach.

»Meine Herren lassen Sie mich doch sprechen,« flehte der Redner, indem er sein schwarzes Spitzbärtchen mit der Hand verlegen strich. Der Sturm schien sich beruhigen zu wollen.

»Meine Herrn, die Wahlen sind die goldenen Ringe, welche die Wähler mit den Deputirten traun.«

»Unsinn!« rief ein handfester Arbeiter. »Unsinn!« tönte es von allen Seiten des Saales wieder und aufs Neue begann das Pochen und das Schrein.

Der kleine eitle Kommis wurde heftig und donnerte von der Tribüne voll Zorn herab: »Meine Herren, Sie müssen mich hören. Sie müssen, sonst verstehen Sie von der Freiheit Nichts. Ich verlange das Wort, ich bitte um Gehör.«

Diese heftige Apostrophe an das souveraine Volk hatte nicht den gewünschten Erfolg. Unter Lachen, Trommeln und Scharren mußte der geehrte Redner seinen Platz verlassen. Zwar war er fest entschlossen, die unvernünftige Menge durch Schweigen und Verachtung zu bestrafen, jedoch außer Stand, seinen guten [1-179] Vorsatz auszuführen. Der böse Dämon der Eitelkeit führte den Handlungsdiener immer von Neuem in Versuchung und auf die Tribüne, wo sein Loos stets dasselbe blieb, ausgezischt zu werden. Später begab er sich auf Reisen und erlangte in fremden Städten, wo er mit den abgelegten Phrasen des Berliner Klub aufgetreten war, einen Beifall, den ihm die eigne Vaterstadt versagte. Er hielt sich für ein großes, aber verkanntes parlamentarisches Genie.

Nach diesem Intermezzo bestieg, da die übrigen Redner freiwillig auf das Wort verzichteten, der große Agitator die Tribüne. Er berührte in bekannter Weise die Fragen des Tages und stellte der Versammlung Dörner als verwundeten und wieder genesenen Barrikadenkämpfer vor. Dörners Erscheinen wurde von einem

donnernden Applaus begrüßt. Er dankte erschüttert und sprach mit bewegter Stimme seine Gefühle und Gedanken aus. Seine Rede war von Begeisterung durchglüht und trug den Stempel einer inneren, unwiderstehlichen Wahrheit an sich. Der höchste Beifall ward ihm wohlverdient zu Theil. Lucie gab von der Tribüne selbst das Zeichen und alle Damen stimmten mit ihr ein. Verwirrt und beschämt, berauscht von den neuen Eindrücken, welche auf ihn von allen Seiten einstürmten, verließ Dörner mit dem Agitator den Saal, nachdem der Tagespräsident die [1-180] Sitzung für heute geschlossen erklärte. Ein Kreis neuer und alter Freunde umringten ihn. Er gehörte von nun an der Partei. Ihre Freuden und Leiden sollte er im reichsten Maaße kosten.

Ein alter Freund.

Vor dem Wachtlokale unter den Linden trippelte ein kleiner, kurzer Mann, der unter der schweren Muskete keuchte. In dem Knopfloch seines eleganten Jagdfracks hing ein schwarz-roth-goldenes Band, eine große Kokarde von denselben Farben zierte seinen Hut.

Ein fliegendes Corps »Rehberger« zog an ihm vorüber. Es waren Erdarbeiter mit Schaufeln, Harken und Aexten bewaffnet, welche eine Lohnerhöhung von Seiten des Magistrats verlangten. An ihrer Spitze zog der schwarze Friedel. Er hatte seinen Strohhut phantastisch mit jungem Eichenlaub geschmückt. In seinen Fäusten hielt er eine hohe Stange, von welcher ein rother Fetzen als Fahne flatterte.

»Es lebe die Freiheit,« schrie der frühere Korrigende und jetzige Volksführer laut.

»Es lebe die Freiheit,« jauchzte der Trupp, der aus einigen Hunderten bestand, meist wilde, [1-181] gebräunte Gestalten mit struppigen Bärten und entschlossenen Mienen.

Der kleine dicke Mann kannte seine militairische Pflicht zu wenig, um beim Herannahen dieses Menschensknäul's die Wache ins Gewehr zu rufen. Zum Glücke stand eine alte Kuchenfrau in seiner Nähe, welche ihm zurief:

»So schreien Sie doch raus!«

Der verlegene Bürgerwehrmann folgte dem freundlichen Rath der kriegsgewohnten Dame und erhob seine Stimme, welche in den höheren Tönen fistulirend, überzuschnappen drohte.

Die Mannschaft, die eben beim Frühstück saß, stürzte heraus und präsentirte das Gewehr. Die Arbeiter salutirten mit ihren Werkzeugen unter Spott und Hohn auf die Bürgerwehr.

»Gewehr ab!« kommandirte der Hauptmann, ein stattlicher Bierwirth aus der Königsstraße und schnell kehrte die Besatzung zu ihrem unterbrochenen Opferfeste wieder und hieb tapfer in Schinken, Käse und andere nützliche und angenehme Victualien ein, wobei natürlich ein gutes Getränk nicht vergessen ward.

Der kleine Mann warf einen trüben, melancholischen Blick ihnen durch das Fenster nach, dann trippelte er wieder auf den Granitplatten auf und ab. Die Zeit schien ihm lang zu werden, augenscheinlich [1-182] sehnte er sich die Ablösung herbei. Bald betrachtete er die gegenüberstehende Bildsäule des alten Feldmarschalls, der in seinen Händen eine schwarz-roth-goldene Fahne hielt, bald das Palais des Prinzen von Preußen, welches noch immer Nationaleigenthum hieß, obgleich die Inschrift fast unleserlich geworden war. Jetzt. seufzte der Wachtposten still für sich: »Gott wie ändern sich die Zeiten.«

Ein Mann ging unter den Linden, den er kannte. Es war sein Freund, der Legationssekretair.

»Wenn er mich nur nicht gesehen hätte,« seufzte Herr Adolphus Hirsch, der hier Wache stand. »Ich schenke zehn Louisd'or darum.«

Der Legationssekretair rückte immer näher heran, er nahm augenscheinlich seinen Weg nach dem Wachtlokal.

»Es ist kein Zweifel, er hat mich erkannt. Gott! er kommt grade auf mich zu. Ich weiß wirklich nicht, wie ich mich bei der Affaire verhalten soll. Er ist mir immer vorgekommen, wie ein eingefleischter Aristokrat. Wenn ich mit ihm verkehre, komme ich noch um mein ganzes demokratisches Renommee. Das Beste wird sein, wenn ich ihm gar nicht antworte. Eine Schildwach darf auf ihrem Posten doch nicht sprechen.«

Der Legationssekretair war indeß herangetreten und begrüßte den Banquier, der sichtlich zusammenschrak, als hätte eine Schlange ihn berührt.

[1-183] »Ich habe Sie zu Hause auf ihrem Comptoir gesucht. Ich wußte nicht, daß Sie auf Posten sind. Man hat mich hierher gewiesen, da ich dringend mit Ihnen zu sprechen habe.«

Herr Hirsch fühlte eine große Beklemmung bei dieser Anrede des Legationssekretairs. Er schnappte, wie ein Fisch im Trockenen, nach Luft und machte mit seiner Hand eine abwehrende Bewegung.

»Ich glaube gar, Sie kreuzigen sich vor mir, lachte der Legationssekretair.

Der Banquier legte den Zeigefinger zum Zeichen des Stillschweigens auf seine wulstige Lippen und flüsterte ganz leise: »sch! sch!«

»Dürfen Sie denn nicht reden? Ich hätte nie geglaubt, daß die Bürgerwehr so strenge Mannszucht hält.«

In demselben Augenblicke öffnete sich ein Fenster des Wachtlokals, ein bärtiger Kopf wurde sichtbar. Der Bürgerwehrhauptmann lehnte sich heraus und blies den Dampf seiner Cigarre in die blaue Frühlingsluft. Herr Adolphus Hirsch glaubte vergehn zu müssen. Der Hauptmann war als entschiedener Demokrat bekannt.

»Aber lieber Freund, was fehlt Ihnen? Sie werden ja plötzlich bald blaß, bald roth. Der Schweiß steht auf ihrer Stirn. Sind Sie etwa unwohl geworden!« [1-184] fragte der Legationssekretair, dem die Verlegenheit des Banquiers nicht entgangen war.

»Gott! wie können Sie fragen, Herr Ba—?« Die letzte Sylbe erstarb gänzlich auf den Lippen des Herrn Hirsch, der den Rang seines alten Freundes in diesem Augenblick um keinen Preis der Welt offen ausgesprochen hätte.

Das Fenster wurde geschlossen, der Kopf des demokratischen Hauptmanns war verschwunden. Der kleine Banquier athmete wieder auf.

»Sie sind ein sonderbarer Kauz geworden, lieber Hirsch,« sagte der Legationssekretair. »Seit wir uns zum letzten Male gesehn, ist eine bedeutende Veraänderung mit Ihnen vorgegangen.«

»Ja, die Zeiten haben sich geändert und wie der Lateiner sagt: wir dazu. Gott, wer hätte geahnt heut vor einem Jahre, daß ich dastehen werde mit der Flinte in der Hand, um die Errungenschaften zu schützen.

»Aber wer zwingt Sie denn dazu?«

»Wer mich zwingt? Meine Liebe für die Freiheit Ich habe immer eine Inklination für die Freiheit gehabt. Ich bin immer liberal gewesen. Sie können mir’s bezeugen, Herr Baron.«

»Wie ich glaube, würde mein Zeugniß Ihnen heute wenig nützen. Das souveräne Volk würde [1-185] meine Bürgschaft für Ihre Gesinnung anzunehmen sich weigern.«

Der Banquier seufzte melancholisch, der Legations-Sekretair lächelte spöttisch und frug:

»Was macht Edwina, theurer Freund?«

»Gott soll mich bewahren. Die besuche ich nicht mehr. Denken Sie nur, sie trägt eine schwarz-weiße Cravatte, wenn sie ausgeht, und man hat nur Aegerniß und Verdruß von ihr.«

»Aber Frau von Blanken?«

»Sprechen Sie mir nicht von meinen vormärzlichen Verirrungen. Ich habe alle frivolen Verhältnisse aufgegeben und lebe einzig und allein für die Politik. Ich bin Mitglied vom demokratischen Klub, ich habe mir den Louis Blanc und den Lamartine angeschafft, einmal deutsch und einmal französisch. Ich habe bereits gesprochen in einer Versammlung für die Wahlen und habe geredet mit großem Beifall. Unter uns gesagt, wie Sie mich hier sehen, habe ich große Aussicht, gewählt zu werden als Deputirter.«

»Ich werde mich freuen, Sie in der nächsten Kammer zu sehen und zu hören.«

»Sie sollen mich sehen, Sie sollen mich hören,« rief der Banquier von stolzen Hoffnungen beseelt. »Ich werde mich ganz auf die Finanzen werfen. Mein Freund Schaßler, der große Redner unter den Zelten, [1-186] hat mir oft gesagt, daß ich in dieser Branche ausgezeichnet bin. Das ist mein Fach. Ich spüre, hier werde ich was leisten. Ich sage Ihnen, Adolphus Hirsch ist eine Firma, so gut wie David Hansemann, der früher Wollkaufmann gewesen ist und jetzt ein Finanzminister, der sich gewaschen hat.«

»Ich erlaube mir, Ihnen im voraus zu gratuliren. Jedoch darum handelt es sich im gegenwärtigen Augenblicke am wenigsten. Was mich hierher führt, ist lediglich Geschäftssache.«

Der Banquier horchte mit gespannter Aufmerksamkeit auf. »Wie meinen Sie das, Herr Baron? Wir haben uns doch, wie Sie wissen, nach den Ereignissen vom März auseinander gesetzt und ich habe noch von Ihnen zu fordern 200 Louisdore. Ich will Sie nicht drücken, Herr Legationssecretair. Bezahlen Sie mir, wenn Sie können, aber ich habe gern eine gewisse Pünktlichkeit. Im Uebrigen geniren Sie sich nicht, Sie wissen, ich bin immer generös gewesen und beachte solche Kleinigkeiten nicht.«

»Sie sind der vortrefflichste aller Banquiers,« bekräftigte der Legationssekretair. »Auch weiß ich, daß ich noch in Ihrem Schuldbuch stehe, nichts desto weniger muß ich mich von Neuem an Sie wenden.«

»Gott, Herr Baron, Sie wissen meine Lage; das baare Geld ist knapp. Wer kann, zieht seine Capi[1-187]talien zurück. Sie können

mir glauben, es hält heute schwer, einen baaren Groschen aufzutreiben. Die besten Häuser haben fallirt. Sie wissen nicht, was mich die Freiheit schon für Opfer kostet, aber ich geb es gern. Ich bin demokratisch und sehe einen Thaler nicht an, wenn es das allgemeine Beste gilt.«

»Sollten Sie einen alten Freund verlassen wollen? Ich stehe jetzt meinem Ziele näher als sonst. Die Gräfin Wanda scheint meinen Bewerbungen seit einiger Zeit Gehör zu schenken. Sie kennen die Verhältnisse genau, auch verlange ich kein Darlehn als alter Freund, behandeln Sie mich wie jeden Fremden. Betrachten Sie die ganze Sache nur als ein Geschäft.«

»Gott! Wie Sie mir vorkommen, Herr Baron. Sie wissen, ich bin gern gefällig, aber, wenn Sie mein Bruder wären, könnte ich nicht anders handeln. Selbst gegen Sicherheiten kann ich heut nicht borgen. Sagen Sie selbst, wer ist heute noch sicher. Louis Philipp war gewiß ein gutes, ein solides Haus, Metternich fein, ausgezeichnet fein! Sie haben fallirt! Sie haben Bankrot gemacht und wie? grob sage ich Ihnen. Ich spekulire jetzt nur à la baisse. Kein Fürst und kein Graf hat heute mehr Kredit.«

»Glauben Sie, die Verhältnisse werden mit der Zeit eine andere Wendung nehmen, wir werden wieder an der Spitze stehen.«

[1-188] »Möglich, möglich auch nicht. Vor der Hand stehen Sie 30⅓ und die Demokratie 120½. Ich sage Ihnen, wir können gar nicht wissen, ob wir nicht heute über ein Jahr Republikaner sind.«

»Sie würden also zur Noth sich auch für die Republik erklären?«

»Offen gesagt, Herr Legationssecretair, warum nicht? Wenn die Geschäfte dabei gehn und der Handel keinen Schaden leidet, sind wir für die Republik. Ist Nordamerika etwa unglücklich? Ich sag Ihnen, die Newyorker Kaufleute sind die respectabelsten Menschen in der Welt, und ein Wechsel auf ein nordamerikanisches Haus ausgestellt ist so gut wie baares Geld. Was will ich mehr von einer Republik?«

»Liebster Hirsch, wir wollen uns nicht in einen Disput um Staatsformen einlassen, sondern es handelt sich einzig und allein darum, ob Sie mir aus einer dringenden Verlegenheit helfen wollen.«

»Ich kann nicht, Herr Baron, ich kann wirklich nicht.«

»Ich bin bereit, jede Sicherheit zu geben.«

»Ich kann nicht, Herr Baron, ich kann nicht.«

Der Legationssekretär empfahl sich kurz in einer Anwandlung von

Stolz und Verachtung. Herr Adolphus Hirsch sah seine Entfernung gern. Die früheren aristokratischen Gesellschaften fingen ihn an zu geniren. [1-189] Die haute volèe hatte wörtlich ihren Credit bei ihm verloren. Es war gefährlich, mit einem Baron umzugehen. Man kam in Verdacht, wenn man mit den früheren Größen des gestürzten Systems länger kehrte. Die öffentliche Meinung übte einen entschiedenen Einfluß auf den Banquier aus, der seit den Märztagen eine demokratische Richtung angenommen hatte und an seinem Tische die hervorragendsten Erscheinungen der Demokratie bewirthete, und sich jetzt mit derselben Zähigkeit an einen Eichler, Schaßler und Held hing, wie früher an den Lieutenant Brillwitz, von Luckow und den russischen Grafen.

Der Legationssecretair war verstimmt über die abschlägige Antwort seines alten Freundes, noch mehr über die Geringschätzung, welche in den Worten des Banquiers ohne Zweifel lag. Welche Veränderung war seit kurzer Zeit eingetreten? Die Aristokratie hatte ihren Glanz und ihren ganzen Nimbus verloren. Die Welt kehrte dem Götzen, dem sie noch gestern geopfert und Weihrauch gestreut, da er heute gestürzt war, den Rücken und wandte sich den neuen Göttern des Tages zu. Ein bitteres Gefühl bemächtigte sich darum des Legationssecretairs, nicht allein wegen der Verlegenheit, welche die Weigerung des Banquiers ihm bereitete, sondern wegen der Erniedrigung, die er dabei erfahren. Erst in diesem Augenblicke berührte ihn die ein[1-190]getretene Revolution auf das Unangenehmste. Er hatte bisher geschwankt, wie weit er sich derselben zu fügen und anzuschließen habe. Sein klarer Verstand, sein heller Blick hatte ihn schon lange auf die Nothwendigkeit von Reformen aufmerksam gemacht, auf einen neuen Geist, der die stockende Staatsmaschine in Bewegung setzen müsse. Die Revolution eröffnete strebenden und begabten Talenten, wie er selber war, jedenfalls glänzendere Aussichten als der alte hergebrachte Gang der verrosteten Beamtenhierarchie. Aus diesem Grunde schien er Anfangs geneigt, sich der neuen Ordnung der Dinge anzuschließen.

Sein Ehrgeiz fand mehr Nahrung und Hoffnung an einer constitutionellen Monarchie als unter dem alten Absolutismus. Die Stellung eines Thiers, eines Guizot schwebte ihm deutlich vor. Nicht Rang noch Alter, sondern die Befähigung gaben hier den Ausschlag. Der Kampf um die Gewalt mit ebenbürtigen Gegnern geführt, hatte etwas Verführerisches für ihn. Aus diesen Gründen spielte er die

erste Zeit nach den Märztagen, wie so viele Beamte, den Anhänger der neuen Staatsform und bildete, wenn auch nicht entschieden brechend, eine schwache Opposition gegen die starre Aristokratie und die eingefleischte Bureaukratie, welche gleich von Anfang an sich feindlich dem neuen Systeme gegenüber erwiesen. Erst die fortschrei[1-191]tende Bewegung der Demokratie, welche mit Starrheit ihre Prinzipien verfolgte und rücksichtslos in ihren Konsequenzen seine politische und bürgerliche Stellung bedrohte, hatten einen Umschlag in seinen Ansichten hervorgebracht. Es galt das eigene Interesse zu vertheidigen. Von nun an schwankte der Legationssekretair keinen Augenblick und er kehrte zu der Fahne wieder, welche er im Begriffe stand zu verlassen. Er wurde ein thätiges und durch sein Talent bedeutendes Werkzeug der beginnenden Reaction. Er war geschickt genug, seine Gedanken und Thaten in zeitgemäße Formen zu verhüllen. Sein Vorbild war jener preußische General, der diplomatische Gewandheit mit jesuitischer Feinheit zu verbinden weiß und mit sophistischer Dialektik Geist und Herz umspinnt. Von der Freiheit borgt er die Larve, hinter welcher der alte Absolutismus sich verbirgt, von der Wahrheit das Gewand, in welches die Lüge schlüpft. Es ist die alte machiavelistische Politik unserer Zeit und unseren Verhältnissen angepaßt. Doch dieses Spiel mit todten Formen ist für Volk wie Königthum von gleicher Gefahr. Die Wahrheit wird endlich den Sieg davon tragen, und der neue Jesuitismus wie der alte zu Grunde gehn.

[1-192]

Ein Liebender.

Miit dieser Gesinnung mußte der Legationssekretair in der Familie des Grafen Selz doppelt willkommen sein. Der Graf in seiner starren aristokratischen Richtung hatte Anfangs mit Mißtrauen Karls Aeußerungen über die Revolution angehört, allmälig aber, als der Legationssekretair mit seinen währen Ansichten hervortrat und die Mittel auseinandersetzte, welche angewendet werden müßten, um dem Königthume und dem Adel den verlorenen Einfluß wieder zu verschaffen, steigerte sich die Achtung des Grafen mit Jedem Tage. Der alten Gräfin gegenüber wußte der Legationssekretair eine religiöse Gefühlsrichtung zu heucheln, welche die gute Dame ganz

zu seinen Gunsten eingenommen hatte.

Die Abwesenheit des Sohnes, welcher Schleswig-Holstein unter den Garden gegen die Dänen focht, trug nicht wenig dazu bei, daß sie einen Theil ihrer überschwänglichen mütterlichen Liebe auf den Legationssekretair übertrug. Als täglicher Gast in dem Hause des Grafen hatte Karl die Gelegenheit, sich der Gräfin Wanda immer mehr zu nähern. Ihr gegenüber spielte er sein feinstes Spiel. Das undurchdringliche Gewebe seiner List und Menschenkenntniß mußte sie umstricken, und es gehörte mehr dazu, als der Blick [1-193] eines unschuldsvollen liebenden Mädchens, um die Schlingen zu vermeiden, welche er ihr geschickt gelegt.

Mit ihr sprach er von dem Volke, das er dem Grafen gegenüber, als Kanaille behandelte, in den edelsten Ausdrücken. Mit Wanda schwärmte er von Menschenwürde und Menschenglück. Er wußte die Vorurtheile ihres Standes, welche, wenn auch locker in ihr hafteten, zu beschönigen.

»Der Adel hat den Beruf in dieser neuen Bewegung, seine frühere Stellung wieder einzunehmen, die er zum Theil durch eigene Schuld verloren. Er muß der Mittler zwischen Volk und Krone werden. Statt unthätig auf seinen Gütern zu verkümmern, in den Residenzen durch Luxus sich zu ruiniren, oder in der Bureaukratie machtlos unterzugehn, muß er von jetzt einer freieren höhern Auffassung seiner Standesverhältnisse Raum geben. Er sollte, wie in England, an der Spitze der politischen Bewegung stehn.«

»Sie sprechen Gedanken aus, die ich lange schon im Innern gehegt,« sagte Wanda, welche voll Theilnahme auf den Legationssekretair gehört. »Die Trägheit des Adels, mit welcher er die Fortschritte des Bürgerthums betrachtete, ohne eine Anstrengung zu machen, diesem es zuvor zu thun, bleibt mir unbegreiflich.«

[1-194] »Sie haben Recht, auf allen Gebieten hat der Bürger uns den Vorsprung abgewonnen. Das Reich der Wissenschaft ist von ihnen vorzugsweise erobert und behauptet worden. Selbst die höchsten Staatsämter werden von Bürgerlichen verwaltet. Die Industrie liegt ganz in den Händen des dritten Standes, welcher das Capital fast allein repräsentirt. Höchstens bleibt das Heer noch übrig, dessen Offizierkorps sich aus dem Adel zum größten Theil gebildet hat.«

»Und wie wollen Sie uns denn unseren verlorenen Einfluß wieder schaffen?« fragte die alte Gräfin, welche dem Gespräche ihre höchste Aufmerksamkeit schenkte.

»Durch unsere Verbindung mit dem vierten Stand,« entgegnete der Legationssekretair. »Königthum und Adel müssen sich dem Volke eng vereinen. Das Bürgerthum hat sich im eigenen Schooße einen Feind geboren, das Proletariat. Durch zunehmende Konkurrenz und Gewinnsucht liefert es uns täglich Bundesgenossen, mit welchen die Regierung und wir eine Alliance schließen müssen. Wie im Mittelalter die Krone den Adel durch ihre Verbindung mit dem dritten Stand gebrochen und bekämpft, so müßte sie jetzt die Uebergriffe der Bürger durch die neue Kraft des Proletariats beschränken. Die Hauptaufgabe der Regierungen im gegenwärtigen Augenblicke wurde die Befriedigung des vierten Standes sein. Seine [1-195] Beschwerden zu hören, ist sowohl die Pflicht der Menschlichkeit, als eine Maßregel höherer politischer Weisheit.«

Aehnliche Gespräche, welche der Legationssekretair mit Wanda geführt, hatten nach und nach in der Gräfin eine immer günstigere Meinung für Karl erweckt. Sie war zu unerfahren, um dieses wunderbare Gewebe von Lüge und Wahrheit zu durchschauen. Sie achtete seine Kenntnisse und glaubte, daß sein Herz, wie das ihrige für das Wohl der Menschheit schlage. Seine Besuche wiederholten sich, seine Unterhaltung nahm immer mehr einen innigeren Charakter an; er ließ Wanda eine Leidenschaft ahnen, welche sie zwar bis jetzt nicht theilte, die aber stets einem Weibe schmeicheln muß, wenn sie glaubt, daß sie in dem Herzen eines würdigen Mannes keimt.

Selbst die Geldverlegenheit, in welcher der Legationssekretair seit seinem letzten Begegnen mit dem Banquier lebte, drängte ihn zu einem Abschluß seines Romans hin.

Von diesen Gedanken bewegt, trat er eines Tages bei der Gräfin ein. Wanda war allein. Die alte Comtesse hatte sich auf eine Stunde in ihr Cabinet zurückgezogen, weil sie an Migraine litt. Leise war der Legationssekretair eingetreten, Wanda hatte sein Kommen kaum bemerkt. Sie lag auf der Kauseuse [1-196] von rothem Sammt. In ihren Händen hielt sie einen Brief, den Arthur aus Schleswig-Holstein geschrieben. Er hatte einen Gruß an Karl mit beigefügt. Ehe der Legationssekretair eingetreten war, hatte Wanda sich bereits mit ihm beschäftigt. Arthur hatte in scherzhafter Wendung der holden Schwester Mitleid mit dem schmachtenden Seladon, mit dem verliebten Diplomaten anempfohlen, der, wie er vernommen, jetzt häufiger als je das älterliche Haus besucht und nicht ohne Gefahr in das Auge der schönen Schwester geblickt. Wanda lächelte, als sie

die Stelle las.

»Liebt er mich denn?« frug sie sich im Geheimen, »und wenn es wäre, liebst du ihn wieder?« Wunderbare Gedanken und Gefühle bewegten ihren reinen Sinn. »Was ist Liebe?« dachte sie. Sie sammelte ihre Erfahrungen, Alles was sie gehört und gelesen und sann über das Geheimniß nach, das ihr unergründlich schien. Die Bestimmung des Weibes, das Leben der Ehe, flogen wie Schemen an ihrem Geist vorbei. Sie suchte Klarheit und Zweifel stiegen in ihr auf. Allmälig verfiel sie in süße Träumereien. Sie malte sich ein unaussprechliches Glück, ein körper- und schrankenloses Begegnen zweier Seligen. Sie schwebte hoch in der Luft, getragen von einem starken Arm, kein Wort, kein Laut unterbrach die feierliche Stille und dennoch floß wie ein elektrischer Strom [1-197] Gedanke in Gedanke der einen Seele in die andere über. Eine Stimme jauchzte neben ihr; das ist die Liebe, und sie flüsterte leise nach, das ist die Liebe.

Als Wanda aus ihren Träumen aufwachte und ihre schönen Augen aufschlug, stand der Legationssekretair neben ihr, versenkt in den Anblick ihrer Reize. Sie erröthete verwirrt, er entschuldigte sein heimliches Nahen. In der Seele der Gräfin zitterte noch ein leiser Nachhall ihrer Gefühlswelt nach. In solchen Augenblicken ist ein Weib dem Manne gegenüber schwach. Die höhere Seelenthätigkeit schlummert in der Frau und sie unterliegt einem magnetischen Einfluß, den die mächtige Natur des Mannes unbewußt auf sie übt.

Es schien Wanda, als ob die Luft in dem Salon schwüler als je auf sie drückte, als lege sich eine Last zentnerschwer auf ihre Brust. Sie fühlte sich auf der Kauseuse festgehalten. Eine magische Gewalt hatte ihre Glieder in Banden geschlagen. Nur als der Legationssekretair mit ihr sprach, flog ein leises Beben über ihren Körper hin. Sie hörte kaum, wovon er redete und doch fühlte sie eine tiefe Bewegung, obgleich nur ein unverständliches Wortgetön zu ihren Ohren drang. Er hatte ihre Hand ergriffen, sie ließ es ungehindert geschehn. Ehe sie eine Ahnung hatte, spurte sie seinen betäubenden Hauch und Kuß.

[1-198] »So bist Du mein, so liebst Du mich?« frug seine Stimme mit allem Zauber, der ihr eigen war.

Sie vermochte nicht zu antworten. Ihr jungfräulicher Stolz sträubte sich gegen ein Geständniß. Sie fühlte einen tiefen Schmerz da, wo ihr Herz schlug und hätte laut aufschrein mögen vor innerem Wehe, aber die Sprache war ihr versagt.

Er war zu ihren Füßen hingesunken und bedeckte ihre Hand mit feurigen Küssen, welche wie Funken brennend loderten. Sie hatte sich zu ihm herab gebeugt und ihr Arm ruhte auf den weichen schwarzen Locken seines Hauptes.

»Sprechen Sie, Komtesse, lassen Sie mich nicht verzweifeln,« flüsterte er mit gedämpftem Ton, »darf ich Verzeihung für meine Kühnheit hoffen.«

Sie antwortete noch immer nicht, nur eine Thräne fiel heiß auf seine Hand, welche die ihrige umschlossen hielt.

»Darf ich hoffen,« flehte er mit bebender Stimme. Die Reihe zu zittern war an ihm.

Dieses Stillschweigen, konnte es nicht eine stumme Weigerung ihm gegenüber sein? War diese Thräne vielleicht der Ausdruck einer empfindlichen, tief gekränkten Weiblichkeit? Er hatte Alles eingesetzt, den letzten Wurf gethan und wenn auch der mißglückte? — Es war ein furchtbarer Augenblick für ihn. Von dieser [1-199] Entscheidung hing sein Schicksal ab. Ein Schauer erfaßte seine Seele, sein Gesicht wurde bleich, sein flammendes Auge hing an Wanda's Blick in scheuer Furcht, wie der Verbrecher, der seinen Spruch in den Mienen des Richters zu lesen sucht. Angst und Verzweiflung wechselten in seinem Angesicht, über seine Stirn jagten finstere Schatten, seine Lippen waren krampfhaft geschlossen.

Wanda's Augen entging trotz ihrer eigenen Betäubung die tiefe Bewegung nicht, die sich in Karls Antlitz wiederspiegelte. Sie glaubte an ein Uebermaß von Liebe, welches aus dieser Verzweiflung zu sprechen schien. Sie sah den stolzen, sieggewohnten Mann schwach zu ihren Füßen und fühlte ein inniges Mitleid und Erbarmen mit sich und ihm. Was seiner Ueberredungskunst nicht gelungen, vollendete die unglückselige Täuschung, der sie sich hingab. Sie fühlte sich geliebt mit einer Glut, mit einer Innigkeit, welche sie vergelten mußte. Ihr stolzes, jungfräuliches Herz war geschmolzen, als sie den Mann, vor dem sie verwirrt noch vor Kurzem stand, selbst zitternd und vernichtet in ihrer Nähe sah. Nicht die Stärke, seine Schwäche hatte sie besiegt. Es giebt keinen Augenblick, in welchem ein Mann dem Weibe gefährlicher wird, als wenn er die Attribute seiner Macht zu ihren Füßen legt, wenn er seine Erschütterung ihr zeigt, wenn er [1-200] nach heftigem Kampf endlich um Gnade fleht. Der Besiegte zieht als Sieger in das Herz. Das Mitleid ist der Boden, in welchem die Liebe

keimt; Wanda zögerte nicht länger. Das Geständniß, das sie bis jetzt scheu zurückgehalten, schwebte von ihren schönen Lippen. Sie glich der aufkeimenden Rosenknospe, welche erröthend ihren Kelch erschließt.

Ein süßer Duft entströmte ihrer Seele. Sie verschwendete, ohne es zu wissen eine Fülle von Liebe, einen reichen Schatz von Innigkeit. Der Legationssekretair selbst konnte dieser zarten Hingebung gegenüber seine Pläne, wenn auch nur für kurze Zeit vergessen und empfand ein Gefühl, welches er für Liebe hielt, obgleich es nur aus sinnlichem Wohlgefallen und geschmeichelter Eitelkeit bestand. Er glaubte selbst an eine Leidenschaft, welche sein selbstsüchtiges Herz nicht empfinden konnte, und weil die Freude über seinen Triumph die kalte Berechnung für einen Augenblick verdrängte, hielt er für Wahrheit, was nur Lüge und Selbsttäuschung war. So lebten Beide in einer furchtbaren Befangenheit und das ewige Bündniß zweier Herzen wurde hier, wie so oft unter dem Einflusse dämonischer Gewalten, wie im wirren Traume geschlossen.

»Und nun zur Mutter,« sagte Wanda, indem sie sich sanft aus seinen Armen wand, »wir wollen um ihre Einwilligung, um ihren Segen flehn.«

[1-201] »Der soll nicht fehlen,« rief die alte Gräfin, welche leise, von den Liebenden nicht bemerkt, eingetreten war. »Ich habe längst Eure Neigung keimen und wachsen gesehn. Wäre sie mir zuwider gewesen, so wäre ich dazwischen getreten, ehe es zu spät war.«

»Beste Mutter,« rief Wanda und stürzte sich weinend an die Brust der alten, gütigen Frau. Der Legationssekretair küßte ihre Hand. Sie umarmte ihn und zog ihn an ihr Herz.

»Was wird der Vater sagen?« flüsterte Wanda mit schüchternem Erröthen.

»Er wird nicht zürnen,« beschwichtigte die Gräfin. »Vielleicht ist er halb und halb auf Deinen Entschluß vorbereitet gewesen. Wenigstens ließ er es nicht an Andeutungen nach dieser Seite fehlen. Ein wackerer Schwiegersohn wird ihm willkommen sein, und wie soll Arthur sich freun, daß sein bester Freund zum nächsten Anverwandten wird. Wäre er hier, dann fehlte Nichts zu unserm Glück. Und nun müssen Sie den Abend hier bleiben, lieber Kronheim.«

»Und manchen andern noch dazu,« lächelte Wanda entzückend.

»O mein ganzes Leben,« rief der Legationssekretair.

»Still, still,« scherzte Wanda, die seit ihrem Geständnisse wieder

muthwillig und heiter geworden, »Sie sprechen ja wie ein Verliebter.«

[1-202] »Und bin ich's nicht?« fragte der Legationssekretair.

Ein leuchtender Blick aus Wanda's Augen lohnte ihm. Die alte Gräfin lächelte. Die Erinnerung an die eigene Vergangenheit und die Freude über die ihr glücklich scheinende Gegenwart strahlte aus ihren milden mütterlichen Augen wieder.

Das Todtenbett.

»Es ist so finster hier,« stöhnte die arme Kranke in der Niederwallstraße. Marie zog die Vorhänge zurück und das goldene Sonnenlicht strahlte in das ärmliche Stübchen herein.

»Siehst Du jetzt besser, Mutter,« fragte besorgt das Mädchen.

»Mir ist noch immer so dunkel vor den Augen,« antwortete die Kranke mit leiser, erlöschender Stimme. Das innere Licht begann ihr bereits zu fehlen. Die Krankheit hatte in kurzer Zeit bedeutende Fortschritte gemacht und das nahe Ende des Lebens stand bevor. Sie war von dem Arzte bereits aufgegeben, der Marie schonend und theilnahmsvoll auf den zu erwartenden traurigen Ausgang vorbereitete.

»Licht, Luft,« seufzte die Kranke, welche sich un[1-203]ruhig auf dem Lager hin- und herwälzte, und von innerer Angst getrieben, sich hoch in ihren Kissen aufrichtete. »Ich ersticke!« Marie hatte die abgezehrte Hand der Mutter ergriffen, welche sie mit ihren Thränen benetzte.

Die Kranke, die vergebens nach Erleichterung rang, wurde von einem heftigen Hustenanfall ergriffen. Konvulsivisch hob und senkte sich die Brust in ungeheurer Anstrengung und kämpfte gegen den Feind, den sie nicht mehr zu bewältigen vermochte. Allmälig legte sich der Sturm, nur ein Röcheln und Rasseln blieb zurück, welches schaurig die tiefe Stille unterbrach. Marie saß traurig und verzweifelnd an der Lagerstätte. Sie wußte, daß die Stunden gezählt waren, welche ihre Mutter noch zu leben hatte, und obgleich die Kranke immer mürrisch, immer unfreundlich gegen Marie, besonders in der letzten Zeit gewesen, so wurde sie von dieser dennoch mit kindlicher Zärtlichkeit geliebt. Das arme Kind fühlte, daß mit ihr der letzte Halt, ihre einzige Stütze zusammenbrach, daß sie Niemandem dann angehörte, und fremd und verlassen in der Welt zurückblieb.

Der Doktor kam, wie immer, um noch einmal nachzusehn. Seine Miene verrieth gänzliche Hoffnungslosigkeit. Er tröstete so gut es anging.

»Haben Sie keinen Menschen, der die Nacht mit Ihnen wachen wird?« fragte er theilnehmend.

[1-204] »Ach, Herr Doktor, mit meiner Mutter steht es wohl sehr schlimm?« weinte das Mädchen.

»Es muß durchaus Jemand bei Ihnen bleiben.«

»Sie wird sterben, sie stirbt,« schrie Marie verzweiflungsvoll.

Die Kranke, welche diesen Angstschrei der Tochter gehört, schlug die müden Augen auf und starrte sie mit verwilderten Blicken an. Marie eilte an ihr Bett und sank vor ihr auf die Kniee nieder.

»Mein Kind,« flüsterte die Mutter, welche wieder ihr Bewußtsein erlangt hatte, und ihren abgezehrten Arm der Tochter reichte, »es geht zu Ende mit mir, nicht wahr?«

Der Doktor suchte die Besorgnisse der Kranken zu beschwichtigen. »Machen Sie sich doch keine trüben Vorstellungen, vertrauen Sie auf Gott, gute Frau.«

»O, ich habe vertraut,« stöhnte die Kranke, »ich habe nach seinem Gebote fromm und rechtschaffen gelebt und was habe ich davon? Bin ich nicht elend? Muß ich nicht sterben und mein Kind in Armuth verlassen, allein in dieser bösen Welt?«

»Sprechen Sie nicht so,« mahnte der Arzt.

»Warum soll ich nicht reden?« fragte die Kranke, welche noch einmal, kurz vor dem Tode, ihre frühere Kraft und Heftigkeit wieder zu erlangen schien. »Ich bin immer ein braves und ehrliches Weib gewesen, ich [1-205] habe Niemanden einen Heller behalten oder Unrecht gethan, und doch mußte ich ein Leben führen, ärger wie ein Hund. Habe ich eine Freude auf dieser Welt gehabt? Nichts als Kummer und Gram war mein Loos.«

Die lange Rede hatte ihre Kraft erschöpft, und die Kranke sank matt in die Kissen nieder. Der Doktor frug Marie, vielleicht darum, weil er selbst Jude war, und um so mehr sich verpflichtet hielt, den Glauben Anderer zu achten, ob Sie nicht die Hülfe und den Zuspruch eines Geistlichen ihrer Konfession für die Mutter fordern wolle.

Das geschärfte Ohr der Kranken hatte diese Frage nicht überhört.

»Ich mag keinen Schwarzrock, rief das Weib. »Kann er mir helfen? Was soll er mir. Er wird auch nicht kommen, weil ich arm bin und ihn nicht bezahlen kann.«

»Es giebt barmherzige, würdige Männer,« bemerkte der Arzt.

»Lämmelbrüder, wie der Raschmacher daneben,« sagte die Kranke mit gereizter Stimme, »welche die letzten Stunden mir noch verbittern würden. Ich mag von ihnen Nichts hören, weder von den Freuden des Himmels, noch von den Höllenstrafen will ich Etwas wissen. Laßt mich ruhig sterben, wenn ich denn erliegen muß.«

[1-206] Es lag etwas Furchtbares in der Resignation der armen Frau. Die Religion hatte mehr keinen Werth für sie. Das Sterbebett der Armen war öde, traurig, ohne Trost, ohne Versöhnung. Die nakte Verzweiflung ballte ihre Hand gegen den Himmel und seine leeren, eitlen Versprechungen. Die Glorie der letzten Stunde war hier abgestreift und vernichtet, Nichts übrig geblieben, als das grinsende Gespenst des Elends.

Der Doktor entfernte sich, nachdem er noch einige Anordnungen getroffen. Marie blieb allein zurück bei der Kranken, welche in ihre frühere Betäubung zurück zu fallen schien und nur von Zeit zu Zeit die glasigen Augen aufschlug, um Marie mit bekümmerten Blicken anzusehn.

Eine furchtbare halbe Stunde war auf diese Weise verstrichen, als die Kranke sich wieder aufrichtete und mit klanglosem Tone frug: »Wo bleibt Rolf, warum kommt er nicht, hat auch er uns verlassen?«

Der Maschinenbauer war gewohnt, jeden Abend nach gethaner Arbeit einzutreffen, und nach wie vor zeigte er sich um die Kranke treu besorgt. Marie entschuldigte darum den treuen Freund. »Er wird noch bei der Arbeit sein.«

»Ich muß ihn sprechen,« seufzte das Weib, »ehe ich sterbe, will mit ihm reden, ich kann nicht ruhig die Augen schließen, bevor ich nicht sein Versprechen habe.«

[1-207] Marie ahnte, warum die Mutter die Ankunft Rolfs mit Sehnsucht erwartete, darum zitterte sie davor.

Der Zustand des Mädchens war bis jetzt seiner Umgebung ein Geheimniß geblieben. Marie hatte dem Legationssekretair Stillschweigen gelobt, nur die Werner wußte um ihre Lage. Noch immer vertraute sie dem Verführer, der sie längst getäuscht und glaubte seinen Verheißungen. Und selbst, wenn sie zu der entgegengesetzten Ueberzeugung gelangt wäre, wenn sie den ganzen Umfang ihres Unglücks übersehn hätte, durfte und konnte sie der sterbenden Mutter ein Geständniß ablegen, welches die letzten Stunden derselben verbittert und Gram und Schmach auf ihr Haupt geladen hätte? Marie hoffte, duldete und schwieg.

Die Mutter, welche eine Ahnung von einem unerlaubten Verhältnisse Mariens zu haben schien, hatte in der letzten Zeit auffallend die Bewerbungen Rolfs begünstigt und bald mehr, bald wieder dringend die Tochter zu einem Bündniß mit dem Maschinenbauer aufgefordert, durch das sie das Loos der Verlassenen wenigstens gesichert glaubte.

Marie war gegen Rolf nicht unfreundlich gesinnt. Sie mochte den wackern und kräftigen Mann wohl leiden und achtete ihn, wie er es verdiente. Seine schüchternen Bewerbungen wies sie weder mit Ent[1-208]schiedenheit zurück, noch munterte sie ihn zu ferneren Schritten auf. So schwankte der Maschinenbauer zwischen Furcht und Hoffnung. Jeden Tag faßte er den festen Entschluß, von Marien eine Entscheidung zu verlangen und immer fehlte ihm der Muth in ihrer Gegenwart zu sprechen. Es war ihm zum Bedürfnisse geworden, in ihrer Nähe zu leben und sie anzusehn. Abends kam er und setzte sich an ihre Seite. Er sprach wenig und hatte nur Augen für ihr Schalten. Er bewunderte die Geduld und Sanftmuth, welche das Mädchen den Launen der Kranken gegenüber behauptete, er sah ihren Fleiß, mit dem sie den nothdürftigen Unterhalt für sich erwarb. Sie sparte sich den Bissen ab, um der armen Mutter eine Labung zu verschaffen. So war der Maschinenbauer der tägliche Zeuge von Mariens Trefflichkeit. Selbst der Kummer, welcher sich in der letzten Zeit auf ihren bleichen sanften Mienen zeigte, war ein neuer Reiz für ihn. Verrieth nicht ihr kränkelndes Aussehn ihr Mitgefühl für die Leiden der Mutter. Was Wunder, daß mit jedem Tage die Liebe des Maschinenbauers wuchs, daß er kein größeres Glück kannte, als einst diesen Schatz von Trefflichkeit heimzuführen. Die Empfindungen, welche er voll Schüchternheit der Tochter gegenüber verschwieg, mochte er der Mutter nicht verbergen. Er sprach mit Entzücken vor der Kranken [1-209] von Marie, er öffnete ihr sein Herz und ließ seinen Wünschen und Hoffnungen ihr gegenüber freien Lauf. Die Kranke, welche bei aller Rauhigkeit ihr einziges Kind wie eine Mutter liebte und das nahe bevorstehende Ende ihres Lebens erwartete, nahm mit Begierde die Bewerbungen des Maschinenbauers auf. Ihr größter Kummer war ja das Loos ihrer Tochter, welche sie ohne Hülfe, ohne Stütze verlassen sollte. Oft schon hatte die Mutter mit Marie über diese Angelegenheit, die ihr die größte Sorge zu machen schien, ein Gespräch anzuknüpfen versucht, doch vergebens. Immer wußte Marie geschickt auszuweichen und weder Zuneigung noch

Abneigung verrathend, ließ sie die Mutter völlig im Unklaren über ihr Herz und seine Gefühle. Wies die Kranke auf ihren nahen Tod, dann weinte Marie und die Mutter vermochte nicht länger in das Mädchen zu dringen. Sie hielt die Weigerung und die ausweichenden Antworten der Tochter für Schüchternheit. Seitdem aber die Kranke immer mehr Gewißheit erlangt, daß keine Hoffnung der Genesung für sie mehr vorhanden sei, wiederholte sie ihren Wunsch, daß Marie sich mit dem fleißigen und ehrenwerthen Rolf verbinden möge. Aus diesem Grunde erwartete die Kranke mit heftiger Ungeduld, Marie mit Zittern die Ankunft des Maschinenbauers.

»Ist er noch immer nicht gekommen,« fragte die [1-210] Kranke, nachdem sie einige Augenblicke einen kurzen unruhigen Schlummer genossen hatte.

»Es ist erst sechs Uhr, um sieben wird in der Fabrik Feierabend gemacht.«

Die Kranke stöhnte tief und schickte sich an, aufs Neue einzuschlafen, aber der quälende Gedanke ließ ihr keine Ruhe. Nach kurzer Frist öffnete sie die matten Augen wieder und sagte: »Er ist noch immer nicht da.«

Ihre Ungeduld wuchs von Minute zu Minute. Unruhig wälzte sie sich auf dem Lager, so daß Marie selbst Rolfs Ankunft herbeiwünschte, obgleich sie mehr als sonst seine Erscheinung fürchtete. Endlich trat der Maschinenbauer ein. Theilnahmsvoll näherte er sich dem Bette der Kranken. Diese streckte ihm die brennende Hand entgegen. Ihr erlöschendes Auge erhielt einen vorübergehenden Glanz. Mit einer kräftigen Anstrengung richtete sie sich in ihrem Lager auf und rief: »Ich danke Ihnen, Rolf, daß Sie gekommen sind, mich noch einmal vor meinem Tode zu sehen. Ich weiß, daß ich heut noch sterben muß.

Der Maschinenbauer suchte die Kranke zu beruhigen, obgleich er die Trostlosigkeit ihres Zustandes wohl eingesehn haben mochte.

»Ich täusche mich nicht,« sagte die Sterbende. »Ich habe nur gewartet, bis Sie kamen. Ich [1-211] muß mit Ihnen reden, eh' ich aus dem Leben geh. Ihnen vertrau ich mein Kind, mein Theuerstes, was ich auf der Welt verlassen muß, hier an. Sie lieben meine Marie, Sie wollen Sie zum Weibe. Auf meinem Sterbelager will ich Eure Hände zusammenlegen und Euch segnen, bevor ich scheiden muß.«

»Sie werden leben und in unsrer Mitte bleiben, liebe Mutter. Der Tod ist nicht so nahe, als Sie denken. Sie scheinen mir heut

kräftiger als sonst,« tröstete der Maschinenbauer, indem sein Auge voller Thränen stand.

»Wollen Sie meine Marie zur Frau? antworten Sie! Andere Trostgründe sparen Sie sich auf. Hier in meiner Brust sitzt der böse Feind. Er erstickt mich ehe es Tag wird.«

»Liebe Mutter, wie können Sie fragen? Sie wissen, ich liebe Marie, aber wird sie einwilligen?«

»Sie wird, sie muß,« stöhnte die Frau, »oder mein Fluch soll Sie noch in der letzten Stunde treffen. Komm her, Marie!«

Das Mädchen, welches das Gespräch mit angehört, wankte heran, bleich und gebrochen. Thränen rollten von ihren blassen Wangen nieder. Maschinenmäßig gehorchte Sie. Die Kraft war vernichtet, mit der Sie dem Willen der Mutter bisher widerstrebt. Sie vermochte nicht zu widerstehn, aber in ihrer Seele [1-212] keimte ein furchtbarer Entschluß. Schnell wie der Blitz durchzuckte ein Gedanke ihr Inneres. Sie wollte und konnte nicht den edlen Mann betrügen, den die Mutter auf dem Sterbebebette ihr anzutraun gedachte.

»Reiche Deine Hand dem guten Rolf!« befahl die Mutter.

Marie gehorchte schweigend, während sie im Stillen betete, daß die Erde sich aufthun möge und sie mit ihrer Schmach verbergen. Sie beneidete die Sterbende um ihren Tod, den sie als den Erlöser von allem Elend dieses Lebens anbetete. Der Maschinenbauer stand tief ergriffen an dem Bette. Er wagte kaum, Mariens Hand zu berühren.

»Versprechen Sie mir, mein Kind zu lieben und zu schützen?« fragte die Kranke mit zitternder Stimme.

»Ich verspreche es,« antwortete der Maschinenbauer aus voller Brust.

»So nehmen Sie das Mädchen hin. Ich vertraue Sie Ihnen an. Sie waren stets ein guter Mensch. Sie werden sie freundlich behandeln, nicht wahr Rolf.«

»Wie meinen Augapfel, liebe Mutter. Aber Sie können, Sie dürfen noch nicht sterben. Jetzt erst müssen sie bei Ihren Kindern leben.«

»Meine Zeit ist um. Doch nun scheide ich getrost aus dieser Welt. Ich wär' Euch nur zur Last. Was soll ich altes, grämliches und krankes Weib bei Euch. [1-213] Ihr werdet zu thun haben, um durchzukommen. Das Leben ist kein Paradies. Ich sterbe gern.«

Marie war weinend zu den Füßen der Mutter hingesunken. In ihrem Herzen wühlte Verzweiflung und wilder Schmerz. Sie wollte

sprechen, aber die Sprache versagte ihr. Sie konnte nur ein krampfhaftes, unartikulirtes Schluchzen hervorbringen.

Rolf schloß auf Geheiß der Mutter das bebende Mädchen in seinen Arm und drückte den Verlobungskuß auf ihre blassen Lippen. Ein furchtbarer Schrei entrang sich ihrer Brust.

»Sie liebt mich sehr,« seufzte die Sterbende. Sie ist immer ein gutes Kind gewesen. Trösten Sie meine Marie, wenn ich nicht mehr bin.«

Rolf legte seine Hand betheuernd in die der Sterbenden. »Ich will sie auf Händen tragen mein Lebelang. Sie soll keinen Grund zur Klage haben.«

Jedes seiner Worte schnitt Marie wie scharfes Eisen in die Brust. Sie durfte nicht sprechen, sie mußte Alles mit sich geschehen lassen. Eine furchtbare Viertelstunde verging für das arme Kind. Rolf dagegen fühlte eine innige Seligkeit. Eine leise Wehmuth mischte sich darein wegen des Scheidens der Mutter. Er liebte Marie und glaubte sich wieder geliebt. Er war ihr jetzt verlobt durch die Hand der Sterbenden. Sie sollte als sein Weib an seiner Seite leben. Der [1-214] kostbarste Schatz, den er wie ein Kind schüchtern bisher angestaunt und nicht zu berühren gewagt, war sein eigen geworden. Sein Glück kam ihm wie ein Traum vor. Er saß mit Marien neben dem Bette der Kranken. Die Stunde war nicht angethan zu süßem Liebesgeschwätz. Das Mädchen hatte weinend seinen Kopf auf die Decke der Kranken gelegt. Rolf ließ sie still gewähren, er ehrte den Schmerz, der ihm zwar übermäßig, aber treu und wahr erschien. Er ahnte nicht den Quell dieser grenzenlosen Verzweiflung im Entferntesten.

Allmälig wurden die Athemzüge der Kranken immer schwerer und seltener, das Röcheln und Rasseln auf der Brust heftiger und stärker. Das Bewußtsein schien gänzlich zu schwinden, aber das brechende Auge der Mutter suchte noch immer voll Theilnahme die Tochter und den ehrlichen Rolf. Noch einmal hob sich die Brust in krampfhafter Anstrengung, dann wurde es still.

»Sie ist tod,« rief Marie mit wildem Schmerzensschrei.

Der Maschinenbauer trug das Mädchen, welches in Ohnmacht zusammengesunken war, auf das Lager und wachte einsam und allein bei der Leiche der gestorbenen Mutter.

Die Entdeckung.

Es war ein regnichter grauer Sommermorgen, als die Leiche der armen Frau bestattet wurde. Rolf und Marie in schwarzer Tracht folgten dem Sarge. Einige Nachbarsleute, zumeist Weiber, schlossen sich mit an, ein traurig ärmliches Geleit. Auf dem Kirchhofe wartete der Geistliche und der Küster mit dem Todtengräber an dem offenen Grabe.

Der Pastor beeilte sich, das übliche Gebet zu sprechen, er hatte heute noch ein reiches Paar in der Kirche zu traun. Der Todtengräber warf die feuchte Erde auf den Sarg. Marie rang die Hände, Rolf preßte die Thränen mit Gewalt zurück und suchte das unglückliche Mädchen, welches an seinem Arme hing zu trösten, wie er es vermochte. Er trug Marie mehr als sie ging; am Thore mußte er eine Droschke nehmen. Er setzte sich mit ihr hinein und begleitete sie nach dem verwaisten Stübchen. Zwei alte Nachbarinnen, welche der Todten die letzte Ehre angethan, unterhielten sich über das Verhältniß, in welchem Marie zu dem Maschinenbauer stand.

»Er wird sie wohl heirathen, Frau Rumplern?«

»Der junge Mann thäte mich leid, liebe Böhmen. Haben Sie Nichts gemerkt.«

»Was?«

[1-216] »Ei, Sie sind blind. Na, ich will Nichts gesagt haben, aber die verstehts. Sie deckt ihre Schande mit seinem guten Namen zu. Sie hat sich mit einem Andern zuvor geschleppt, der Nachbar Raschmacher hat mir’s unter dem Siegel der Verschwiegenheit gesteckt.«

»Was Sie sagen. Na, so was lebt doch nicht. Man möchte dem jungen Mann doch einen Wink geben, damit er nicht betrogen wird. Er thut mir leid. Er sieht so proper aus.«

»Ich mische mich nicht darein, Frau Böhmen. Er ist in sie grausam vernarrt. Er glaubt nicht, wenn man’s ihm auch schwarz und weiß giebt.«

»I, seh doch einmal. Die Jungfrau betrügt den schönen guten Mann. O, ich hab mirs längst gedacht. Hochmuth kommt vor dem Fall. Sie hat immer so ein vornehmes Gethue gehabt. Na, der Krug geht so lange zu Wasser bis er bricht. Die Todte, Gott hab sie selig, war auch ein eigenes Weib, und that immer so apart, als ob sie etwas bessres, als unsereins gewesen wär.«

»Sie bildete sich was auf ihren Stand ein. Ihr Vater war Pastor, wie ich glaub.«

»Ich habe gehört, Sie ist mit ihrem Manne nicht einmal getraut gewesen. Zwar soll man von den Todten nur Gutes reden, aber der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.«

[1-217] Der Zustand Mariens war kein Geheimniß mehr. Die alten Frauen der Nachbarschaft steckten bereits die Köpfe zusammen und munkelten. Die gute Rumplern hatte sich im Stillen vorgenommen bei der nächsten Gelegenheit Rolf abzuwarten und ihn zu warnen, wie es Christenpflicht ihr schien. Sie stand vor ihrer Hausthür und harrte auf den Maschinenbauer, der Marie begleitete. Nachdem er sie vergebens zu trösten versucht, hatte er von ihr mit dem Versprechen Abschied genommen, sie am Abend wieder zu sehn.

Als der Maschinenbauer vor der Wohnung der Madame Rumpler, die, beiläufig gesagt, Wittwe war und einen Viktualienladen hielt, vorüberging, rief ihn die Frau, welche ihn kannte, zu sich herein.

»Guten Morgen, Herr Rolf, oder vielmehr schlechten Morgen. Sie haben ihre Schwiegermutter begraben, nu Gott habe sie selig. Sie war ein kreuzbraves Weib, ein wenig rauh und von eigner Art, aber sonst eine Kernfrau, von altem Schlage. O, die junge Welt ist jetzt anders, die ist verdorben, daß sich Gott erbarm'!«

»Wie meinen Sie das, Frau Rumplern?« fragte Rolf die stattliche Frau, welche ihre Augen in frommer Zerknirschung verdrehte.

»Wie ich das meine? Ei seht doch, was der Herr Rolf neugierig ist. Sollten Sie auch schon was gehört [1-218] haben? Nun die böse Welt spricht allerlei. Was kümmerts mich. Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß. Nun, wie geht es mit Ihrer Braut, der Marie. Der Tod der Mutter hat sie wohl sehr angegriffen.«

»Sie ist sehr leidend,« sagte der Maschinenbauer im bekümmerten Tone.

»Ja, sie ist sehr leidend und schon lange. Sie sieht so blaß, so kränklich aus. Na, wer weiß, was das zu bedeuten hat?«

»Ich verstehe Sie nicht,« antwortete der Maschinenbauer barsch, dem das Gespräch lästig zu werden begann, obgleich er nicht mehr daraus ersah, als die ihm längst bekannte Bosheit der Madame Rumpler, welche in der Nachbarschaft wohl bekannt war. Rolf stand daher auf und schickte sich an fortzugehn.

»Nun, so bleiben Sie doch,« rief die Wittwe, welche trotz ihrer sechs und vierzig Jahre noch immer heirathslustig war. »Ich habe noch ein Wörtchen im Vertraun mit Ihnen zu reden.«

»Ich komme ein andermal. Heute habe ich keine Zeit. Ich muß in die Fabrik, ich habe mich schon länger aufgehalten, als mir eigentlich gestattet ist.«

»Eile mit Weile, lieber Herr Rolf. Ja, wenn ich noch so jung wäre und so ein hübsches Lärvchen hätte wie die Marie, und hübsch bitten thät und schmeicheln, wie die's versteht, dann blieben Sie wohl hier, [1-219] und ließen Fabrik, Fabrik sein und Herrn Borsig reden, was er wollt.«

Dem Maschinenbauer wurde die zudringliche Aufmerksamkeit und die verfänglichen Reden des Weibes immer lästiger.

»Sie mögen Marie nicht leiden,« fuhr er mit einmal scharf heraus. »Das weiß ich von lange her, darum Gott befohlen, Madame Rumpler.«

»O, du meine Güte,« seufzte die wohlbeleibte Wittwe in heuchlerischem Ton. »Ich sollte die Marie nicht leiden. Bin ich nicht immer eine Freundin der Verstorbenen gewesen. Sie steht noch heute in meinem Schuldbuch und ich hab sie nicht gemahnt, um Butter und Graupe, die noch nicht bezahlt sind. Aber ich kann nicht zugeben, daß ein braver Mann in sein Verderben rennt.«

»Was kümmert Sie's?«

»Was es mich kümmert. Es ist Christenpflicht, seinem Nebenmenschen einen Wink zu geben, wenn er im Begriff steht, sich für ewige Zeiten unglücklich zu machen.«

»Meinen Sie mich damit, so sind Sie nur außer Sorge. Ich weiß, was ich thue.«

»Aber Sie wissen nicht, was die Jungfer gethan hat. Nun, wer nicht hören will, muß fühlen.«

»Was können Sie gegen Marie vorbringen? Denn [1-220] so viel ersehe ich schon aus dem ganzen Gerede, daß Sie dem armen Mädchen Nichts Gutes gönnen mögen.«

»Ja, die Liebe macht blind, sonst müßten Sie doch auch gesehn haben, was sich nicht mehr verbergen läßt. Nun, Jugend hat keine Tugend. Uebrigens will ich Nichts gesagt haben.«

»Sie lügen. Sie sind ein altes neidisches Weib,« rief der Maschinenbauer heftig, da er endlich zu verstehn begann, was Frau Rumpler mit ihrer giftigen Zunge gegen Marie vorsprudelte.

»Ei, seht mir doch den Herrn an. Ist das mein Dank, Er Grobian.«

Rolf griff nach seiner Mütze und entfernte sich voll bittern Grolls. Wäre der Gegenstand seines Zornes ein Mann gewesen, er hätte ihn niedergeschmettert mit seiner Eisenfaust. Er ging nach der Fabrik

gedankenvoll. Wenn er auch nicht den Verläumdungen der Wittwe Glauben schenkte, so fühlte er doch einen Stachel in seiner Brust. Bange Zweifel stiegen in ihm auf und verdüsterten sein Gemüth. Er sann über Mariens Benehmen nach. Sie war immer gleich freundlich, wie eine Schwester gegen ihn gewesen, aber Gewißheit ihrer Liebe ward ihm nie zu Theil geworden. Von einem früheren Verhältniß Mariens hatte er wohl sprechen gehört; der fromme Raschmacher warf ihr es in seiner Gegenwart vor. Aller dieser Umstände erin[1-221]nerte er sich und wie giftiger Mehlthau fiel es auf die Blüthen seiner jungen Liebe. Wenn er daran dachte, daß er betrogen werden könnte, so knirschte er vor Ingrimm mit den Zähnen; dann tauchte das Bild des Mädchens mit ihrer sanften unschuldigen Miene in seinem Herzen auf und sah ihn bittend und vorwurfsvoll mit den süßen blauen Augen an. Sein Zorn schmolz dahin und das frische Grün der Hoffnung keimte wieder empor. So zwischen Zweifel und Vertrauen schwankte der Maschinenbauer bis er in den Hof der Fabrik des Herrn Borsig trat.

Das rege Treiben, die geschäftige Unruhe, welche ihm hier entgegentrat, that ihm wohl. Die Arbeit ist der beste Trost und das vorzüglichste Zerstreuungsmittel für den aufgeregten Geist. Hier wurde sie im großartigsten Maßstabe ausgeübt.

Die Dampfmaschine, welche die Fabrik betrieb, reckte ihre Riesenglieder und setzte hundert Räder und Hebel in Bewegung, welche summend und sausend, knirschend und stöhnend mit ihrem ewigen Lärm die weiten Säle der Werkstätte füllten. Dazwischen tönte vom Hofe her das dumpfe betäubende Geräusch dröhnender Hammerschläge. Gewaltige Dampfkessel wurden von den muskulösen Fäusten der Schmiede aus riesigen Platten mit klobigen Nägeln zusammengefügt und aneinandergeschweißt. In den hohlen Bäuchen stan[1-222]den die russigen Männer und hielten sich stemmend gegen den donnernden Schlag, von dem ihr Leib erschüttert zitterte. Centnerschwere Cylinder drehten sich schwerfällig gemessen um ihre Axe gegen den geschärften schneidenden Stahl, der das Eisen wie Holz beschnitt und die rauhen Seiten glättete, sorgfältiger wie eine Menschenhand vermocht. Zolldicke Platten wurden von spitzen Bohrern ausgehöhlt, welche langsam, allmälig vordringend das dichte Metall überwanden. Glühendheiß fielen die blanken gekräuselten Eisenspähne zur Seite und zeigten die mächtige Reibung und den Widerstand, welcher stattgefunden. Kreischend packten die Feilen

die wälzenden Eisenstangen, welche zu Schrauben geformt aus der Berührung hervorgingen.

Ueberall lebte und webte eine geordnete großartige Thätigkeit. In den Oefen spielte die röthliche Flamme hell entfacht, glühte das Metall, welches die Form erfüllen sollte. Zischend entströmte es in feurigen Purpurbogen und verlief in der feuchten Erde, die in graue Dämpfe sich aufzulösen schien.

Hier fand Rolf seine Ruhe wieder. Dieser betäubende Lärm, dies Dröhnen, Pochen, Hämmern und Kreischen verdrängte den Gedanken an Marie. Die einförmige Arbeit und die Aufmerksamkeit, welche sie erfordert, duldet keine anderweitige Beschäftigung. Das Gespräch mit dem nächsten Nachbar selbst konnte [1-223] nur kurz sein und auf das Nothwendigste sich beschränken jeden Augenblick von dem Gebrause der Maschinen übertönt.

Die große Glocke verkündete eine Pause. Die Arbeiter verließen ihre Werkstätten und eilten in den Hof, wo ein reges Leben und Treiben begann. Frauen und Geschwister waren mit ihren Tragkörben gekommen und brachten das zu Hause bereitete Mahl, welches in Eile verzehrt ward. Bekannte und Freunde gingen ab und zu und trugen Neuigkeiten. Demokratische Agenten wählten diese Zeit, um den Samen ihrer Lehren auszustreun und zu Volksversammlungen aufzufordern.

»Hast Du schon gehört,« rief ein rüstiger Schmidt zu Rolf, welcher düster und theilnahmlos auf das gewohnte Schauspiel sah. »Der Prinz von Preußen kommt wieder?«

»Was kümmert's mich?«

»Wir dulden's nicht,« sagte der Arbeiter. »Er hat den Befehl zum Schießen gegeben.«

Rolf antwortete nicht.

»Höre Rolf! wenn ich Dich nicht kennte von Jugend auf, so hielt ich Dich für einen Reactionär. Hölle und Tod, mir kocht das Blut bei dem bloßen Gedanken in den Adern!«

»Es muß was geschehn!« schrie ein Schlosser[1-224]geselle, der auf eine Eisenstange sich lehnte. »Der Kamphausen ist auch ein Betrüger, ein Fuchsschwänzer. Wer hätte das gedacht.«

»Seht Ihr Leute,« sagte Herr Eichler, der an die Gruppe trat, »wir müssen energisch dagegen protestiren. Der Prinz von Preußen steht an der Spitze der Reaction. Seine Zurückberufung ist der Prüfstein, wie viel das Volk sich wird gefallen lassen. Zeigen wir gleich bei der ersten Gelegenheit, daß wir der Regierung auf die Finger sehn und

gerüstet stehn, wie ein Mann! Noch ist der Rasen nicht grün geworden, unter dem unsre gemordeten Brüder schlummern und schon wagt das Ministerium einen solchen Schritt. Wir protestiren feierlich.«

»Ja, wir protestiren!« riefen die Maschinenbauer und ballten ihre Faust.

»Morgen ist eine Volksversammlung. Sie werden sich doch zahlreich einfinden?«

»Wir kommen Alle!«

Herr Eichler entfernte sich. Die Glocke gab das Zeichen zum Wiederbeginn der Arbeit und alle eilten an ihren gewohnten Platz. Rolf hatte die Neuigkeit, welche zu jeder anderen Zeit ihn mit Macht ergriffen hätte, theilnahmlos gehört. Seine Gedanken waren nur mit Marie beschäftigt. Er malte sich das Glück aus, mit ihr zu leben, für sie eine stille bescheidene [1-225] Häuslichkeit zu gründen. Wie jene Weiber, sah er sie mit dem Korbe am Arm sich nahn und an ihn herantreten. Ihr Anblick würzte das einfache Mahl, ihre liebliche Stimme lud ihn zu den Speisen, welche ihre Hand für ihn bereitet hatte. Sein Leben erhielt durch sie einen neuen Reiz. Wie oft hatte er diesen Träumen nachgehangen, wie freundlich sich die Zukunft an ihrer Seite ausgemalt und nun waren von einem bösen Dämon seine Hoffnungen geknickt, der Freudenbecher mit Gift gefüllt worden. Vergebens suchte er die trüben Gedanken zu verscheuchen, immer tauchten sie aufs Neue wieder auf. Er hörte das Zischeln des alten Weibes, den Spott seiner Freunde und Kameraden. Er hatte Begriffe von Ehre. Der einfache Arbeiter fühlte tief und vermochte trotz der Lehren, welche er durch communistische Schriften eingesogen, nicht den angebornen Sinn für die Heiligkeit der Sitte und die geehrte Gewohnheit zu verleugnen. Als wollte er die bösen Geister, welche sein Hirn verwirrten, von sich scheuchen, fuhr er mit der Hand über seine Stirn, dann seufzte er tief und ging an sein gewohntes Werk.

[1-226]

Ein armes Kind.

Von Rolf verlassen, blieb die arme Marie einsam in dem Stübchen, welches sie bisher mit ihrer Mutter getheilt. Allein mit ihrem Schmerze, warf sie sich auf das Bett und gab sich ihrer

namenlosen Verzweiflung hin. Sie hatte die Todte geliebt, wenn sie auch von ihr oft mit Härte und unzeitiger Strenge behandelt worden war. Alles erinnerte sie an die Hingeschiedene. Da stand das Lager, auf welchem die Mutter den letzten Athemzug gethan. An der Thür hing noch das ausgewaschene Kleid, das sie bei ihrem Ausgange getragen. Auf dem Stuhle lag ihr Tuch. Nichts hatte sich geändert. Der Tisch, der Schrank, die Meubel standen am gewohnten Platz; auf der Kommode lag die geblümte Serviette, auf welcher die sauber gewaschenen Tassen in Reih und Glied aufgepflanzt waren. Neben dem Spiegel hing noch eingerahmt der Wunsch zum Geburtstage der Mutter, den sie als dreizehnjähriges Mädchen geschrieben. In jedem Winkel herrschte die gewohnte Ordnung und doch wie war Alles so ganz anders geworden, welche Lücke war in diesen kleinen Raum eingetreten, welche Oede zurückgeblieben.

»Allein, allein!« seufzte die Verlassene und verfiel in stumpfes Brüten.

[1-227] Einige mitleidige Frauen der Nachbarschaft, unter ihnen Madame Rumpler fanden sich später ein, um sie zu trösten.

»Sie müssen sich den Tod nicht so zu Herzen nehmen,« sagte eine dicke Schlächtersfrau. »Alle Menschen sind sterblich.« »Der gute Gott verläßt keinen,« bemerkte eine arme Wäscherin, welche sich seit Jahren nur nothdürftig nährte. »Ihrer Mutter ist wohl da droben.

»Ja ihr ist wohl,« fiel der ganze Chor im Echo ein.

»Weinen Sie doch nicht so sehr,« sagte Madame Rumpler, »Sie werden sich noch die Augen verderben. Versorgt sind sie ja, was wollen sie noch mehr. Herr Rolf ist ein schöner, ein braver Mann.

»Ja das ist er,« bekräftigte der Chor. »Sie machen ein rechtes Glück, eine gute Parthie.«

»Wenn er sie noch nimmt,« zischelte die Rumpler ihrer Nachbarin ins Ohr.

Nach und nach entfernten sich die Frauen. Marie sah sie nicht ungern gehn. Diese Art des Trostes that ihrem Herzen weh, statt es zu beruhigen. Die schönsten und heiligsten Gebräuche des Menschen sind allmälig zur geistlosen Gewohnheit herabgesunken zu inhaltsleeren Formen, welche statt erheben, nur verletzen. Aus dem edlen Mitleid, ist eine Kondolenz[1-228]visite entstanden, aus dem rein menschlichen Triebe, den Trauernden zu trösten und aufzurichten, eine Etiquette, welche von den niederen Ständen mit derselben Pünktlichkeit und Gefühlsleere, wie von den höheren

befolgt wird.

Nachdem Marie sich allein sah, und dem Schmerz ihren Tribut gezollt, suchte sie die verwirrten Gedanken zu sammeln. Sie erwartete *seinen* Besuch. Sie hatte an ihn geschrieben, ihre letzte Zuflucht zu ihrem Verführer genommen und ihr Schicksal in seine Hand gelegt. Trotzdem sie in der letzten Zeit über seine Kälte zu klagen hatte, seine Vernachläßigung ihr nicht entgangen war, so konnte Nichts ihre Liebe, ihr Zutrauen zu dem Legationssekretair erschüttern.

»Er wird kommen, er hat ein gutes Herz,« sprach sie und beschwichtigte die bangen Zweifel der eigenen Brust.

Er kam nicht.

Sie öffnete das Fenster. Um die Ecke bog ein junger Mann, der ihm glich.

»Er ist es,« rief sie mit stiller Freude und bat ihm innerlich jedes Mißtrauen ab, das sie gehegt.

Er war es nicht.

Die Uhr schlug die bestimmte Stunde, in welcher sie seinen Besuch erwartete. »Nun wird er nicht länger zögern, er wird sich beeilen, mich zu sehn.«

[1-229] Er zögerte noch immer.

Der Weiser zeigte schon eine Viertelstunde über die festgesetzte Frist. Offenbar ging die Uhr falsch, »es kann nicht so spät sein. Er wird ein Geschäft vorhaben das ihn zurückhält,« dachte Marie.

Aber kein Geschäft hielt ihn zurück.

»Endlich, endlich!« Sie hörte Schritte die Treppe herauf. »Er ist es!« Marie eilte ihm entgegen. Im Vorübergehn streifte ihr Blick den Spiegel. Ein blasses und traurig lächelndes Gesicht blickte ihr entgegen. Sie glättete das vom Schmerze leicht verwirrte Haar. Sie wollte dem Geliebten gegenüber selbst in ihrer Trauer schön erscheinen.

Es pochte an der Thür. Sie konnte vor Zittern kaum noch herein rufen. Ein Schrei der Ueberraschung und des Entsetzens drang aus ihrer Brust. Madame Werner war statt seiner eingetreten.

»Nun mich haben Sie nicht erwartet,« sagte die Gelegenheitsmacherin, welcher Mariens Schreck nicht entgangen war.

»In der That glaubte ich —«

»Daß der Herr Legationssekretair selber kommen werden. Fehlgeschossen liebes Mädchen. Doch ich muß mich setzen, die

Treppe ist zu steil, Sie wohnen ein wenig hoch.« Madame Werner rückte sich einen Stuhl heran und ließ sich auf demselben vornehm [1-230] nieder, nachdem sie sorgfältig ein weißes Taschentuch untergebreitet um ihr ächte Sammtmantille zu schonen. Ihr volles, von ungewohnter Anstrengung geröthetes Gesicht glänzte wie gescheuertes oder neues Kupfer. Vorsichtig nahm sie den rosa Atlashut von ihrem Haupt und legte ihn mit wohlgefälligen Blicken auf die nebenstehende Kommode.

»So liebes Herzchen,« sagte sie zu Marie mit erheuchelter Freundlichkeit, »so! jetzt können wir mit einander plaudern, hoffentlich ungestört.«

»Ich wüßte nicht, was wir noch mit einander zu verhandeln hätten.«

Ein giftiger Blick schoß aus den Augen des Weibes auf Marie.

»Na, na,« rief die Werner. »Nur keine Dummheiten. Setzen Sie sich nur nicht auf's hohe Pferd. Sie kennen doch die Wernern. Die läßt sich nicht verblüffen. Na Ihre Mutter ist gestorben. Thut mii leid.«

Marie fühlte sich gekränkt durch die bloße Erwähnung dieses Namens, im Munde dieser Frau. Eine Thräne des Schmerzes und der Entrüstung perlte in ihrem Auge.

Die Werner dachte in diesem Augenblicke an die eigene Tochter, welche sie über Alles liebte und ihre Stimme wurde wieder milder und sanfter.

[1-231] »Nu, weinen Sie nicht, liebes Kind. Was einmal geschehen ist, kann man auch nicht ändern. Für der Tod ist noch kein Kraut gefunden. Ich mein' es gut mit Ihnen und der Herr Legationssekretair dazu. Hören Sie, Mariechen, Sie sind ein vernünftiges Mädchen und werden keinen Skandal machen, nicht wahr?«

»Ich weiß nicht, was Sie meinen, gute Madam Werner?«

»O Du liebe Unschuld,« rief die Werner, indem Sie die Hände übereinanderschlug. »Sie weiß nicht wozu ich hergekommen bin. Herr, Du meine Güte Da muß ich es Ihnen wohl sagen. Ich habe die Vollmacht vom Herrn Legationssekretair, Alles mit Ihnen zu arrangiren. Wenn Sie wollen, machen wir es im Stillen und gerichtlich ab. Sie bekommen eine runde schöne Summe, heirathen Ihren Schatz, den Rolf, und kein Mensch braucht etwas zu erfahren.«

»Und ich sollte den ehrlichen Mann betrügen?«

»Ha, ha,« lachte die Werner. »Was Sie doch närrisch sind. Wie viel Ehemänner giebt es in de Welt, die nicht betrogen sind? Herr, Du meine Güte wer wird sich solche Skrupel machen. Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß. Und sind Sie einmal seine Frau, muß er die Augen zudrücken, wenn ein kleiner Fehler in der Rechnung sich vorfinden sollte.«

[1-232] »Und diese Niederträchtigkeiten läßt mir Karl durch Sie anrathen. Nein, ich glaub' es nicht. Ich kann ihn nimmer für so schlecht halten,« rief Marie mit höchster Entrüstung aus.

»Wer wird denn gleich so rappelköpfisch sein,« antwortete gelassen die Werner. »Allerdings ist das der Wille des Herrn Legationssekretair. Sie sollen den Maschinenbauer heirathen. An einer anständigen Aussteuer wird er es Ihnen nicht fehlen lassen. Wenn Sie vernünftig sind, greifen Sie zu. Beim Prozessiren kommt doch Nichts heraus. Mir ist der Sperling in der Hand lieber, wie die Taube auf dem Dache.«

»O meine Ahnung, meine Ahnung,« rief Marie in bittrem Schmerz.

»Was meinen Sie zu 600 Thaler. Wie, Mäuschen, ist der Herr Legationssekretair nicht die Großmuth selbst?«

»Lassen Sie mich, lassen Sie mich!« schrie das Mädchen in wilder Verzweiflung.

»Nu, wenn es Ihnen zu wenig ist, reden Sie,« sagte die Werner, welche die Gemeinheit ihrer Gesinnung auch bei der armen Marie voraussetzte. »Ich kann Ihnen nicht verdenken, wenn Sie so viel als möglich herauszupressen suchen. Achthundert Thaler wären auch nicht zu verachten.«

Marie hörte nicht mehr auf die Unterhändlerin.

[1-233] Der alte Gedanke, der sie am Sterbebette ihrer Mutter erfaßt, tauchte wieder in ihrer Seele auf. Der schwarze Dämon stand neben ihr und raunte ihr ein furchtbares Wort ins Ohr.

»Hm! die versteht's,« murmelte die Werner. »Wer hätte gedacht, daß die so verschmitzt ist. Was für unschuldige Augen sie noch dazu macht.«

»Nun, was meinen Sie, Kind, zu tausend Thalern,« rief die Werner, welche keine Ahnung von den Empfindungen Mariens zu haben schien. Das Mädchen vernahm nicht das herrliche Gebot, welches die Werner ihr gethan. Vor ihren Augen schwebte ein stilles Wasser, geheimnißvoll tief und auf dem Grunde saß die gestorbene Mutter und winkte ihr und nickte mit dem Kopf.

»Tausend Thaler!« schrie die Werner, »tausend Thaler. Was sagen Sie dazu?«

»Hinweg mit Dir, hinaus verwünschtes Weib!« rief Marie mit wiedererwachtem Stolz.

Die Werner erschrak vor dem verwilderten Blick Mariens, welche mit blassem Antlitz und erhobener Hand, wie ein Racheengel vor ihr stand.

»Sie ist nicht bei Sinnen, sie ist verrückt geworden,« kreischte das Weib und sprang von ihrem Sitze auf.

»Hinaus!« stammelte Marie schon in erhabener Wuth und deutete majestätisch nach der Thür. Die [1-234] Werner entfernte sich erschreckt. Sie glaubte eine Wahnsinnige vor sich zu sehn.

Marie blieb allein zurück. Der schwarze Dämon stand wieder ihr zur Seite und raunte ihr ins Ohr. Das tiefe stille Wasser glänzte vor ihren Augen und auf dem Boden saß die Mutter und winkte ihr und nickte mit dem Kopf.

Das Mädchen verriegelte die Thür, dann holte sie ihr Schreibzeug hervor und schrieb zwei Briefe, einen für *ihn* thränenleer, aber auf das Schreiben für Rolf, da fiel ein Tropfen und wieder einer und verlöschte die schwarze Schrift. Sie hatte ihr letztes Werk auf Erden beendet.

An der Thür klopfte es, sie öffnete, nachdem sie das Schreibzeug hinweggeräumt und sorgfältig an seinen frühern Platz gestellt. Die alte Waschfrau trat herein. Sie wohnte im Hinterhause, eine arme Wittwe, welche sich und ihre Kinder nothdürftig nur ernähren und oft zu Mittag kaum das trockene Brot erwerben konnte. Dabei ging sie immer trotz ihrer großen Armuth rein und nett und die weiße Haube, wie das alte ausgewaschene Kattunkleid, welches sie am Sonntag, wie an Wochentagen trug, glänzte wie frischgefallener Schnee. Ihr blasses kränkelndes Gesicht strahlte von Liebe und Freundlichkeit. In jeder Falte und Runzel wohnte ein guter Geist. Sie hielt ein Töpfchen mit Suppe in den zitternden Händen, welches sie für Marie gebracht. [1-235] Sie hatte sich's vom Munde abgespart, um mit der noch Unglücklicheren zu theilen.

Marie nahm das Töpfchen mit wehmüthigem Lächeln an und dankte der armen alten Frau. »Wollen Sie mir noch einen Gefallen thun, Frau Werth, dann besorgen Sie diese beiden Briefe auf die Stadtpost nebenan. Hier haben Sie das Geld.«

»O lassen Sie doch, ich leg es ja mit Freuden aus. Haben Sie mir sonst Nichts aufzutragen.«

»Nichts mehr. Adje, Frau Werth.«

»Gott mit Ihnen, liebe Marie.«

Die alte Frau war schon bis zur Thür gelangt, als Marie ihr noch nacheilte und ihre Hand ergriff, welche sie mit tiefer Empfindung umschlossen hielt.

»Gott lohne Ihnen alles Gute, was Sie mir gethan.«

»Sprechen Sie nicht davon, sonst muß ich mich schämen,« sagte die Wäscherin, welcher die Thränen in die Augen traten. Sie weinte gar zu leicht bei dem Unglück Anderer.

»Adje, Frau Werth.«

»Adje, Fräulein Marie, und wenn Sie mich brauchen, so klopfen Sie nur an meine Thür. Ich gehe gern für Sie schon einen Gang. Die Briefe werden besorgt werden, verlassen Sie sich darauf und die drei Silbergroschen bring ich wieder. Ich hätte das Geld gar zu gern für sie ausgelegt.«

[1-236] Mit gekrümmtem Rücken verließ die gute alte Frau Marie. Diese räumte noch alle zerstreutliegenden Gegenstände auf, dann legte sie den Schlüssel zum Kleiderspinde auf die Kommode und einen Zettel darauf, den sie vorher schon geschrieben. Noch einmal sah sie sich in der Stube um, dann kniete sie in der Mitte nieder und betete, tief, heiß und innig, Gebete, wie sie keine Kirche lehrt. Sie stand auf, kräftig und verklärt, so schritt sie bis zur Thür. Zögernd verweilte ihr Fuß auf der Schwelle. Noch einmal kehrte sie zurück, warf sich auf das Bett, auf welchem die Mutter den letzten Athemzug gethan und umarmte die Kissen, sie mit heißen Thränen benetzend.

In der Dämmerung stand ein Mädchen an dem Ufer der Spree. Der schwarze Dämon stand wieder an ihrer Seite und raunte ihr ins Ohr. Vor ihren Augen glänzte das stille Wasser, unergründlich tief und auf dem Boden saß die alte Mutter und winkte ihr und nickte mit dem Kopf.

Das arme Mädchen breitete die Arme aus und flüsterte: »ich komme.« Einige Augenblicke trugen sie die Wogen, allmälig sank sie leise, leise. —

ZWEITER BAND:
W A N D A

[2-5][2-6]

Erstes Buch.

[2-7]

Der Pietist.

Der Legationssekretair hatte so eben sein Frühstück beendet. Er saß auf dem Divan, als François, sein Kammerdiener, mit der Meldung hereintrat, daß ein Mann ihn zu sprechen wünsche.

»Schon gut, ich erwarte ihn,« lautete die Antwort.

Mit demuthsvollen Mienen schlich oder kroch vielmehr der uns schon vielfach bekannte gottselige Raschmacher in das elegante Zimmer. In seinen Händen hielt er den abgeschabten Hut, den er verlegen mit seinem fadenscheinigen Rockärmel bürstete. Er machte seine tiefste Verbeugung und flüsterte mit der sanftesten Stimme: »Einen schönen guten Morgen, Herr Legationssekretair.

»Ach sieh da, mein lieber Kramer. So früh am Morgen! Was bringen Sie?«

»Verzeihung, wenn ich so zeitig komme und den gnädigen Herrn in seiner Frühstücksstunde belästige, aber die Morgenstunde hat Gold im Munde.

Früh steh' ich auf und diene meinem Gott;
Für ihn erduld' ich Schande, Schimpf und Spott.

[2-8] »Lassen Sie die Poesie bei Seite, lieber Kramer, und reden Sie in schlichter Prosa. Wie steht es um die bewußte Angelegenheit?«

»Meinen Sie das Frauenzimmer, — oder?«

»Kein Wort von den Todten,« sagte der Legations-Sekretair finster, der bei der Erwähnung Mariens sich eines leichten Schauderns nicht erwehren konnte. »Das tolle Mädchen hat mir schon viele trübe Stunden bereitet.«

»Sie ist dahin gefahren in ihrer Thorheit, eine unbußfertige Sünderin!«

Sie erndtet nun die ausgestreuten Saaten,

Das Teufelskind, der stink'ge Höllenbraten.

»Still!« rief der Legationssekretair erzürnt. »Schweigen Sie um Gotteswillen von dieser Angelegenheit, wenn Sie mich nicht rasend machen wollen, Mensch!«

Der dürre Raschmacher schrak vor dem wilden Blick, mit dem Karl ihn ansah, zusammen. Seine magern Glieder schlotterten, wie eine Vogelscheuche, die der Wind bewegt.

»Mein gnädiger Herr, es war ein Mißverständniß.«

»Schon gut. Wie steht es mit dem bewußten Geschäfte? Was haben Sie bis jetzt thun können? Haben die Arbeiter angebissen?«

[2-9] »Ich habe nach Ihrem Wunsche mit dem schwarzen Friedel unterhandelt.«

»Aber meinen Namen doch nicht etwa dem Gesindel genannt?«

»Ei, wie können Sie glauben, Herr Legations-Sekretair! Ich bin ein alter Fuchs und kenne alle Schliche. Sie können ganz ruhig sein. Die Sache ist auf das Beste eingefädelt. Die Arbeiter sind ohnedies erbittert auf die Bürgerwehr. Sie wollen Waffen, so gut wie diese. Mein Gott, mir fiele es nicht im Traume ein, solch ein Mordgewehr in die Hand zu nehmen, welches losgeht ehe man es sich versieht.«

Beschütze du mich Herr vor Hieb und Schießgewehren,
Ich folge gern der Trommel deiner Lehren.

»Sie glauben also, daß bei der Erbitterung, welche unter den Arbeitern gegen die Bürger herrscht, ein Zusammenstoß unvermeidlich ist?«

»Freilich, freilich,« lächelte der Raschmacher, und rieb sich die Hände mit schadenfrohem Vergnügen, »es wird blutige Köpfe geben und dann werden die Bürger Gott danken, wenn das liebe Militair wieder einrücken wird, um sie von dieser Plage Aegyptens zu befreien.«

»Das ist eben unsre Absicht, aber vor allen Dingen Verschwiegenheit und List.«

»Ei, ich will stumm sein, wie das Grab.«

[2-10] Der Legationssekretair öffnete sein Schreibbureau und langte aus einem Fache eine Rolle mit Geld hervor, welche der Raschmacher mit Gier ergriff. Dieser empfahl sich mit unzähligen Komplimenten und Bücklingen.

Der Baron war in der letzten Zeit geheimer Hauptleiter der Kontrerevolution geworden und gebot über unbeschränkte

Geldmittel, welche aus verborgenen Quellen flossen. Der Raschmacher diente ihm als untergeordnetes Werkzeug. Beide suchten absichtlich Conflikte herbeizuführen, welche die Bürger und Arbeiter entzweien und die ersteren zur Reaction herüber führen sollten.

Nachdem der Raschmacher den Legationssekretair verlassen, wandte er sich nach dem Vogtlande zu, um mit dem schwarzen Friedel das Nähere zu besprechen.

Vor einem Hause, das die verdächtige Physiognomie seiner Inwohner zu theilen schien, stand der Korrigende, der die Hände in den Hosentaschen, den groben Strohhut mit dem rothen Bande schief auf den Kopf gestülpt, die Melodie der Marseillaise sorglos pfiff. Vorsichtig sah der Raschmacher umher, und spähte, ob kein Mensch in der Nähe sichtbar sei, der ihn in Gesellschaft des Diebes erblicken könnte. Nachdem er sich davon überzeugt, daß kein Grund zu einer Befürchtung dieser Art vorhanden, nahte er sich leise herbeischleichend dem Korrigenden.

[2-11] Dieser beantwortete den Gruß des Raschmachers mit einer Art von stolzer Herablassung. Seitdem Friedel auch ein »Volksführer« geworden und unter den »Rehbergern« etwas galt, hatte er eine souveraine Verachtung für alle Welt. Er lachte jedesmal, wenn er vorüberging, dem Polizeikommissar in's Gesicht und mancher Offiziant hatte bereits Bekanntschaft mit seiner Faust gemacht. Seit der Revolution war der Proletarier von Friedels Schlage der Herr der Welt und Alles drängte sich, ihn zu gewinnen.

»Nun alter Schwede bringst Du Geld?« rief der Korrigende dem Raschmacher entgegen.

»Schreit doch nicht so, wenn uns Jemand hört.«

»Ei, ich scheer mich den Teufel drum.«

Der Raschmacher bebte bei der bloßen Erwähnung des bösen Feindes. Da er Verrath fürchtete, so bat er: »Können wir nicht drinnen das Geschäft abmachen??«

»Meinetwegen,« brummte Friedel. »Kommt herein, alte Vogelscheuche. Ihr könnt ein Glas Brandwein oben drein bekommen.«

Der Raschmacher, der dem Mäßigkeitsvereine des Professor Kranichfeld angehörte, nahm das Anerbieten des Korrigenden dankbar an, wahrscheinlich um ihn nicht durch eine abschlägige Antwort zu beleidigen.

Der fromme Mann hätte in einem öffentlichen Lokale [2-12] um

keinen Preis der Welt ein Gläschen geleert. Nichts destoweniger schimmerte seine Nase in dem bleichen Gesicht, wie ein blanker Kupferkreuzer zwischen Silbermünzen und gab den Gottlosen häufig Veranlassung zu boshaften Anspielungen über den Gottseligen.

Der Korrigende schritt voran, sein Gast folgte ihm. Der Weg ging durch einen langen, dunklen Gang, dann über den Hof hinweg, einige Treppen hinunter in die Kellerwohnung. Als Friedel die Thür öffnete, strömte ein feuchter Dunst dem Raschmacher entgegen. Der Raum, in welchem er sich befand, war Anfangs für ihn vollkommen finster. Erst allmälig befreundete sich sein Auge mit der wunderbaren Beleuchtung, da das Licht schräg durch die zerbrochenen und mit Papier verklebten Fensterluken fiel. Auf dem schwarzen Boden wälzten sich zwei nackte Buben, über die der Raschmacher in seiner Blindheit fast gestolpert wäre. Ein altes Weib kauerte in einem Winkel auf schon halb verfaultem Stroh. Ein Bursch von siebzehn Jahren lag schlafend ausgestreckt auf einer Bank und schnarchte laut. Eine jüngere Frau und eine braune Dirne mit frechem Blick standen am Heerd und bliesen in die Gluth, welche das feuchte Holz nicht entzünden wollte. Ein stinkender Rauch hatte sich im Zimmer verbreitet und reizte den Raschmacher, der daran noch nicht, wie [2-13] die Uebrigen, sich gewöhnt hatte, zu öfterem Husten und Niesen.

»Nun wie gefällt euch mein Palais?« lachte der Korrigende. »Freilich so gut, wie der Prinz von Preußen hab' ich's nicht. Aber es ist noch nicht aller Tage Abend. Es wird noch besser kommen. Ein Herr hat neulich auf dem Bauplatz gesagt, die Großen müssen Alle d'ran. Nun, dann werden wir armen Leute bill'ge Wohnung haben.«

»Ei, ich möcht' auch einmal unter den Linden in der bel etage sein,« rief die braune Dirne dazwischen, »und zu den Spiegelfenstern 'runter sehn.«

»Halt's Maul, Louise, und kümmere Dich um's Essen, daß es fertig wird zur Zeit, sonst fährt ein Donnerwetter Euch Allen an den Kopf.«

Die Dirne wagte nicht zu antworten, nur im Stillen murmelte sie ein gemeines Schimpfwort und pustete von Neuem in die Gluth. Allmälig fing das nasse Reisig unter ihrer Bemühung zu brennen an und verbreitete in dem dunkeln Raum ein schwankend rothes Licht, welches unheimlich das wüste Gesicht des Korrigenden beleuchtete.

»Bring Schnaps, Weib,« rief der schwarze Friedel, »und dann

scheert Euch Alle 'raus. Wir haben einen Massematen vor.«

Die Frau öffnete einen Schrank und langte eine [2-14] halbgefüllte Flasche hervor, die sie mit zwei schmutzigen Gläsern auf den wackligen Tisch stellte. Der Korrigende nahm die Bouteille und hielt sie äugelnd gegen das Licht. Plötzlich verfinsterte sich sein Gesicht, mit einem raschen Sprunge hatte er sein Weib gefaßt.

»Frau, wer hat meinen Schnaps berührt? Ein Viertel fehlt daran.«

»Ich habe Magenkrampf gehabt, und da hab' ich einen Schluck probirt.«

»Ich werde dich mit deinen Krämpfen,« schrie Friedel und hieb mit geballter Faust auf ihren Kopf und ihre Schultern ein. Schreiend entfloh das Weib und zog die Dirne mit sich fort. Auch die Kinder erhoben sich vom Boden, als sie die Mutter weinen hörten und brachen in ein wildes Heulen aus. Der schlafende Bursch auf der Bank wachte auf, dehnte um streckte sich und fragte fluchend. »Zum Teufel was ist wieder los?«

»Das Weib säuft,« rief der Korrigende, »darum habe ich sie gewichst.«

Der Bursche drehte sich ohne ein Wort weiter zu sagen auf die andre Seite und schnarchte eben fort, als wäre weiter Nichts geschehn. Die alte Frau im Winkel, die Friedels Mutter war, lachte schadenfroh.

»Ihr müßt auch heraus Mutter,« sagte Friedel, der sein Weib zwar schlug, aber doch deshalb die [2-15] Bosheit der Alten nicht dulden mochte. »Steht auf, oder ich will Euch Beine machen.«

Die Alte, welche den Sohn fürchtete, erhob sich rasch von ihrem schmutzigen Lager und humpelte der Schwiegertochter fluchend nach.

»Mit den Weibern hat man doch nichts, als Verdruß,« bemerkte der Korrigende, der sich mit dem Raschmacher allein befand. »Man muß sie kurz halten, wie wilde polnische Pferde.«

Nach dieser praktischen Bemerkung, welche er mit einem lauten rohen Lachen begleitete, schenkte er die beiden Gläser voll und schob das eine seinem Gaste zu. Dieser that einen herzhaften Schluck, nachdem er sich heftig schüttelte.

»Brr! das brennt wie höllisches Feuer.«

»Will's meinen,« betheuerte der Korrigende, »der ist echt, reiner Korn.«

»Und nun an's Geschäft, wenn es Euch beliebt,« sagte der Raschmacher, dem die Gesellschaft des schwarzen Friedel eben

nicht zu behagen schien. »Sind wir sicher, von Niemandem gehört zu werden?«

»Sicher, wie im Grabe,« antwortete der Dieb im dumpfen Ton. Den Raschmacher wandelte ein kalter Schauer an. Es war still wie im Grabe, nur das kräftige Schnarchen des stämmigen Burschen auf der Bank und das Zischen und Knattern [2-16] des brennenden Holzes unterbrach das lautlose Schweigen.

»Und Der?« fragte der Raschmacher beherzt auf den Schläfer deutend.

»Ihr hört ja, wie er schnarcht. Den weckt die Posaune am jüngsten Tage auch nicht auf.«

Der Raschmacher rückte desungeachtet dem Korrigenden näher und sprach: »Wollt Ihr Geld verdienen, Friedel, viel Geld?« —

»Ei dem Teufel, das will ich meinen.«

Der Bursche scharchte noch immer fort, aber er hatte seine Augen geöffnet und hielt seine Ohren gespitzt.

»Gut dann,« sagte der Raschmacher. »Hier sind fünfzig Thaler, die Hälfte für Euch, die andere Hälfte für die Eurigen. Wenn der Streich gelingt, bekommt Ihr zehn noch extra. Ihr wißt, was Ihr zu thun habt.«

»Laßt mich machen, ich will Euch einen Putsch von der besten Sorte fabriciren.«

Der Bursche schnarchte noch immer fort, doch auf seinem Gesichte schwebte ein pfiffiger Zug und ein höhnisches Lächeln um den Mund.

»Bis wann?« fragte der Raschmacher.

»Laßt sehn. Heute ist Volksversammlung, da werden die Leute rebellisch gemacht. Man muß doch das Eisen schmieden, weil es heiß ist. Also heute oder spätestens morgen geht es los.«

[2-17] »Topp!« sagte der Raschmacher und reichte seine Hand dem Korrigenden.

»Topp!« antwortete dieser und schlug kräftig in die ausgestreckte Rechte ein. »Und nun noch ein Glas, Herr Kramer.«

Dieser weigerte sich nicht, leerte hastig den dargereichten Trunk, dann entfernte er sich, geleitet von dem Diebe, weil er allein kaum den Weg gefunden hätte. Als beide ihm den Rücken kehrten, erhob sich der Bursche halb von seinem Lager und drohte ihnen mit geballter Faust. Wenn der Korrigende zurückkehrte, schnarchte der Schläfer wieder lauter als zuvor. Der schwarze Friedel setzte sich von Neuem an den Tisch und leerte noch den Rest der

Branntweinflasche, dann zählte er das Geld und band es in ein schmutzig Tuch, das er um seine Hüfte schlang.

»Frau!« schrie er, als er mit diesem Geschäfte fertig war und klopfte mit dem Boden der leeren Bouteille donnernd auf den Tisch. Auf dieses Allarmzeichen stürzten die Weiber wieder herein.

»Nun will ich essen,« herrschte der Korrigende.

Das Mahl wurde aufgetragen, eine große Schüssel, in welcher einige Fleischklumpen schwammen, auf den Tisch gestellt. Der lange Bursche schnarchte noch immer auf der Bank.

»He, Wilhelm, das Essen ist da,« schrie der Korri[2-18]gende dem Schläfer in's Ohr, indem er ihn heftig schüttelte. Dieser schlug langsam die schlaftrunkenen Augen auf und starrte verwirrt den schwarzen Friedel an.

»Möcht gern wissen, was Du thust, wenn Du nicht schläfst, Dummkopf,« grollte der Dieb.

Der Bursche lächelte wieder mit spitzbübischer Pfiffigkeit, dann setzte er sich heißhungrig an den Tisch und fischte mit großer Geschicklichkeit die besten Brocken aus der gemeinschaftlichen Schüssel für sich heraus.

Die Zündnadelgewehre.

Nach dem Essen entfernte sich Wilhelm und schlenderte längs der Oranienburgerstraße die große Friedrichsstraße herab, den Linden zu. Bei dem Portier im Hotel de Rome frug er nach einem Franzosen, Namens Saulier. Der Portier wies ihn zwei Treppen hoch, verwundert über den Besuch, welchen der fremde Gast empfing. Der Bursche klopfte an die Thür, eine kräftige Stimme rief: »herein.« Wilhelm trat in das Zimmer, in welchem ein junger Mann auf dem Sopha lag. Der Bursche blieb an der Thür stehn.

»Wer ist da?« fragte der Franzose, indem er sich aus seiner Lage halb aufrichtete. Er sprach das Deutsche gut, aber mit fremdem Accente.

[2-19] »Wilhelm Fink,« lautete die Antwort.

»Ach Ihr seid es. Gut. Tretet näher. So! Nehmt Euch einen Stuhl und setzt Euch her. Wollt Ihr eine Cigarre? Brennt Euch eine an.«

Der Bursche ließ sich nicht nöthigen, sondern griff ungenirt nach den ächten Havanna's, welche auf dem Tische lagen und zündete an dem bereit stehenden Licht die Cigarre an, dann warf er sich bequem auf den gepolsterten Sessel nieder und streckte seine Beine

behaglich aus.

»Es geht richtig los,« sagte er nach einer Pause, indem er den blauen Rauch von sich blies.

»Ihr meint wirklich?« frug der Fremde mit lauerndem Blick.

»Diesmal ist es gewiß. Der Friedel hat's versprochen und wenn der verspricht, hält er Wort. Hätt' ich doch mein Lebtag nicht geglaubt, daß der Schwarze es mit den Reactionairs hält. Na wart, das will ich Dir gedenken.«

»Also Ihr glaubt, daß Euer Bruder im aristokratischen Solde steht?«

»Das will ich meinen. Hab' ich doch den verdammten Raschmacher gleich erkannt, der mit dem vornehmen Gesindel unter einer Decke steckt.«

»Was thut's,« sagte der Franzose, indem er einige Augenblicke nachgedacht. »Um so besser, wenn wir [2-20] die ganze Geschichte der Reaction dann zuschreiben können. Wir erreichen doppelt unsern Zweck dabei.«

Der schlaue Bursche, welcher leicht begriff, nickte mit dem Kopf und zwinkerte mit den gekniffenen Augen voller Pfiffigkeit. Indessen hatte der Franzose ein verschlossenes Portefeuille geöffnet und zog ein Blatt Papier, welches er sorgfältig unter den übrigen verwahrt, daraus hervor.

»Seht,« sagte er zu Wilhelm, »das ist hier der Plan. Rechts liegen die alten Flinten, die wir nicht mögen, hier links stehen die Kisten mit den Zündnadelgewehren. Habt Ihr's Euch gemerkt?«

»Das will ich meinen,« antwortete der Bursche in zuversichtlich keckem Ton.

»Das Zeughaus muß unter jeder Bedingung erstürmt werden. Ihr dringt mit einigen entschlossenen Männern ein, erbrecht die Kisten und nehmt die neuen Gewehre heraus, dann kommt Ihr, sobald Ihr könnt, zu mir.«

»Ich verstehe.«

»Natürlich reinen Mund! Sobald die Gewehre abgeliefert, bekommt Ihr den bedungenen Preis, vorläufig nehmt die Kleinigkeit.«

Grinsend steckte der Bursch die Geldstücke ein, welche der Fremde ihm gab und entfernte sich mit kurzem Gruß. Auf der Treppe blieb er einen Augenblick [2-21] noch stehen, zog das Geld hervor und zählte es auf der flachen Hand, liebäugelnd mit dem nie gesehnen Schatz, dann murmelte er: »Der Schwarze soll erfahren,

ob ich ein Dummkopf bin.« Auf diese Weise arbeiteten die verschiedenartigsten Interessen darauf hin, einen neuen Konflikt herbeizuführen. Auch die demokratische Partei blieb diesem Unternehmen durchaus nicht fern. In ihr war immer mehr die Ueberzeugung herrschend geworden, daß die Regierung nicht ehrlich sei und das Maaß der einmal gewährten Freiheiten zu beschränken suche. Dieses Mißtrauen, welches zum Theil begründet schien, wurde durch die verschiedenen Maßregeln des Ministeriums noch vermehrt. Der edle aber kraftlose Camphausen hatte durch die Verleugnung der Revolution, die Zurückberufung des Prinzen von Preußen und durch den Verfassungsentwurf, welcher vielfach angefeindet wurde, seine Popularität schnell eingebüßt. Noch weniger gelang es später dem Ministerium Auerswald das Vertrauen des Volkes zu gewinnen.

Daß neben den verantwortlichen Ministern in Potsdam eine Hofpartei bestand, welche eine entschiedene Opposition gegen jeden Fortschritt bildete, war längst kein Geheimniß mehr. Die Nationalversammlung selbst, welche aus wunderlichen Elementen zusammengewürfelt war, entsprach eben so wenig den [2-22] hoch gespannten Forderungen der Berliner Demokratie. Sie war in ihrer Majorität Anfangs zu sehr ministeriell gesinnt und deshalb nicht beliebt. Nur einzeln hervorragende Mitglieder der Linken erfreuten sich einiger Popularität.

Alle diese Umstände vereinigten sich, um in der Bevölkerung eine fortwährende Spannung und Aufregung zu erhalten, welche von den Volksführern ausgebeutet ward. Diese selbst waren Nichts weniger, als klar über Zweck und Ziel der Bewegung, welche sie hervorgerufen. Wenn auch die Meisten die Republik als die einzig wünschenswerthe Staatsform anerkannten, so traten nur wenige offen und ehrlich mit dieser Meinung hervor. Ihnen war es mehr darum zu thun, die Wunde stets von Neuem aufzureißen, eine andauernde Aufregung zu unterhalten, die Revolution als permanente Gewalt wirken zu lassen, um vielleicht einen günstigen Augenblick für die Verwirklichung ihrer Pläne zu erhaschen. Sie spekulirten auf den Zufall. Ihr Verfahren glich dem des Lottospielers, der trotz der tausend Nieten auf die Möglichkeit des Haupt-Gewinnes rechnet. Oft getäuscht, wiederholt er seinen Einsatz immer auf's Neue.

In das Berliner Volk selbst war ein unbestimmter Drang gefahren, der ihm keine Ruhe ließ. Das Volk hatte sich mit der Idee der

Demokratie vertraut gemacht [2-23] und die neue Lehre von der Gleichberechtigung Aller zu seinem Schibolet erwählt. Von diesem Evangelium, das ihm täglich verkündet und angepriesen wurde, erwartete es Abhülfe seiner Noth, seines tausendfachen Elends. Es verband mit dem Worte Demokratie, den Begriff der Erlösung und des Glücks, nach dem es vergeblich unter dem alten Staat gerungen. Ihm war *Demokratie* und *Frei* identisch geworden. Eine solche Masse gab den fruchtbarsten Boden für jede Agitation ab und bald waren Straßen-Exzesse, Tumulte an der Tagesordnung.

Da diese Ausbrüche einer unbewußten, mehr nach Instinkt als aus Ueberlegung handelnden Bevölkerung meist der Idee und der planmäßigen Organisation ermangelten, so blieben sie ohne weitere Folgen und brachten keine neue Revolution hervor.

Es fehlte das Genie, welches die Führer der ersten französischen Revolution beseelt. Meist waren die Häupter der Berliner Bewegung schlechte Kopien der großen französischen Originale, ärmliche Industrieritter, welche mit ihrem Vermögen, mit ihrem Charakter, wie mit ihrem Geiste längst bankerott waren.

Aus solchen Elementen konnte höchstens nur der *Putsch* entstehn, dieser Wechselbalg der Revolution.

Die fortdauernden Unruhen ohne bestimmten Zweck fielen mit der Zeit dem besitzenden Bürger zur Last. [2-24] Die Sicherheit des Verkehrs wurde gestört, die Verwerthung des Eigenthums schwer, oft unmöglich gemacht, die Furcht vor dem Kommunismus tauchte immer von Neuem auf. Republik und Theilung des Eigenthums waren zu Begriffen geworden, welche die Wohlhabenderen nicht zu trennen wußten. Hierzu kam die sittliche und moralische Erschlaffung, welche die materielle Richtung der Zeit vorzugsweise in dem Bürgerthum hervorgebracht. Jede Thatkraft war erloschen, die Begeisterung für eine große Idee erstorben. Ruhe um jeden Preis, hieß das Losungswort eines bedeutenden Theils der Berliner Besitzenden. Diese Gesinnungen mußten nothwendiger Weise das Bürgerthum der Reaction in die Arme führen, da es aus Mangel an Energie nicht die Kraft besaß, selbstthätig seinen Willen zu verwirklichen.

Die Regierung wartete den Gang der Ereignisse ruhig ab und ließ die Revolution sich allmälig selbst abnutzen. Die Reaction dagegen suchte die Spaltung zwischen Bürgerthum und Proletariat mit jedem Tage zu vermehren. Agenten der Demokratie, wie der Kontre-Revolution trieben auf gleiche Weise, wie wir eben gesehn, zu

gewaltthätigen Auftritten und Conflikten, welche das reine Gewand der Freiheit mit Blut und Koth besudelten. Unter diesen Verhältnissen wurden fast täglich Volksversammlungen abgehalten, bei welcher [2-25] sich größtentheils das Proletariat aller Klassen betheiligte. Die Redner waren meist die gewohnten Sprecher aus den Klubs, hier und da ein Arbeiter, oder Volksmann, der einiges Rednertalent besaß. Die Sprache war meist die der Leidenschaft.

Unter den Zelten stand die schnell improvisirte Tribune. Das Volk drängte sich wild heran. Arbeiter im blauen oder grünen Kittel, Bürgerwehrmänner in Blouse und Uniform, Studenten in bunten Kappen oder den kecken Kalabreser auf dem Haupte, suchten hier Aufregung und Belehrung, Zerstreuung und Unterhaltung. Hier wurden die Tagesereignisse besprochen, Beschlüsse gefaßt, Deputationen an Minister abgesandt, Sturmpetitionen angeregt und von der leicht bewegten Menge sogleich ausgeführt.

Es herrschte in dieser Versammlung ein buntes, eigenthümlich gefärbtes Leben. Begeisterung und Trivialität, Weisheit und Thorheit wechselten in raschem Fluge ab. Vom Erhabenen zum Lächerlichen war auch hier nur ein Schritt. Die Versammlung hatte alle Fehler und Tugenden der großen Masse. Leicht erregt, entschied sie mehr mit dem Herzen, als mit dem Kopfe. Ohne zu prüfen, folgte sie der Eingebung des Augenblicks. Zur Großmuth geneigt, bedurfte es nur einer Veranlassung, um die angeborene thierische Grausamkeit zu zeigen. Naiv wie ein Kind, enthusiastisch wie [2-26] ein Jüngling, entschlossen wie ein Mann, war sie im nächsten Momente schwach und hinfällig wie ein Greis. Leicht begeistert und dann erhaben in ihrem Aufschwunge, fiel sie in kurzer Zeit von der schwindelnden Höhe ihres Enthusiasmus in die geistloseste Apathie zurück. Liebend wie ein Weib, war sie mit allen Launen des Geschlechts behaftet. Die Lieblinge ihrer Wahl waren nicht die besten Männer, sondern immer die verwegensten. Sie hörte gern auf ihre Schmeicheleien. Ihr gefiel das Aeußere mehr als der innere Werth, sie hielt die Form höher als den Geist. Ihr Urtheil war selten begründet, aber meist richtig. Der Instinkt leitete sie und der unverdorbene Sinn entschied oft mit mehr Geschick und Takt, als eine höhere Auffassung vermocht. Ihre Fehler entsprangen aus dem heißen Blute, nicht aus Verdorbenheit. Doch ihre Tugenden selbst trugen den Stempel der Leidenschaft, eines wilden Enthusiasmus.

So war das Volk beschaffen, welches jetzt horchend um die

Rednerbühne in engeren und weiteren Kreisen stand. Von der Tribune sprach der bekannte Thierarzt Urban, dessen langer Bart fast bis zur Hüfte reichte. Er forderte die Menge auf, ein wachsames Auge für die Schritte der Reaction zu haben. »Aus dem Zeughause werden Waffen heimlich entfernt. Zu welchem Zwecke?« fragte er mit lauter Stimme, »um sie gegen [2-27] Berlin zu verwenden. Von allen Seiten ist die Residenz mit Truppen umstellt. Die Schlinge wird immer enger gezogen, mit welcher man die junge, kaum geborne Freiheit erwürgen will. Sollen wir das dulden?«

»Nein, nein,« rief die Menge, »wir dulden es nicht.«

»Dann müßt Ihr es hindern und durch die That beweisen, daß ihr Männer seid. Holt Euch die Waffen, mit denen man die Reaction bekämpfen muß.«

»Wir werden sie holen,« schrie das ergrimmte Volk.

»Wem gehört das Zeughaus mit seinen Vorräthen?« frug, nachdem Urban unter allgemeinem Beifall zu sprechen aufgehört hatte, der große Agitator, mit seiner Donnerstimme, »Euch und nochmals Euch.«

»Uns« wiederholte laut das Volk.

»Mit Eurem sauer erworbenem Gelde, von dem Schweiße, den man Euch entpreßt, hat die Regierung jene Waffen angeschafft, welche sie Euch böswillig vorenthält. Wer hat die Freiheit erkämpft? Ihr allein, und jetzt weigert man sich, Euch die Waffen anzuvertrauen, um sie zu beschützen. Die Absichten der Regierung sind bekannt, aber Ihr werdet mit Eurer Faust ihr Lügennetz zerreißen.«

»Bravo!« donnerte es aus tausend Kehlen und hundert Hände fuhren zu gleicher Zeit geballt empor.

[2-28] »Ich habe Euch längst gewarnt. Der Verrath, so geheim er auch gehalten wurde, war mir kein Geheimniß mehr, denn ich habe meine Augen überall, wie der Wächter auf der Zinne stehe ich und wache für das Volk.«

»Das ist wahr,« jauchzte die Menge ihrem Lieblinge zu.

»Ich habe schon vor vierzehn Tagen gewußt und auch offen ausgesprochen, daß zwei Compagnien Infanterie jeden Abend das Zeughaus besetzen. Ich sah in der Dunkelheit, wie sich Artilleristen in ihre Mäntel gehüllt, heimlich eingeschlichen haben. Ich wußte, daß die Kanonen mit ihren Mündungen gegen die Straße gerichtet und jede Nacht mit Kartätschen geladen werden, um Euch niederzuschmettern, wenn ihr mit Eueren gerechten Forderungen

naht.«

Das Volk bezweifelte keinen Augenblick die Wahrheit der angegebenen Thatsachen, welche im zuversichtlichsten Tone vorgetragen wurde. Ein Schrei allgemeiner Entrüstung wurde laut.

»Auf, nach dem Zeughause!« brüllte die aufgereizte Menge und begann bereits ihren Entschluß zur Ausführung zu bringen. Der große Agitator, welcher wie die Meisten der damaligen Volksführer mit einer gewissen Vorsicht zu Werke ging und nie direkt zu Gewaltthätigkeiten aufforderte, suchte auch diesmal den von ihm erregten Sturm zu beschwichtigen.

[2-29] »Wir wollen unnützes Blutvergießen sparen und zuerst eine Deputation an den Kriegsminister schicken. Diese soll die Zurückziehung der Truppen aus dem Zeughause und allgemeine Volksbewaffnung fordern. Wer mit meinem Antrage einverstanden ist, hebe seine Hand in die Höhe.«

Tausend Hände flogen empor. Nur wenige Mitglieder der Volksversammlung schienen diesem Beschluß nicht beizustimmen.

Zwei junge Leute, welche dem demokratischen Klubb angehörten, behaupteten gradezu, daß der große Agitator von der Reaction bestochen sei und im Solde einer Partei stehe, welche für den Prinzen von Preußen die öffentliche Meinung zu gewinnen suche. Diese Aeußerung schien den Umstehenden nicht unbegründet. Der Volksmann machte einen bedeutenden Aufwand, sein ungeregeltes Leben war mit großen Ausgaben verbunden. Man erzählte sich bereits öffentlich von einer Zusammenkunft, bei einer bekannten adeligen Dame mit dem Präsidenten des Preußenvereins, der wie bekannt, äußerst reactionairen Tendenzen huldigte.

Außer diesen demokratisch Gesinnten war auch der schwarze Friedel und sein Bruder mit dem friedlichen Gange unzufrieden, welchen die Volksversammlung nahm. Sie rechneten Beide auf einen blutigen Conflikt und hatten sich deshalb eingefunden, um bei der [2-30] allgemeinen Bewegung ihre besonderen Zwecke zu verfolgen.

Noch ein Mann verrieth in seinen Mienen einen Ingrimm über den gefaßten Entschluß. Aus dem blassen, eingefallenen Gesicht sprach ein tiefer Gram. Der wirre Bart, der lange nicht gepflegt, struppig um Kinn und Hals sich zog, gab der ursprünglich sanften Physiognomie einen verwilderten Ausdruck. In den blauen tiefliegenden Augen ruhte ein großer Schmerz. Finstere Falten lagerten, wie Gewitterwolken um die früher freie und offne Stirn.

Sein ganzes Wesen war scheu und zurückhaltend, seine Kleidung augenscheinlich vernachläßigt. Wer hätte unter dieser wüsten gebrochenen Gestalt den kräftigen, biederen Rolf erkannt.

Das Irrenhaus.

Er war es. Seitdem Rolf die Nachricht von dem Tode Marien's erhalten, war diese furchtbare Veränderung mit ihm vorgegangen. An demselben Tage, an welchem die Mutter des armen Kindes begraben worden war, wollte sich der Maschinenbauer, wie er versprochen, Abends wieder zu Marie begeben. Unterwegs traf ihn der Brief, welcher ihm den furchtbaren Entschluß der Verzweifelnden mittheilte. Marie schrieb [2-31] ihm in einfachen, tief gefühlten Worten ihre bittere Lage. Ohne ihm den Namen ihres Verführers zu nennen, theilte sie ihm das Geheimniß ihrer Schuld mit. Sie fühlte sich unwerth an seiner Seite zu leben. Sie verschmähte es, wie ihr angerathen war, einen Ehrenmann zu betrügen und ihre Schande durch Lüge und Hinterlist zu bemänteln. »Mögen Sie mir, lieber Rolf vergeben, wie ich hoffe, daß mir Gott vergeben wird. Mögen Sie ein Weib finden, das Ihrer würdiger ist, als die arme unglückselige Marie.« Mit diesen Worten schloß der Brief.

Während des Lesens schon mußte sich Rolf an die Mauer des benachbarten Hauses halten. Die Buchstaben tanzten vor seinen Augen, die Zeilen wimmelten wie ein Knäul giftiger Schlangen vor seinem entsetzten Blick. Seine Wangen wurden blaß. Die Vorübergehenden schauten ihn verwundert an. Bald schossen die Thränen wild über sein Antlitz nieder, bald knirschte er mit seinen Zähnen vor Ingrimm und Wuth. Dann erhob er sein Haupt trotzig gegen den Himmel und stieß drohende Verwünschungen und Flüche aus. Zuweilen lachte er verwirrt in sich hinein.

Blutige Gedanken schossen glühend durch sein Haupt. In seinem Hirn loderte ein großes rothes Feuer auf, welches tolle Geister wild umsprangen.

Der Raschmacher schwirrte leise heran. Aus seinen [2-32] Schultern wuchsen dünne graue Flügel, wie die einer Fledermaus. Mit seinen langen dürren Fingern warf er Schwefel in die Gluth, welche prasselnd empor fuhr und mit blauem Grabeslicht Rolf's Schädelhöhle füllte. Die Rumpler, das alte, schadenfrohe Weib schürte den Brand mit einer spitzen Eisen-Stange, welche sie

glühend durch seine Stirn stieß.

»Feuer! Feuer!« schrie Rolf.

Die Leute auf der Straße hörten ihn schrein und eilten herbei. Sie fanden einen Mann, der seinen Kopf mit beiden Händen hielt und dessen mit Blut unterlaufene Augen in ihren Höhlen rastlos rollten.

»Wo brennt es?« mochte wohl ein Neugieriger fragen.

»Hier! hier!« brüllte der Maschinenbauer und schlug mit der geballten Faust gegen seinen Kopf. »Da ist das Feuer! Um Himmelswillen löscht.«

»Er ist betrunken,« bemerkte ein wohlgekleideter Herr aus dem Kreise, der sich schnell um den Maschinenbauer versammelt hatte.

»Geht nach Hause, guter Freund,« sagte ein ehrsamer Bürger zu Rolf, »und gebt keine Veranlassung zum Skandal. Wo wohnt Ihr denn, daß man Euch in Eure Wohnung führen kann?«

Einige Straßenjungen jubelten und jauchzten um den vermeintlich Trunkenen. Der Maschinenbauer [2-33] glotzte mit seinen blutigen Augen theilnahmlos seine Umgebung an, welche nach und nach erst die Wahrheit zu ahnen begann.

Rolf war wahnsinnig geworden.

Die Liebe ist in den unteren Schichten der Gesellschaft noch immer jene kräftige Leidenschaft, welche den ganzen Menschen mit ursprünglicher Gewalt erfaßt. Selbstmord und Wahnsinn aus Liebe finden wir hier häufiger als in den höheren Klassen, wo Erziehung, Konvenienz und Sitte die Gewalt der Empfindung abgeschwächt haben. Das Herz hat seine Spannkraft verloren und schlägt matter unter dem Frack, als unter dem Kittel des Arbeiters. Ein gebildeter Geist hat tausend Trostgründe und Zerstreuungen, die ihn eine Leidenschaft überwinden lassen, an welcher der schlichte Mann zu Grunde geht. Die höhere Gesellschaft kann mit ihrem kränkelnden Herzen leben, das Volk stirbt am gebrochenen.

Rolf wurde in die neue Charité gebracht. Dort giebt es eine Abtheilung für Irre. Vierzehn Tage wüthete er in wildem Fieber. Das Feuer brannte fort in seinem Hirn. Die Teufelsfratzen sprangen um die Gluth. Er lag in einer finstern Zelle, welche kein Strahl des Tageslichts traf, aber rothe Flammen zuckten um seine Stirn. Die kalte Douche, welche ihm der behandelnde Arzt verordnete, bestärkte ihn in seinem Wahn.

[2-34] Wenn der Wasserstrahl aus der Höhe auf seinen Schädel eisig niederfiel, lachte er und rief: »So recht! Immer zu! Löscht das Feuer aus, Wasser, mehr Wasser.«

Allmälig legte sich die Fiebergluth und der Kranke hörte auf zu rasen. Er wurde in ein lichteres Zimmer gebracht. Ein wüster Schmerz war in seinem Kopf zurückgeblieben. Er behauptete noch immer, daß das Feuer zwar gelöscht, aber ein schwarzer Brandfleck in seinem Gehirn zurückgeblieben sei, aus welchem immerwährend der graue Rauch emporsteige, der seinen Schädel zu zersprengen drohe. Der berühmte und geschickte Irrenarzt äußerte gegen seinen Assistent:

»Ich fürchte, daß die akute Form in die chronische übergehe und ein fixer Gedanke zurückbleiben wird. Jedenfalls sind Ausschwitzungen im Gehirn vorhanden.«

Der Assistent stimmte pflichtschuldigst dem Ausspruch seines Vorgesetzten bei, obgleich das Leiden des Maschinenbauers nicht in seinem Gehirn, sondern in seinem Herzen zu finden war. Nach und nach gestattete der Arzt Rolf den Genuß der frischen Luft. Er durfte an den Spatziergängen derjenigen Irren theilnehmen, deren Wahnsinn unschädlich schien. Er ging oder wankte vielmehr unter den grünen, schattenreichen Bäumen. Ein Mädchen, welches auf einer Rasenbank saß, erhob sich ehrfurchtsvoll, als er vorüberkam.

[2-35] »Segne mich,« sagte sie, indem sie vor ihm niedersank.

»Wie heißt Du?« frug sie Rolf, dessen Geist noch immer zerrüttet war.

»Marie,« antwortete die Wahnsinnige, »eine reine Jungfrau, auserwählt von dem heiligen Geist.

»Du lügst,« zürnte der Kranke. »Die ist todt, schon viele Jahre liegt sie im Wasser, tief, wo die Fische sind.«

Die Wahnsinnige weinte bitterlich, weil sie seinen Segen nicht empfing. Abwechselnd hielt sie sich bald für die Mutter des Heilands, bald für die größte Sünderin; Rolf ging an ihr vorüber. Der Name Marie, den das blasse Mädchen ihm genannt, hatte einen mächtigen Eindruck in ihm zurückgelassen. Der Rauch, welcher sein Gehirn erfüllte, schien sich zu zertheilen, ein Sonnenstrahl blickte durch den Nebel seines Geistes. Eine Erinnerung an ferne glückliche Zeiten dämmerte in ihm auf. Er mußte weinen und wußte nicht warum.

Eine stille Wehmuth überkam ihn, eine süße Mattigkeit. Er setzte sich unter der Linde auf die Bank. Durch die Blätter säuselte der Wind, auf den Zweigen hüpften die Vögel, eine Grasmücke sang ihr frisches Lied. Die Natur um ihn hauchte ihren Balsam aus und sein krankes Herz fühlte ihre milde heilende Kraft. Doch der Friede, der

ihn umfing, dauerte nicht lange [2-36] an. Ein alter Mann mit grauem verwittertem Gesicht huschte an ihm vorüber. Er ging nicht, er berührte kaum den Boden. Schattenhaft schien er nur in der Luft zu schweben. Seine dürre, abgezehrte Gestalt war mit einem schlotternden, leichten grauen Rock bekleidet, der ihn umfing und die Aehnlichkeit mit einem Schattenbilde nur vermehrte. Unter dem Namen der *graue Schatten* war der Mann in der Irrenanstalt wohl bekannt. Mit einer Hand hielt diese sonderbare Figur sich stets die Nase zu.

»Riechen Sie nichts?« sagte er zu Rolf, neben dem er sich scheu niederließ.

»O ja!« antwortete der Maschinenbauer sanft. »Die Blumen duften. Der Jasmin und die Rosen blühen hier.«

»Fehlgeschossen,« grinste der Wahnsinnige. »Es stinkt ja nicht zum aushalten. Ich will Ihnen etwas sagen,« rief der Kranke, indem er scheu sich umblickte und seinen Kopf dem Ohre Rolf's näher rückte, »aber Sie dürfen mich nicht verrathen. Ich werde Ihnen ein großes Geheimniß anvertrauen. Sie können mir es glauben, Gott ist todt. Er ist gestorben aus Herzeleid über die böse sündige Welt. Darum stinkt es so auf der Erde. Alles verwest und geht in Fäulniß über. Das ist klar. Die Auflösung hat begonnen und mit ihr der Gestank. Die ganze Welt ist ein Todtenhaus. [2-37] Ha! ha! Riechen Sie nicht, wie es stinkt? Aber um Gotteswillen, sagen Sie dem Doktor Nichts davon. Der will den todten Gott wieder lebendig machen mit seiner Medizin. Aber das gelingt ihm nicht. Dort kommt auch Einer, der's nicht glauben will. Fort, fort.«

Der Wahnsinnige wollte sich rasch entfernen, als ein Mann auf ihn mit raschen Schritten zutrat, ihn bei der Hand ergriff und mit gewaltiger Stimme ihm befahl, niederzuknien.

»Ich bin Christus,« rief der neue Ankömmling. »Gottes Sohn. Du lügst, wenn Du sagst, daß ich gestorben bin. Ich bin auferstanden von dem Tode. Rede Ungläubiger.«

»Es stinkt, es stinkt,« schrie der graue Schatten. »Gott ist todt, die Welt verfault.«

Ein junges Weib von außerordentlicher Schönheit nahte sich den Streitenden. Sie trug auf ihren Armen ein Kissen, das sie wie ein Kind tändelnd wiegte. Mit lieblicher Stimme sang sie ein Schlummerlied.

»Sind Sie böse, meine Herren,« sagte sie, indem sie sich anmuthig verneigte; »ich bitte um ein wenig Ruhe für mein armes krankes

Kind. Sie werden einer Mutter gewiß diese Bitte verzeihn.«

»Dein Kind ist nicht krank, es ist ja längst gestorben,« sagte der graue Schatten, »es ist verfault.«

[2-38] »Todt!« schrie die Frau mit herzzerschneidendem Tone. »Todt, wirklich todt?« Und drückte das Kissen mit Inbrunst an ihr Herz. Heiße Thränen schossen aus ihren Augen. Jeder Zug, jede Miene drückte den wahren Schmerz einer liebenden Mutter aus.

Rolf suchte sie zu trösten, gerührt durch ihr Leid.

»Sie halten ja ein Kissen in der Hand und kein Kind, bemerkte er gutmüthig.«

Die Kranke schaute ihn verwundert an, dann drehte sie ihm verächtlich den Rücken, indem sie sagte: »Sie sind ein Toller, der in die Zwangsjacke gesteckt werden muß,« und auf's Neue begann sie um ihr todtes Kind zu weinen.

Auch die neuesten politischen Ereignisse hatten eine Anzahl Wahnsinniger in die Charité geliefert. Ein junger Mann trat auf Rolf zu und drückte seine Hand.

»Morgen,« flüsterte er geheimnißvoll. »Es geht los. Auf den Barrikaden sehen wir uns wieder. Tod den Tyrannen.«

»Schießen Sie nicht,« wimmerte ein Weib dazwischen. »Ich halte das Schießen nicht mehr aus. Es hat meinen Kopf zersprengt. Sehen Sie nicht, wie das Gehirn und Blut herumspritzt.«

Ein Kaufmann, der in Aktien spekulirt und durch die Revolution sein Vermögen zum größten Theil ver[2-39]loren hatte, lief fortwährend mit Papieren in der Hand umher, welche er den Wahnsinnigen anbot. Wurden sie angenommen, so freute er sich und jubelte, schlug sie Jemand aus, so verfiel er in tiefe Schwermuth.

Alle diese Gestalten, welche an Rolf vorübergaukelten, und deren Wahnsinn der Maschinenbauer wohl erkannt, trugen dazu bei, daß er seinen eigenen Zustand zu begreifen anfing. Allmälig kehrte die Erinnerung der Vergangenheit in seine Seele wieder. Er wußte, daß Marie sich das Leben genommen. Seine Trauer um sie ging mit der Zeit in eine wilde Erbitterung gegen ihren Verführer über. Diesen zu entdecken und zur Rechenschaft zu ziehn, dünkte ihm die einzige Aufgabe seines Lebens. Aus diesem Grunde sehnte er sich die Krankenanstalt zu verlassen, obgleich der Arzt ihn noch immer nicht für vollständig geheilt erklären wollte. Täglich ging er den Doktor deshalb an, der ihn zu vertrösten suchte. Der Gedanke, Rache an dem Unbekannten zu nehmen, der ihm die Liebe Marien's

gestohlen und das arme Mädchen schändlich verlassen hatte, war für Rolf zur fixen Idee geworden, die ihn nicht ruh'n und rasten ließ. Je klarer er über seinen Zustand wurde, desto mehr sonderte er sich von den Wahnsinnigen ab. Ihm graute vor seiner Umgebung. Gewöhnlich suchte er ein einsames Plätzchen auf, eine dunkle Laube, wo er ungestört seinen Gedan[2-40]ken nachhängen konnte. Bereits begann er auf Mittel und Wege zu denken, um sich heimlich aus der Charité zu entfernen. Seine Ungeduld wuchs mit jedem Tage. Die politischen Nachrichten, welche er von den Wärtern empfing, vermehrten seine Sehnsucht nach der Außenwelt. Dann und wann war es ihm sogar gestattet, einen Blick in die Zeitungen zu werfen, die von den Aufsehern gehalten wurden.

Von den Wahnsinnigen sah und sprach er nur den grauen Schatten, der noch immer die Verwesung roch. Bis auf diese einzige fixe Idee fand er in ihm einen klugen, lebenserfahrenen Mann. Große Leiden, ein trauriges Schicksal hatten seinen Verstand getrübt, doch beobachtete er über die Vergangenheit selbst gegen Rolf, für den er eine innige Neigung gefaßt zu haben schien, ein hartnäckiges Schweigen. Er mußte viel gelitten haben.

Auch dieser Kranke sehnte sich aus der Charité heraus. Mit der eigenthümlichen Schlauheit der Wahnsinnigen, hatte er schon einigemal versucht, seinem unfreiwilligen Aufenthalt zu entkommen, doch wurde er durch die Aufmerksamkeit der geübten Wärter stets an seiner Flucht gehindert.

»Ich muß wieder nachsehn, wie weit die Welt schon verwest ist,« sagte er eines Tages zu Rolf. »Hier stinkt es, nicht zum Aushalten. Vielleicht ist draußen [2-41] doch ein Plätzchen, das noch nicht von Fäulniß angegriffen ist.«

»Ich halt' es auch nicht länger hier aus,« antwortete der Maschinenbauer.

»Wissen Sie was,« meinte der graue Schatten mit pfiffiger Miene, »wir müssen fliehen.«

»Aber auf welche Weise?«

Der graue Schatten sann einige Augenblicke nach. »Ich habe es,« sagte er nachdem er nachgedacht. »Nachmittag legen sich unsere Wärter zur Ruh. Wir nehmen ihre Jacken und Schürzen und ziehen sie an. Die Schildwache, die uns nicht kennt, läßt uns ruhig vorbei, und fragt sie uns, so sagen wir ihr, wir müssen Eis holen für die Wüthenden. Die Schildwachen sind alle dumme Teufel,« kicherte der Wahnsinnige, erfreut über seine eigene List.

Rolf zollte diesem Plan seinen Beifall. Der nächste Tag wurde bereits zur Ausführung bestimmt. Während die Wärter ihre Mittagsruhe, ermüdet von der Nachtwache hielten, schlich sich der graue Schatten leise auf den Zehen in das Zimmer, wo die abgelegten Jacken und Schürzen hingen. Rasch kleidete er sich mit Rolf um. Dann ergriff jeder einen Eimer, der zum Tragen des Eises diente und den der Wahnsinnige, welcher mit jedem Winkel der Charité durch seinen längeren Aufenthalt bekannt war, ausfindig gemacht [2-42] hatte. In diesem Aufzuge schritten sie beherzt an dem Portier vorbei, der in seiner Loge, während der großen Hitze, eingeschlummert war und unterdeß seinen Pförtnerdienst durch einen kleinen Knaben versehen ließ. Dieser öffnete das Thor den vermeinten Wärtern ohne Widerstand. Die Schildwache, welche im Schatten der Mauer auf und niederging, fühlte keine Veranlassung, die Flüchtlinge aufzuhalten.

Sie waren frei.

So lange sie sich noch in der Nähe der Charité befanden, gingen sie mit schnellen Schritten. Erst später zögerten sie und überlegten, wohin sie sich in diesem Aufzuge wenden sollten. Beide waren ohne Geld und mußten befürchten, verfolgt und erkannt zu werden, obgleich die Polizei in dieser Zeit lässiger als je ihr Amt versah und oft gezwungen wurde, beide Augen zuzudrücken. Der graue Schatten schlug deshalb dem Maschinenbauer vor, sich von ihm zu trennen, um auf diese Weise jeden Verdacht zu vermeiden. Rolf willigte nach einigem Widerstreben ein und nahm von seinem neuen Freunde zärtlichen Abschied, nachdem er ihn wiederzusehn versprochen hatte. Allein suchte Rolf seine alte Wohnung auf. Die gute Frau, bei welcher er gegen einen billigen Zins eingemiethet war, schlug verwundert wegen seiner Wiederkehr und seines verstörten Aussehns willen die Hände über dem Kopfe [2-13] zusammen. Sie hatte ihn schon verloren gegeben und seine Zurückkunft kaum erwartet. Aus ihrem Munde erfuhr er, daß ein feiner junger Herr, wahrscheinlich Dörner, öfter dagewesen und über das Verschwinden Rolfs sich ebenso untröstlich, wie sie selbst gezeigt. Der Maschinenbauer hörte theilnahmlos das Geschwätz der guten Alten an, dann steckte er einiges Geld, das er sich erspart, zu sich und verließ das Haus. Zunächst suchte er Mariens Wohnung auf, um einige Erkundigungen einzuziehen. Fremde Menschen traten ihm in den bekannten und vertrauten Räumen theilnamlos entgegen. Sie erinnerten sich dunkel gehört zu haben, daß eine

Wittwe mit ihrer Tochter das Stübchen vor ihnen bewohnt. Die Mutter hieß es, sei gestorben, die Tochter habe sich in die Spree gestürzt. Nicht mehr erfuhr Rolf von der guten Wäscherin, der Frau Werth, welche er bei ihrer mühseligen Arbeit traf. Die alte Frau weinte bitterlich, als sie von dem Schicksale Mariens mit dem Maschinenbauer sprach. Sie erzählte ihm, daß Marie in einem Zettel ihr die kleinen Habseligkeiten, welche das arme Kind besaß, ausdrücklich vermacht hatte.

»Gott schenke ihr den ewigen Frieden und verzeihe ihr die Sünde, die sie gethan,« betete die gute Frau mit gefalteten Händen.

Von dem Verführer wußte Frau Werth eben so [2-44] wenig, wie die ganze Nachbarschaft, mit Ausnahme des Raschmachers, den Rolf zwar auch aufsuchte, der aber aus guten Gründen den Namen des Legationssekretairs ihm verschwieg.

Alle Erkundigungen waren daher fruchtlos, aber Rolf gab seine Hoffnung immer noch nicht auf. So viel glaubte er mit Gewißheit aus den unbestimmten Reden und Gerüchten schließen zu dürfen, daß der Verbrecher den vornehmeren Ständen angehöre.

Die Rache, nach welcher er dürstete und die keinen bestimmten Gegenstand fand, versetzte ihn in einen eigenthümlichen Grimm. Sein Haß nahm eine allgemeine Richtung an und galt allen Vornehmen, allen Reichen. Die socialen Lehren, welche er von früher her kannte und beherzigte, vermehrten seinen Wunsch, sich an einer Gesellschaft zu rächen, welche ihn in seinen heiligsten Interessen verletzt und des einzigen Gutes beraubt, das er besaß und sein nennen durfte. Das Leben hatte keinen Werth für ihn, nur der Haß und die Rache knüpften ihn daran.

Von nun an suchte er in fortwährender Aufregung Theil zu nehmen an den Kämpfen, welche, wie er glaubte, die Besitzlosen gegen die Besitzenden bis zur Vernichtung führen müßten. Mit Leidenschaft stürzte er sich in das politische Treiben des Augenblicks und [2-45] bald galt er für einen der entschlossensten Vorkämpfer des Proletariats.

Der Zeughaussturm.

In dieser Stimmung befand sich Rolf bei der Volksversammlung. Er wollte sobald als möglich einen neuen Konflikt, eine zweite Revolution, welche nach seiner Meinung von Grund aus das Bestehende umstürzen müsse.

Die Guillotine sah er für den Racheengel an, der die Sünden der Vornehmen mit seinem Beile zu strafen kam. Deshalb war er mit dem Beschluß der Volksversammlung unzufrieden.

»Wozu eine Deputation?« rief er zu den Nahestehenden heftig. »Es ist genug gesprochen worden, wir müssen handeln. Zeigt, daß Ihr Männer seid, deren sich die Todten im Friedrichshaine nicht zu schämen brauchen.«

»Er hat Recht,« rief Friedel, der den Aufstand unter jeder Bedingung hervorrufen wollte.

»Sollen nur die Reichen Waffen tragen?« frug Rolf bitter. »Wir wollen keine neue Privilegien mehr für die, welche ohnedies schon Alles besitzen.«

Trotz dieser Einsprache wurde die Deputation erwählt und abgeschickt.

[2-46] Unter der Menge befand sich ein Mann. Ein großer breitkrämpiger Hut beschattete zum Theil sein Angesicht, das er wohl zu verbergen Grund haben mochte. Er ging oder schlich vielmehr zwischen den verschiedenen Gruppen und horchte mit gespanntem Ohr, dann und wann zog er ein Blatt Papier hervor und schrieb mit Bleistift eine kurze Notiz darauf. Sein ganzes Wesen hatte etwas Spähendes, Lauerndes an sich, so daß man ihn leicht für einen Spion halten konnte. Man irrte sich auch nicht, wenn man dieser Vermuthung Raum gab. Der Mann war kein anderer, als der uns wohlbekannte Raschmacher. Zwar glaubte er sich unbemerkt, aber ein scharfes Auge hatte ihn entdeckt. Dem jungen Burschen, welcher Friedels Bruder war, entging der fromme Mann trotz seiner Verkleidung nicht. Wilhelm war, wie wir gesehen, in seiner Art ein guter Demokrat und wenn auch er, wie Friedel seine Dienste sich bezahlen ließ, so verkaufte er seine Gesinnungen nicht, wie der Bruder um Geld an die entgegengesetzte Partei. Das Treiben des Raschmacher war ihm verhaßt, die Gelegenheit günstig, ihn der Volksjustiz zu überliefern, doch wollte er dabei den eigenen Verwandten schonen.

»Ein Spion, ein Spion,« rief er laut.

»Wo denn? Was denn?« schrie die Menge aufmerksam.

[2-47] »Dort steht er, der Mann mit dem schwarzen Hut. Ich habe gesehn, wie er etwas nieder geschrieben hat. Er muß ein geheimer Denunciante sein.«

So unbestimmt und unsicher die Anklage Wilhelms klang, so hatte sie doch den gewünschten Erfolg. Die Umstehenden umgaben

schreiend und tobend den geängstigten Raschmacher, der vergebens seine Unschuld betheuerte. Einige handfeste Männer hatten ihn beim Rockkragen gefaßt, der muthwillige Bursche ihm den Hut vom Kopfe geschlagen.

»Haut die Kanaille todt,« schallte es von allen Seiten. Das Volk war im Begriffe dieser Aufforderung summarisch nachzukommen.

»Meine Herren, meine Herren, ich bin unschuldig, ich bin ein guter Demokrat. Um Christi Willen beflecken Sie nicht mit dem Blute des Gerechten Ihre Hand.

Du sollst nicht tödten, also steht's geschrieben
Und deinen Bruder, wie dich selber lieben.

»Ein Pietist, ein Lämmelbruder,« schrie die Menge, »schlagt ihn nieder.«

Der Raschmacher stand da ein Bild des Jammers. Hut und Perüque waren ihm entfallen, sein Schädel war nackt und glatt, nur hinter den Ohren und am Hinterkopfe spärlich mit rothem Haar besetzt. Ueber seinem Gesicht lag Todesblässe ausgebreitet, selbst die [2-48] Spitze seiner Kupfernase hatte sich in Bleiglanz umgewandelt, seine Lippen bebten, seine Glieder schlotterten. Rastlos spähten die kleinen Augen scheu im Kreise nach einem Bekannten oder Freund. Rings umher grinsten ihn nur wilde drohende Gestalten an. So weit er sah waren die Fäuste und Stöcke gegen ihn geschwungen, keine Hülfe, kein Ausweg bot sich zum Entschlüpfen dar. Immer tobender und wilder drang die Menge auf ihn ein; Todesfurcht überschlich ihn und erstarrte das Blut in seinen Adern. Der Angstschweiß brach auf seiner Stirn hervor, seine Zähne klapperten vor Furcht an einander. Er wollte sprechen, aber der Schreck schnürte ihm die Kehle zu. Er war verloren, wenn nicht Hülfe kam.

»He da!« schrie Rolf, der sich mit Mühe durch die Menge drängte. »Was giebt es hier?«

»Ein Spion!« heulte das Volk, »schlagt ihn todt, schlagt ihn todt!«

Rolf warf einen Blick auf die jammervolle Gestalt, er erkannte den Raschmacher, der mitleidsflehend zu ihm emporschaute.

»Ich will dich retten,« sagte der Maschinenbauer zu dem Verlorenen, in leisem Tone, »wenn du mir den Namen ihres Verführers nennt.«

»Baron von Kronheim,« flästerte der Raschmacher ihm schnell ins Ohr.

[2-49] »Laßt den Mann los,« rief Rolf der Menge zu. »Ich bürge für ihn. Er ist ein ächter Demokrat.«

Die Menge gehorchte, wenn auch murrend. Rolf genoß ein großes Ansehn in jüngster Zeit und sein Wort wurde von Allen respektirt. Der Raschmacher verschwand spurlos wie ein Gespenst. Als der Maschinenbauer noch nähere Erkundigungen einziehen wollte, war er nicht mehr zu sehn.

Unterdeß war die Deputation zurückgekehrt. Der Kriegsminister hatte wie gewöhnlich eine ausweichende, unbefriedigende Antwort ertheilt, die statt zu beruhigen, die Gemüther nur empörte.

Die aufgeregte Menge zog von der Volksversammlung in die Stadt. Am Kastanienwäldchen, nahe am Zeughause, war eine Compagnie der Bürgerwehr aufgestellt. Ihr Anblick vermehrte die Erbitterung. Das Volk verhöhnte die bewaffnete Macht und einzelne verwegene Männer griffen die Compagnie mit Steinwürfen an. Anfangs ertrug die Bürgerwehr diese Beschimpfungen und setzte allen Angriffen eine anerkennenswerthe Ruhe entgegen. Endlich jedoch wurde der Führer der Compagnie ungeduldig und kommandirte Feuer. Sechs Mann schossen zwei Salven ab. Die Masse wich erschreckt zurück. Drei Todte blieben auf dem Platz, unter ihnen lag schwer verwundet der [2-50] schwarze Friedel. Eine Kugel hatte ihm die Brust durchbohrt.

»Ich muß sterben!« sagte er mit schwacher Stimme zu seinem Bruder, der neben ihm nieder gekniet war, und mit seinem Tuche das schwarze Blut zu stillen suchte. »Dort stehen meine Mörder. Räche mich!«

»Rache! Rache!« schrie der junge Bursche. Das Volk wiederholte tobend seinen Ruf.

»Grüße die Mutter — mein Weib — die Kinder. Sorge für sie. Im Tuche steckt das Geld auf dem bloßen Leibe — das verfluchte Geld.« —

Ein Blutstrom hinderte den Sterbenden weiter zu sprechen. Noch einmal suchte der schwarze Friedel, aber vergebens, sich aufzurichten. Ein krampfhaftes Zucken überflog seine Glieder. Seine Kinnladen waren fest geschlossen. Von den rollenden Augen war nur das Weiße zu sehn. Er that noch einen tiefen Seufzer, dann beugte sich der große kräftige Körper im letzten Todeskampf. Er war nicht mehr. Schluchzend stürzte Wilhelm über die Leiche. Die Wuth des Volkes stieg bei diesem erschütternden Schauspiel zur vollen Raserei.

Jetzt tauchte man Tücher in das Blut des Gefallenen und befestigte sie an Stangen, welche als Fahnen durch die Straßen getragen wurden, um die ganze Stadt zum Aufstande aufzufordern. Die Wohnung [2-51] des Kaufmann Benda, von dem man fälschlich glaubte, daß er den Befehl zum Schießen ertheilt, wurde von der erbitterten Menge gestürmt und demolirt.

Alles drängte sich und flüchtete. Läden und Häuser wurden geschlossen. Der ruhige Bürger fürchtete eine Nacht, bedeutungsvoller und schrecklicher, als die im März.

Auf's Neue strömten die Massen dem Zeughause zu. Auf dem Postamente, welches die erbeutete Kanone trägt, stand Rolf und feuerte das erbitterte Volk zum Sturme an.

»Laßt Euch nicht wehrlos morden. Holt Euch Waffen, auf nach dem Zeughause!«

»Nach dem Zeughause,« schrie das Volk, das sich immer in größerer Menge sammelte. Wilde Gestalten nahten mit Fackeln. Die rothe Gluth beleuchtete die wuthverzerrten Mienen. Ein Weib trug kühn eine große rothe Fahne in der Hand. Ihr Auge flammte, ihre langen Haare wogten fesselfrei über ihre weiße Schultern nieder. Ihr flatterndes Gewand war von einem rothen Gurt umschlungen.

»Mir nach, wenn Ihr Muth habt,« schrie die Frau, schön wie eine Amazone von der Fackeln Glut bestrahlt. Es war Lucie.

»Ihr nach,« rief Rolf. »Laßt Euch nicht von einem Weibe beschämen.«

[2-52] Das Volk stürmte jauchzend mit der schönen Führerin.

Einige Compagnien Bürgerwehr waren zwar zum Schutz des Gebäudes aufgestellt, aber sie lösten sich allmälig auf.

»Ich werde nicht schießen,« sagte Herr Adolphus Hirsch, der bereits erfahren hatte, daß die Menge das Haus seines Freundes Benda demolirt und für seine Wohnung ein gleiches Schicksal fürchtete. »Ich liebe das Volk. Es sind doch unsre Brüder, meine Herren.«

»Schöne Brüder!« murrte ein Hofbürstenfabrikant, der in seiner Nähe stand.

»Gott, machen Sie sich und uns nicht unglücklich, Herr Meißner,« flehte ängstlich der Banquier. »Thuen Sie, wie ich und binden Sie ein weißes Schnupftuch um das Bajonnett, damit das Volk unsren guten Willen sieht.«

Dieser Rath fand allgemeinen Anklang in der Compagnie des Herrn Adolphus Hirsch.

Die Bürgerwehr zog, nachdem sie auf diese Weise erklärt, daß sie gegen das Volk die Waffen nicht gebrauchen wollte, ungehindert ab.

Das Zeughaus war von Außen entblößt, nur eine schwache Besatzung befand sich in den inneren Räumen desselben unter dem Befehle des Hauptmanns von Natzmer.

[2-53] Man verlangte den Abzug des Militairs. Die Menge schrie und tobte grenzenlos und drohte zu dem Aeußersten zu schreiten. Vierzigtausend Menschen hatten die eine fixe Idee: Entfernung der Soldaten.

Einige handfeste Bursche holten Balken von einem benachbarten Bauplatze herbei, mit welchen sie die festen Thüren einzurennen versuchten. Die Eichenpforten hielten Stand. Dumpf, wie ferner Kanonendonner dröhnten die Schläge, welche sich in immer kürzeren Pausen wiederholten, durch die Nacht. Gespenstisch, wie ein lebendiges vielbeiniges Ungethüm schwankte der Hebebaum heran und stürzte sich mit stets erneuter Wuth gegen die feste Thür, daß die eisernen Banden krachten und das Gebäude in seinem Grunde zu zittern schien. Das Holz splitterte rings umher, aber die Pforte öffnete sich nicht. Erst wiederholter Anstrengung gelang das Werk. Zertrümmert gähnte der Eingang, durch welchen der wilde Menschenknäul sich wälzte. Hauptmann von Natzmer verließ seinen Posten, verführt durch ein unwahrscheinliches Gerücht. Unaufhaltsam drang das Volk jetzt erst in die Säle ein, wo Waffen für eine Armee aufgespeichert waren. Hier griff ein Arbeiter nach einer Büchse, ein Student nach einem Säbel, ein Knabe nach einer Muskete, die er kaum erschleppen konnte. Ein fliegender Buchhändler in der knappen Blouse tauschte seine [2-54] zerfetzte Mütze gegen einen prachtvollen Stahlhelm ein. Frauen trugen, in ihren Schürzen, Spitzkugeln und Munition davon. Lucie hielt zwei Reiterpistolen in ihrer Hand.

Das Volk waffnete sich bis an die Zähne. Aber noch schrecklichere Elemente waren in dieser Nacht erwacht. Männer und Frauen in Lumpen gehüllt, mit verdächtigen Physiognomien irrten beim rothen Scheine der Pechfakeln zwischen den aufgestellten Waffen mit gierigen Blicken umher und spähten nach Kostbarkeiten und Schätzen, welche sie hier verborgen glaubten. Mit dem Beile in der Hand brachen sie die Deckel der Kisten auf und suchten Geld, wo sie nur Blei fanden. Auch dieses wurde von ihnen fortgeschleppt. Gewehre mit Silber oder Elfenbein ausgelegt,

Meisterstücke der Vergangenheit, reizten ihre Begier. Es wurde geplündert und geraubt. Der gemeine Diebstahl war mit dem Volke eingedrungen und hatte das Andenken dieser Nacht geschändet. Die kostbarsten Trophäen, die Siegeszeichen der Nation, wurden mit Füßen getreten, zertrümmert und zerrissen, verzettelt und verkauft. Unter den Plündernden befand sich Friedels Bruder. Er hatte die Leiche verlassen, um an dem Sturme ferner Theil zu nehmen. Rache und Gewinnlust trieben ihn zugleich. Sein Schmerz um den Todten war kurz, aber heftig. Jetzt suchte er beim Fackelschein die be[2-55]zeichnete Kiste. Einige Schläge mit dem Beile reichten hin, den Deckel zu sprengen. Da lagen die eingepackten Zündnadelgewehre vor seinen Blicken. Er griff nach dem ersten besten, eilte damit heraus und fort zu Saulier.

Das Volk setzte bis um Mitternacht die Plünderung fort. Erst der Trommelschlag einiger anrückenden Compagnien Militairs bewirkte die Räumung des Hauses. Das laute Toben war verstummt, Alles still wie zuvor. Der Mond beleuchtete das einsame, verlassene Gebäude, welches noch vor wenigen Stunden die Scene der wildesten Verwirrung war. Sein bleiches Licht fiel auf die herrlichen Masken der sterbenden Krieger von Schlütter in Stein gehauen, die düster grollend niederschauten.

Die Deputirten.

An demselben Abende hatten sich einige bekannte Deputirte in der Wohnung des Obertribunalraths versammelt. Es waren die Häupter der verschiedenen Fractionen, aus denen die linke Seite der Nationalversammlung zur Zeit bestand. Wir finden hier jenen lebensvollen beweglichen Kaplan, der an die galanten Abbés vor der Revolution erinnerte, den Führer des [2-56] linken Centrums, ebenso gewandt auf der Tribüne, als in den Salons der schönen Welt, den rheinischen Arzt, dessen organisatorisches Talent von seiner Partei gepriesen ward. Auch sein Königsberger Kollege, berühmt durch einige kleine, aber bedeutende Flugschriften, durfte hier nicht fehlen. Mehrere Juristen, darunter der Staatsanwalt, der durch eine Abhandlung über den Werth der Jurisprudenz als Wissenschaft seinen Ruf begründet hatte, traten der Versammlung bei. Einige schlesische Deputirte, welche vorzugsweise als die Stützen der linken Seite betrachtet wurden, kamen noch später an. Unter diesen befand sich unser Freund, der bereits bekannte Doktor Dörner. Er

war auf die Empfehlung der Berliner Demokraten in Schlesien zum Volksvertreter gewählt worden. Sein großes Talent, seine unermüdliche Thätigkeit, verbunden mit der höchsten Bescheidenheit, hatten ihm in kurzer Zeit eine bedeutende Stellung, sowohl innerhalb der Partei, als nach Außen hin verschafft. Er hatte bis jetzt nur selten, aber stets mit dem größten Erfolge gesprochen und selbst seine politischen Gegner konnten ihm eine hohe Achtung nicht versagen. Die hervorragendste Erscheinung unter diesen Männer, welche sich hier zur gemeinschaftlichen Besprechung eingefunden, war der Wirth des Hauses, der geheime Obertribunalrath selbst. Sein graues Haupt flößte Ehrfurcht ein. Die strengen charakteristi[2-57]schen Züge verriethen einen hohen Ernst, eine republikanische Festigkeit. In seinen Augen glühte eine tiefe Schwärmerei. Seine Sprache war im Beginnen der Rede meist monoton, aber im fernern Verlaufe erhielt sie eine wunderbare Kraft, eine hinreißende Innigkeit und steigerte sich zum höchsten Schwunge der Beredtsamkeit. Dann wuchs die ganze Gestalt, das strenge Gesicht röthete sich glühend in jugendlichem Feuer. Vor der Märzrevolution schon hatte dieser hochgestellte Beamte in Westphalen, wo er angestellt war, die Lage der ländlichen Bevölkerung vorzugsweise zu verbessern gesucht und dort den ehrenvollen Beinamen »des Bauernkönigs« aus dem Munde des Volkes erhalten. Als königlicher Beamter strebte er nie nach der Gunst der Machthaber. In ihm lebte das unerschütterliche und unabhängige Rechtsgefühl, welches den preußischen Richterstand einst beseelt und das einzige und stärkste Bollwerk gegen die Willkür des absoluten Regiments war. Die Behauptung, daß er als eifriger Katholik der protestantischen Regierung gegenüber feindlich gesinnt sei und unter der demokratischen Opposition geheime, ultramontane Zwecke verfolge, erwies sich bei näherer Betrachtung als eine nicht gerechtfertigte Verläumdung. Sein Ehrgeiz, der ihm ebenfalls von seinen Gegnern zum Vorwurf gemacht worden ist, beschränkte sich darauf, mit allen ihm zu Gebote stehenden [2-58] Mitteln das Prinzip der Demokratie zu verwirklichen. Selbst Beamter, haßte er die Büreaukratie, welche er für den Krebsschaden eines freien Volkes hielt. Durch die Erfahrung belehrt, war er der Regierung gegenüber mißtrauisch. Sein Temperament litt an einer großen Reizbarkeit. Er ließ sich oft zu heftigen Ausbrüchen verleiten, zu einer jugendlichen Hitze und Uebereilung, welche wunderbar mit seinem Alter kontrastirte.

Seiner Ueberzeugung war er stets bereit, seinen Rang, sein Vermögen, das Glück seines Lebens aufzuopfern. Er hatte in seinem Charakter etwas Antikes, das an die besten Zeiten der römischen Republik erinnerte.

Die Parteiversammlung, welche sich bei dem Obertribunalrath eingefunden hatte, bezweckte eine Vereinigung der verschiedenen Fraktionen der Linken zum gemeinschaftlichen Handeln. Der *Verfassungs-Entwurf*, welchen das Ministerium Camphausen vorgelegt, hatte selbst im rechten Centrum gerechte Mißbilligung erregt. Die erste Kammer mit ihrem Census von acht Tausend Thalern, war von allen Parteien mit gleicher Entrüstung aufgenommen worden.

Der Obertribunalrath begrüßte seine Gäste und wies auf die Nothwendigkeit hin, durch Einigkeit der von allen Seiten drohenden Reaction zu begegnen. »Ein Ministerium,« sagte er, »muß in einer Revolution *handeln*; das Ministerium Camphausen hat [2-59] *Nichts* gethan; was es gethan, wäre besser unterblieben. Es wollte transigiren, so viel erhalten, als irgend thunlich, während doch nothwendig war, Alles neu im Geiste des Volkes zu gestalten. Ich habe in diesem Sinne mein Mandat stets aufgefaßt; darnach werde ich handeln; zehnmal geschlagen, wird Vernunft und Wahrheit dennoch siegen. Mein Antrag ist darauf gerichtet, das Land zu beruhigen, welches durch den von dem Ministerium vorgelegten Verfassungs-Entwurf geradezu beleidigt war.«

»Man muß dieses schändliche Machwerk ganz beseitigen,« rief der rheinische Arzt mit rücksichtsloser Entschiedenheit.

»Das ist nicht möglich!« antwortete der Redner. »Wir können nicht den Entwurf verwerfen, ohne ihn zu prüfen und das hieße seine Berechtigung anerkennen. Es bleibt nichts übrig, als ihn an eine Kommission zu verweisen, wo er wie alle übrigen Petitionen und Anträge behandelt wird.«

»Dann wird das Ministerium zurücktreten,« rief der Staatsanwalt.

»Um so besser,« bemerkte der Führer des linken Centrums, der sich wohlgefällig auf dem grünen gepolsterten Lehnstuhl wiegte, und von Zeit zu Zeit einen Blick nach dem gegenüberstehenden Trümeau warf, aus welchem seine schöne männliche Gestalt, die selbst in den [2-60] aristokratischen Damenkreisen Bewunderung erregte, ihm entgegenlächelte. Er sah im Geiste sich bereits mit dem Ministerportefeuille betraut.

Die Versammlung erklärte sich mit dem Antrage ihres berühmten

Wirthes einverstanden und jeder Einzelne sagte ihm seine Unterstützung zu.

Ein schlesischer Deputirte, der äußersten Linken angehörig, brachte den Adreß-Entwurf nunmehr zur Sprache.

»Ich halte jede Adresse für unnöthige Zeitverschwendung,« bemerkte er mit scharfem Ton. »Wir wissen Alle, daß diese parlamentarische Form nichtssagend und unbedeutend ist. Man spielt ein Vexierspiel, und uns geziemet es am wenigsten, mit Phrasendrechseln unsere Zeit zu vergeuden.«

»Ich halte doch eine Adresse für nothwendig,« sagte der Kaplan, welcher nach seiner Gewohnheit die goldene Brille, die er trug, bevor er sprach, mit einem raschen Ruck in die Höhe schnellte. »Die parlamentarischen Formen, meine Herren, müssen wir berücksichtigen. Jedes Ministerium wird eine Adresse zur Kabinetsfrage machen.«

»Hören Sie den künftigen Minister?« fragte der schlesische Deputirte mit malitiösem Lächeln seinen Nebenmann.

»Wie kann man daraus eine Kabinetsfrage [2-61] machen?« frug der Obertribunalsrath sich ereifernd. »Warum hat man uns nicht die organischen Gesetze vorgelegt. Keine Gemeinde-Ordnung, kein Gesetz über die Feudallasten, diese *Schmach* des Jahrhunderts, welche unsere besten Provinzen aussaugen? Die Patow'sche Denkschrift kann hier in keiner Weise genügen. Eins glaube ich versprechen zu können, diejenigen Gesetze, welche uns das Ministerium nicht vorlegt, werden wir ihm vorlegen. Ich bin also ruhig über die Zukunft: denn wir Alle wollen, daß die Revolution nun ihre Früchte trage.«

Der Gegenstand schien erledigt, da der Kaplan seinen Widerspruch aufgegeben hatte. Die Oppositionslust war in ihm bereits zu einer Art Leidenschaft geworden, und häufig kehrte sich dieselbe gegen die eigene Partei, welche ihn deshalb für schwankend und unzuverläßig hielt. Auch er wurde der Portefeuille-Jägerei, wie viele seiner Freunde aus dem Centrum angeklagt.

Die Nationalversammlung begann allmälig ihren ministeriellen Charakter zu verlieren. Viele unzeitige Maßregeln der Regierung hatten dazu beigetragen, die Reihen der Opposition zu verstärken. In demselben Maaße, als sie nach der linken Seite sich zuneigte, wuchsen die Sympathien des Volkes für dieselbe. Nichts desto weniger war ihre Stellung eine höchst be[2-62]denkliche. Aus

Urwahlen während einer Zeit hervorgegangen, welche von den Schwingungen der Revolution noch zitterte, bot sie ein wunderbares Gemisch der verschiedensten Personen und Interessen dar. Neben bedeutenden Intelligenzen, die sich ihr keineswegs gänzlich abstreiten lassen, saßen die Kiolbassas und Nennstiels, kaum des Lesens und Schreibens kundig. Die höheren Geister der Nation hatten das Volk mit einem wunderbaren Instinkte nach Frankfurt geschickt, für Berlin meist die Vertreter seiner Sonderinteressen gewählt. Durch diese Maßregel waren die besten Kräfte gelähmt, ein Zwiespalt von vornherein angeregt. Eine Doppellast ruhte auf den Schultern der preußischen Nationalversammlung, die politische und sociale Neugestaltung des Vaterlandes zu bewirken.

Das Princip der »Vereinbarung,« welches von der Regierung aufgestellt worden war, vermehrte die Verwirrung, statt sie zu lösen, denn die Versammlung, welche sich als eine constituirende betrachten mußte, wurde von der Regierung als eine solche weder anerkannt, noch zurückgewiesen. Die Liberalen des Jahres 1847 hatten durch die Märzrevolution gesiegt und bekämpften gemeinschaftlich mit dem Ministerium, das aus ihr hervorgegangen war, die Demokratie vom Jahre acht und vierzig. So war die Majorität der Nationalversammlung ministeriell gesinnt und büßte dadurch, wie [2-63] wir bereits erwähnt, das Vertrauen des Volkes ein, welches ihr nie die Verleugnung seiner Revolution verzieh. Die Reaction, welche unter Camphausen die Schwäche des edlen Mannes mißbrauchte und immer kühner mit täglich wachsendem Uebermuthe hervorzutreten jetzt erst wagte, brachte eine Schwankung in den Parteien hervor, so daß weder das Ministerium, noch die Opposition sich eines Sieges rühmen konnte. Beide legten sich fortwährend Schwierigkeiten in den Weg und Principien wie Kabinetsfragen ermüdeten das Volk, das sich nach festen praktischen Resultaten sehnte.

Die Minister selbst, welche fast nie aus der Majorität der Nationalversammlung hervorgegangen waren, fanden eben so wenig, wenn sie aufrichtig constitutionell gesinnt waren, eine Stütze an der Krone. Neben ihnen machte sich der Einfluß einer Camarilla geltend, von der sie, ohne daß sie selbst es zu wissen schienen, geleitet wurden.

So stand die Nationalversammlung vereinzelt da, weder im festen Boden des Volkes wurzelnd, noch durch ein aus ihr hervorgegangenes Ministerium im Zusammenhange mit der Krone.

Ueberdies waren die wohlhabenden Bürger der ewigen Unruhen müde, als deren alleinige Ursache sie die Nationalversammlung betrachteten und entzogen ihr darum jedwede Sympathie. Selbst die Klubs, welche auf das Volk einen großen [2-64] Einfluß ausübten, erstickten den Rest der Achtung für die Volksvertretung durch Schmähungen, womit sie dieselbe wegen Beschlüssen überhäuften, die nicht in ihrem Sinne abgefaßt worden waren.

Die Ereignisse, welche sich in rascher Folge drängten, verschafften der Opposition den Sieg. Seit dem Steinschen Antrage, hervorgerufen durch die offenbare Reaction der höheren Militairpersonen, stand das Volk wieder auf Seiten der Nationalversammlung. Die Contrerevolution war zu dem Aeußersten entschlossen. Ein Staatsstreich wurde vorbereitet. Er gelang zu leicht bei einer Nation, deren politisches Leben noch keine Festigkeit gewinnen konnte, deren Rechtsgefühl durch Jahrhunderte geschlummert hatte, die in Materialismus und Indifferenz noch arg versunken war.

Die Nationalversammlung wurde aufgelöst. Noch ist das Ereigniß zu neu, noch sind die Parteien, die sich schroffer als je gegenüberstehn, zu erregt, um ein ruhiges Urtheil abzugeben. Die Geschichte wird über sie und ihre Gegner richten.

Während die Häupter der Linken für die nächste Sitzung in der Wohnung des Obertribunalraths Beschlüsse von höchster Wichtigkeit faßten, hatte das Volk bereits begonnen, das Zeughaus zu bestürmen. Der wüste Lärm, das Brausen und Toben drang bis in diese vom Kampfplatz entfernte Gegend.

[2-65] »Was ist das?« fragte der Obertribunalrath überrascht.

»Wieder ein unnützer Putsch, welcher der Reaction willkommen sein wird,« bemerkte ein Mitglied des linken Centrums. »Das Volk verdirbt unsere besten Pläne durch seine Ungeschicklichkeit.

»O das ist mehr als ein Putsch,« bemerkte einer der schlesischen Deputirten, der das Fenster geöffnet hatte. »Ich höre deutlich, man ruft: es lebe die Republik.«

Eine bedeutungsvolle Pause war eingetreten. Man sah sich stumm und verlegen an. Auf einigen Gesichtern leuchtete eine helle Freude, die sich nicht verbergen ließ. Die Gemäßigteren waren bestürzt und überrascht, und rangen nach Fassung.

»Ich will hinuntergehn und mich durch den Augenschein überzeugen, wie weit die Sache gediehen ist. Ich komme in wenigen Minuten zurück,« sagte Dörner. Einige jüngere Deputirte boten sich

ihm zur Begleitung an.

Während ihrer Abwesenheit herrschte bei den Zurückbleibenden eine ernste, gedrückte Stimmung vor. Keiner wagte über ein Ereigniß zu sprechen, das im Bereiche der Möglichkeit zu liegen schien und von Vielen hier eben so gewünscht als gefürchtet ward. Wer es vermocht hätte, geheime Gedanken zu errathen, verborgene Gefühle zu enträthseln; aus den Blicken, den Mie[2-66]nen, dem unruhigen Zucken der Hände und Füße, Wünsche und Absichten zu entziffern, hätte hier eine willkommene Gelegenheit gefunden, einen tiefen Blick in die verschiedenen Charaktere zu thun und seine Erfahrung zu bereichern. Jeder war zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um auf seine Nachbarn zu achten. Es wurde nur wenig gesprochen, nur gleichgültige Dinge berührt, die Hauptbegebenheit leise angedeutet, kaum gestreift.

»Ich traue dem Volke nicht so viel Kraft, Energie und Absicht zu,« bemerkte der Mann des linken Centrums.

»Die Republik in Frankreich war auch nur das Werk des Zufalls,« sagte der Kaplan, indem er nach einem Glase Zuckerwasser griff. Seine Hände zitterten.

»Bei uns halte ich einen solchen Zufall für eine Unmöglichkeit,« meinte der Staatsanwalt.

»Und wenn er doch einträte?« fragte der schlesische Deputirte mit keckem Ton.

»Dann werden wir unsere Pflicht thun und man wird uns auf unserem Posten finden,« rief der Obertribunalrath mit fester Stimme.

[2-67]

Arbeiter und Aristokrat.

Dörner eilte mit seinen Begleitern nach dem Schauplatz der Unruhen hin. Unterwegs schon hatte er Gelegenheit, den wahren Charakter dieser wunderbaren Unternehmung kennen zu lernen. Nur der Gedanke, das irre Volk vor fernerem Frevel abzuhalten und zu retten, was noch zu retten war, führte ihn immer weiter fort. Das Volk wogte auf den Straßen wild aufgeregt; nicht der Zeughausplatz allein, sondern auch andere Theile der Stadt waren Zeugen seiner Wuth. Die empörte Menge hatte, ohne zu zögern, das Haus des Bürgerwehrmajor Benda demolirt. In einzelnen Stadttheilen wurden

bereits Barrikaden errichtet, namentlich in der Bohnen-, Landsberger- und Neuen Königsstraße. Aus dem Königstädter Theater hatte man Waffen gewaltsam herbeigeschafft und eine rothe Fahne auf die dort errichtete Barrikade aufgepflanzt. Etwa um 10 Uhr zog ein Haufe von 30 bis 40 Menschen bewaffnet durch die Königsstraße, an ihrer Spitze befand sich Rolf. Der muthige Knabe, welcher auf der Barrikade neben ihm gefochten, schleppte jetzt eine schwere erbeutete Trommel und schlug mit einem rasenden Wirbel Allarm. Der Anfangs nur kleine Haufe wuchs zusehend. Männer und Frauen schlossen sich dem Zuge an und marschirten im Takte der Marseillaise, welche das Lieblings[2-68]lied der Berliner Bevölkerung geworden. Einzelne Fackelträger waren herbeigeeilt und die rothe Gluth beleuchtete den schwarzen verworrenen Menschenknäul.

Dieser Haufe rief wild: »Es lebe die Republik.« Die ruhigen Bürger, welche in ihrem Schlaf aufgeschreckt, den schrecklichen Ruf vernahmen, zitterten besorgt für ihr Eigenthum. Rolf jauchzte, als er den Schrei gehört. Republik und Rache klang ihm gleich. Er sah im Geiste das Schaffot und darauf die bleichen Männer und Frauen der Aristokratie als Sühnopfer fallen, für die Eine, die er geliebt.

Die Breite der Straße war von dem Haufen gesperrt, eine herrschaftliche Equipage suchte vergebens durchzudringen. Zwischen einer Barrikade und dem Volke eingedrängt, machte der Kutscher den ungeschickten Versuch, in eine Seitenstraße einzubiegen. Die durch den Lärm, den Fackelglanz scheu gemachten Pferde bäumten sich hoch empor und rannten dann durch einige Peitschenhiebe vollends in Wuth gesetzt, gerade auf die Menge los. Augenblicklich war die Equipage von wilden Männern und schreienden Frauen umringt. In dem offenen Wagen saßen vier Personen, Graf Selz mit der Gräfin, Wanda und der Legationssekretair, welche von einem Besuche nach Hause kehrten.

»Herunter,« schrie das Volk, »schlagt sie todt, die Uebermüthigen.«

[2-69] Einige Männer standen im Begriff, die Wagenthüre aufzureißen. Die alte Gräfin war in Ohnmacht gesunken. Wanda saß bleich und schweigend da, der Legationssekretair zitterte unwillkürlich beim Anblick dieser wilden, drohenden Gestalten, nur der Graf erhob sich muthig. Unterwegs hatte er bereits vom Zeughaussturm gehört, einzelne Männer und Frauen gesehn, welche ihre Beute durch die Straßen schleppten. Er fühlte tief die Schmach,

welche die Ehre Preußens durch diese Entweihung seines Waffenruhms erlitten hatte. Sein Zorn kannte keine Ueberlegung. Einmal in Wuth gesetzt, vermochte er sich nicht mehr zu mäßigen. Die Gelegenheit schien ihm günstig, seinen langzurückgedrängten Groll dem Volke gegenüber auszusprechen, der Canaille, wie er es nannte, seine Verachtung fühlen zu lassen. Verblendet wie er war, vergaß er die Gefahr, die ihn und die Seinigen bedrohte. Er hatte sich im Wagen aufgerichtet. Seine hohe Gestalt nahm eine stolze Haltung an, sein strenges Gesicht von Zorn geröthet, drückte eben so sehr Eckel und Verachtung als Entrüstung aus.

»Zurück,« rief er mit Donnerstimme den Nächsten zu, »zurück Spitzbubengesindel, befleckt nicht mit Euren diebischen Händen meinen Wagenschlag. Giebt es denn keine Macht mehr, diesen Pöbel zu zwingen, der die Ehre des Vaterlands in dieser Nacht für ewige Zeiten [2-70] besudelt hat? Was Ihr heute gethan, ist unerhört. Kein Volk der Erde wird es für möglich halten.«

»Stopft dem alten Schwätzer das Maul,« rief ein riesiger Mann den Näherstehenden zu.

»Schlagt ihn todt,« schrie immer drohender das Volk.

»Um Gottes Willen, Herr Graf,« flüsterte der Legationssekretair, »bedenken Sie doch, daß wir ganz in der Gewalt der Menge sind.«

»Mag mich das Gesindel zerreißen,« sprach halblaut der alte Aristokrat. »Wenn ich nur einmal ihm seine Niederträchtigkeit vorgeworfen habe, will ich gern sterben. Uebrigens ist die Canaille feig.«

»Mein Vater, mein Vater,« flehte Wanda und zeigte auf die bleiche Gräfin, welche ohne Besinnung lag.

Dieser Anblick schien den Grafen wieder zur Ueberlegung zu bringen, er beugte sich besorgt zu der Ohnmächtigen nieder. Der Legationssekretair hielt den Moment für günstig, mit den Gegnern, welche den Wagen noch immer umlagerten, zu unterhandeln.

»Meine Herren,« sagte er, indem er seine Börse zog, »haben Sie die Güte, lassen Sie uns frei, und nehmen Sie diese Kleinigkeit zum Dank.«

Diese höfliche Sprache mit ihrem Silberklange verfehlte nicht ihren Eindruck auf die Näherstehenden. Die [2-71] Stimmung derselben schien günstiger werden zu wollen. Die geballten Fäuste und geschwungenen Stöcke senkten sich. Nur noch einzelne Stimmen schrien: »Wir brauchen nicht ihr Geld. Schlagt die Hunde todt.«

Der Legationssekretair spendete die blanken Thalerstücke. Die drohenden Physiognomien wurden freundlicher. Die Menge gab fast soviel Raum, daß der Kutscher durch eine geschickte Wendung die Equipage befreien konnte. Die Gefahr war beseitigt.

»Kronheim, Kronheim, wie soll ich Ihnen danken,« rief Wanda laut mit strahlenden Augen. »Ihre Geistesgegenwart hat uns Alle gerettet. Hier nehmen Sie und geben Sie dem Volke.« Mit bezauberndem Lächeln reichte sie ihm ihre Börse hin.

Bis jetzt war Rolf ein theilnahmloser Zuschauer der Scene gewesen, die in seiner Nähe vorging. Er hatte sich im Hintergrunde zurückgehalten. Er sehnte sich nach einem großen Kampfe, wie am achtzehnten März. Er verachtete diesen kleinen Tumult und kümmerte sich nicht darum. Als der alte Graf gesprochen, erinnerte er sich dunkel, diese Stimme gehört, diese Gestalt einmal gesehen zu haben. Die Kühnheit des Aristokraten erzürnte ihn, doch den Einzelnen zu vernichten, schien ihm zu unbedeutend. Seine Aufgabe, die er sich gestellt, war der Sturz des Königthums, die Einführung der Republik. Seine Rache hatte ein großes Ziel im Auge.

[2-72] Erst als er Wandas Stimme hörte, merkte er auf. Diese Klänge schienen ihm bekannt. Das Bild der jungen Gräfin, welche für Dörner in jener furchtbaren Nacht mit weiblicher Milde flehte, hatte sich ihm fest eingeprägt. Der Name Kronheim, von diesen Lippen gesprochen, regten ihn auf eine furchtbare Weise auf. Der Raschmacher hatte bei der Volksversammlung in seiner Todesangst den Verführer Mariens dem Maschinenbauer genannt. Er hieß Karl von Kronheim. Diese drei Worte waren mit Flammenzügen in Rolfs Herzen eingeschrieben.

Mit einem jähen Sprunge stand Rolf in demselben Augenblicke vor der Equipage, als eben der Kutscher den schnaubenden Pferden die Peitsche gab, um zu entfliehen. Der Maschinenbauer fiel mit Riesenkraft den eilenden Thieren in die Zügel und schrie ein donnerndes Halt. Aufs Neue drängte sich die Menge um den Wagen.

»Baron von Kronheim, Baron von Kronheim,« rief der Maschienenbauer dem alten Wahnsinn nahe.

»Was wollen Sie von mir,« fragte der Legationssekretair, der aufs Neue nach seiner Börse griff, weil er in Rolf nur einen ungestümen Mahner zu erblicken glaubte, den er bei seinen Geldspenden vergessen hatte.

»Geld und Nichts als Geld,« schrie Rolf außer sich, indem er dem

Baron die Börse aus den Händen [2-73] riß und mit Verachtung von sich schleuderte. »Mit Geld glaubt ihr Reichen Alles zu erkaufen, Alles zu bezahlen und wäre es selbst ein Mord.«

Der Legationssekretair erbleichte, als er den furchtbaren Ausdruck in den Mienen des Maschinenbauers sah. Zitternd fragte er: »was wünschen Sie noch mehr?«

»Blut, Dein Blut,« donnerte der Maschinenbauer, »für sie, die Du verführt und ermordet hast.«

»Ich verstehe Sie nicht,« stammelte Kronheim erschüttert und von einer furchtbaren Ahnung ergriffen.

»Marie! Marie!« stöhnte Rolf in heißem Schmerz. Thränen von Wuth und Gram entpreßt strömten über seine abgezehrten Wangen. Knirschend biß er seine Zähne über einander, daß das Blut von seinen Lippen floß.

Das Volk entflammt, von dem wilden Ausbruch dieses Leids, dessen Größe und Ursache es instinktmäßig zu ahnen begann, hatte die Wagenthüren aufgerissen und den Legationssekretair mit der gräflichen Familie hervorgezerrt. Bleich aber gefaßt ertrug Wanda die rohe Berührung der Wüthenden. Nur zuweilen hing ihr Auge fragend an dem ihres Verlobten, der nicht emporzublicken wagte und jede Besinnung verloren zu haben schien. Seine Wangen waren erblaßt, seine Augen eingesunken. Hätten ihn nicht zwei kräf[2-74]tige Arme gehalten, er wäre zusammengestürzt unter dem Bewußtsein seiner Schuld und der Furcht vor der Rache Rolfs. Seine Glieder zitterten, schwer und keuchend war das Athmen seiner Brust.

So standen sie einander gegenüber, Arbeiter und Aristokrat, der Richter und der Schuldige.

Rolf maß mit verächtlichen Blicken seinen Gegner und weidete sich an seiner Furcht. Hoch aufgerichtet stand der Maschinenbauer. Einen Arm hatte er auf die Schultern des Legationssekretairs gelegt, wie der Löwe seine Beute faßt, mit der andern hielt er einen scharfen Dolch. Den Baron erfaßte Todesangst. Vergebens strengte er seinen Scharfsinn an, um zu entkommen. Er fand keine Ausflucht, keine Möglichkeit. Verzweiflung bemächtigte sich seiner und obgleich er bereits Proben seines Muthes im Duell vielfach abgelegt, so zitterte er doch vor einem Feind, der wie er fühlte, ohne Erbarmen sein mußte. Der Maschinenbauer spürte das Beben seines Opfers. Sein Gesicht, von der rothen Fackelgluth bestrahlt, welche ihr schwankendes, blutiges Licht über die wilde Gruppe goß

und das Schreckliche der Scene noch vermehrte, verzerrte sich zu einem grausamen dämonischen Lächeln.

»Du bist auch feig,« rief er dem Legationssekretair zu.

Gräfin Wanda, die den Maschinenbauer, den [2-75] Freund Dörners erkannt hatte, machte eine Anstrengung, um in die Nähe Rolfs zu gelangen. Wunderbare Gefühle wechselten in ihrer Seele. Die wenigen und unzusammenhängenden Worte, welche der Arbeiter dem Baron zugerufen, hatten sie erschreckt. Ein furchtbares Geheimniß schien hier obzuwalten. Ein schwarzer Verdacht stieg in ihrer Seele auf, den sie nicht zu verfolgen wagte. Sie hatte nur ein Gefühl, daß sie den Verlobten retten müsse. Dunkel erinnerte sie sich, daß Dörner den Maschinenbauer in ihrer Gegenwart, als einen edlen biedern Mann erwähnt hatte. Muthig nahte sie sich dem zornigen Rolf, wie ein Engel des Lichts, der um Gnade für einen Verdammten fleht. Ein weißes Kleid verhüllte züchtig die schlanke ätherische Gestalt. Blasse Kamelien schmückten das dunkle Haar, ihr einziger Schmuck war ein Perlenbracelet, rein und bescheiden wie sie selbst. In ihren feinen Händen hielt sie einen Blumenstrauß.

»O enden Sie dieses furchtbare Schauspiel, flehte sie zu Rolf.

»Ja enden! Ich werde enden,« rief der Maschinenbauer mit düsterer Entschlossenheit.

»Geben Sie meinen Verlobten frei,« bat die Gräfin mit bewegter Stimme. »Wenn er Sie beleidigt hat, wird er Ihnen Genugthuung geben. Ich bürge Ihnen mit meiner Ehre.«

[2-76] »Kann er Todte erwecken und Gestorbene ins Leben rufen?« frug der Arbeiter mit Bitterkeit.

»Was er gesündigt, wird er sühnen und die Todten werden ihm verzeihn,« flüsterte Wanda mit strahlenden Augen und voll himmlischer Zuversicht.

»Ich habe einen furchtbaren Racheschwur gethan, ein Gelübde, das ich halten muß,« entgegnete finster der Maschinenbauer.

In seinen Händen funkelte der Dolch, mit dem er vor den Blicken seines Opfers spielte. Schon holte er zum Stoße aus. Der Legationssekretair schloß seine Augen voll Entsetzen, ein leiser Schrei entrang sich seiner Brust. Wanda, das muthige Mädchen, war blaß und gebrochen in die Arme eines gemeinen Weibes gesunken, das in ihrer Nähe stand. Der Graf rang mit zwei Männern, welche ihn hielten, und suchte sich vergebens zu befreien, um mit dem Baron zu sterben, wenn er ihn nicht mehr retten konnte. Die alte Gräfin war aus ihrer Ohnmacht noch nicht erwacht. Das Volk hatte

einen Kreis geschlossen, und stand schweigend und erwartungsvoll.

Der alte Wahnsinn war in dem Maschinenbauer wieder wach. Die rothe Gluth loderte in seinem Hirn, die Flammen zuckten um sein Haupt. Gestalten tanzten vor seinen Blicken und forderten ihn zur Rache auf.

Er stand noch immer, die Hand zum Stoße ausge[2-77]holt über sein Opfer hingebeugt, sein stieres Auge auf einen Punkt geheftet. Die Menge wartete mit pochendem Herzen auf das Gericht.

Plötzlich entsank der Dolch seiner Hand. Der kräftige Mann stürzte zusammen, als hätte ein Blitzstrahl ihn erschlagen. »Marie, Marie!« rief er laut, und sank leblos auf den Boden hin.

Nur er hatte sie gesehen. Sie stand vor ihm mit bleichem lieblichen Gesicht, die Hände gefaltet, als wollte sie um Gnade für den Verbrecher flehn.

Als Dörner in demselben Augenblicke erschien, machte das Volk ihm willig Platz. Erschüttert von dem eigenthümlichen Schauspiel, das sie gesehn und in dem sie Gottes Finger zu erkennen glaubte, ließ die Menge auf sein Zureden ungekränkt den Legationssekretair und die gräfliche Familie ziehn. Dörner setzte sich mit in den Wagen hinein und begleitete Wanda bis zu ihrem Hause. Kein Gespräch unterbrach das peinigende Schweigen. Jeder fühlte sich zu sehr erschüttert, zu erfüllt von den Erlebnissen der Nacht, um noch zu sprechen. Als Dörner von Wanda Abschied nahm, reichte sie ihm dankbar ihre Hand, die er bebend in der seinen hielt. Freiwillig erbot er sich, auch den Legationssekretair unter seinem Schutz nach dessen Wohnung zu bringen. Der Baron nahm sein Anerbieten dankend an.

[2-78] Einige Freunde hatten den leblosen Rolf, der allmälig erst sein Bewußtsein wieder erlangte, mit sich fort geführt.

Marie! Marie! war das einzige Wort, das sie von dem Maschinenbauer von Zeit zu Zeit vernahmen.

Die Samaritanerin.

In der Abenddämmerung saß die Gräfin Wanda nachdenklich in ihrem Zimmer. Es athmete ein eigner Zauber in dieser stillen, jungfraäulichen Abgeschiedenheit. Die Wände waren mit silbergrauen Tapeten bekleidet, einige Statuen, vortreffliche Nachbildungen der Antiken, standen rings herum auf gemeißelten Consolen. Zwischen grünen Myrthenbüschen, hohem Oleander und

Kamelien leuchteten die herrlichen Formen einer Muse; eines Apoll und der Grazien hervor. Von der Decke wogten exotische Schlinggewächse nieder. Natur und Kunst füllten diese Räume aus. Ein Tisch mit den verschiedensten Seltenheiten der Renaissance verrieth den Geschmack der Besitzerin auch für die Schönheit jeder Zeit und jedes Landes. Ueber einer Fruchtschaale vollköstlicher Figuren, als stamme sie aus Meister Benvenuto's Hand, stand eine alte Meißener Nippfigur, ein schmachtender Schäfer in violettem Kleide, mit zeisig[2-79]grünen Hosen, der vor seiner Daphnis in goldgeblümtem Reifrocke niederkniete. Hier lag eine ächte Camee in Gold gefaßt, in ihrer Nähe ein Flacon blau emaillirt an feinen kleinen Ketten, die vielleicht an dem Gürtel einer Dame am lüsternen Hofe Franz des Ersten oder Heinrich des Zweiten niederhingen. Alle diese kleinen Spielereien fehlten nicht, welche die Mode verlangt, die Freundschaft darbringt und der Geschmack ordnet. Es war eine wunderbare Sammlung voll phantastischer Zusammenstellung, ein Abbild unseres ganzen modernen Seins, welches, mit allen Jahrhunderten kokettirend, zu genießen sucht.

Eine Bibliothek, welche in eleganten Einbänden die vorzüglichsten Schriftsteller enthielt, zeigte den ernsten Geist der Besitzerin, welche neben diesen Spielereien den hohen Werth der Wissenschaft und Poesie zu achten nicht verlernt hatte. Die Gräfin saß auf einem Stuhl von rothem Sammt, den die vortrefflichsten Schnitzereien schmückten. Sie dachte an die Erlebnisse dieser Nacht. Vergebens suchte sie die Räthsel zu entwirren. Ein Billet von dem Legationssekretair lag noch in ihrer Hand. Karl bat, ihm Gehör zu schenken, und kündigte seinen Besuch für den Abend an. Diese ungewohnte Form trug nicht wenig dazu bei, sie zu beunruhigen. Schon seit einiger Zeit fühlte sie einen wunderbaren Druck in seiner Nähe, eine unerklärliche [2-80] Befangenheit. Karl selbst schien ihr zerstreut, seine Antworten deuteten oft eine gänzliche Geistesabwesenheit an. Wenn auch nur ungern, mußte sie sich doch schon im Beginn ihres bräutlichen Glücks einen Zwiespalt eingestehn, der zwischen ihr und ihrem Verlobten leise und unbemerkbar entstanden war.

Der Legationssekretair, obgleich ein Meister der Verstellungskunst, hatte unbewachte Augenblicke, in welcher seine wahre Natur zu Tage kam. Seit seiner Verlobung glaubte er sich weniger Zwang anlegen zu dürfen und oft entschlüpfte ihm eine Aeußerung, welche in wunderbarem Kontraste zu seinem früheren

Wesen stand. Trotzdem war ihr Vertrauen zu ihm noch nicht erschüttert. Eine Seele, wie die Gräfin, zweifelt nicht an dem Manne, den sie erwählt. Sie schrieb diese Verirrungen seinem Geiste wie seinem Herzen zu und suchte den Grund in der Anstrengung und der politischen Aufregung, deren der Mann, wie sie meinte, häufiger unterliegen müsse, wie das Weib, das dem eigentlichen Kampfplatz ferner steht.

Von seinen Verbindungen, welche er mit den; Häuptern der Contrerevolution angeknüpft hatte, wußte sie nichts Näheres. Er verstand es, nach wie vor, in ihrer Gegenwart den begeisterten Anhänger des Volkswohls zu spielen. Mit scharfem Witze, der ihm zu Gebote stand, geißelte er die Schwächen der Agitatoren [2-81] und Deputirten. Wanda besaß Scharfblick genug, um Fehler zu erkennen, welche zwar ihre Entschuldigung in den außerordentlichen Zeitverhältnissen fanden, aber nichts desto weniger sich nicht leugnen ließen. Dergleichen Ausfälle waren ein Labsal und Genuß für ihren Vater und schon deßhalb gestattete sie selbst Uebertreibungen, die sie geneigt war, auf Rechnung einer schönen Pietät zu stellen.

Aber trotz dieser Selbsttäuschung, welche die Gräfin befangen hielt, fühlte sie eine unerklärliche Beängstigung und oft fragte sie sich in einsamen Stunden, wenn Karl sie verlassen: liebe ich ihn denn? — Sie sann nach und forschte allen seinen Vorzügen nach, um gerecht zu sein. Die schöne Gestalt, das feine Benehmen, das geistreiche Gespräch, Alles, was zu seinen Gunsten sprach, suchte sie sich lebendig vorzustellen. Vergebens, das Bild zerrann und sie war nicht im Stande, trotz aller Qual, die sie darum empfand, sich seine Züge klar und bestimmt, wie sie es wünschte, zu vergegenwärtigen. Sie grämte sich darum und machte sich selbst die bittersten Vorwürfe. Sie schalt sich undankbar, weil sie seine Liebe nicht mit gleicher Kraft und Stärke erwiderte. Sie zürnte voll Unmuth und Erbitterung mit sich selbst. Eines Tages sogar, als sie sich wieder vergeblich in ihrer Phantasie sein Bild hervor zu zaubern bemühte, war unwillkührlich ein [2-82] anderes hervorgetreten und Dörner stand klar und deutlich vor ihren Augen in scharfen Umrissen, wie sie ihn das erste Mal gesehn, bleich, mit edlem Angesicht und von der hohen klaren Stirn tröpfelte sein Blut.

Die Gräfin erröthete vor dieser Erinnerung, obgleich sie allein nur mit sich selber war und ein heißer Thränenstrom erleichterte ihr schwer beklommenes Herz.

Seit jener Erscheinung hatte sie dieses Spiel ihrer Phantasie gänzlich aufgegeben. Nur ihre Zärtlichkeit verdoppelte sie gegen den Verlobten, als wollte sie durch äußere Beweise ihrer Huld die Leere ersetzen, die tief in ihrem Innern lag.

Das Ereigniß der Nacht, das Benehmen Rolfs, die Haltung des Legationssekretairs, welche Angst und Schreck verrieth, beunruhigten sie immer von Neuem. Vergebens strengte sie sich an, deutlich in dieser Dunkelheit zu sehn. Befürchtungen und Ahnungen stiegen in ihr auf.

Wanda war eine jener klaren Naturen, welche vor allen Dingen nach Erkenntniß ringen und selbstbewußt ihr Thun und Handeln regeln. Alle unbestimmten, geheimnißvollen Verhältnisse waren ihr innerlich zuwider und nun sah sie sich selbst hinuntergezogen in einen Abgrund, der schwarz und mächtig sie angähnte.

Mit Ungeduld erwartete sie den Legationssekretair. [2-83] Er sollte ihr Aufschluß geben. Sie wollte die ganze Wahrheit wissen, diese Ungewißheit war ihr zur Last.

Die Glocke des Entrées wurde jetzt gezogen. Bei dem bekannten Klange sprang sie bebend auf. Eine Unruhe, welche sie früher nie gekannt, hatte sich ihres ganzen Wesens bemächtigt. Sie eilte hastig bis zur Thüre ihm entgegen, was sie sonst nie that und obschon sie wußte, daß er erst später zu kommen beabsichtigt hatte. Eine verschleierte Dame trat herein, es war Lucie. Die Gräfin vermochte nicht, einen Schrei der Ueberraschung zu unterdrücken.

»Sie entschuldigen,« begann die Demokratin, die mit Absicht jeden Titel bei Seite ließ, was übrigens die Gräfin nicht zu bemerken schien.

Wanda deutete auf einen Sessel in ihrer Nähe. Lucie setzte sich.

»Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches?« fragte Wanda, welche ihr Erstaunen nur schlecht verbergen konnte.

»Ich komme, um einen Heuchler zu entlarven, einen Unwürdigen aus ihrer Nähe zu entfernen.«

Wanda zuckte zusammen. Sie fühlte, daß nur von *Ihm* die Rede sein konnte und war über dieses unwillkührliche Gefühl entsetzt.

»Und wer sind Sie?« fragte sie nach einer Pause, welche sie benutzte, um sich zu sammeln.

[2-84] »Mein Name thut zwar nichts zur Sache, doch will ich ihn nennen. Ich heiße Lucie.«

Wanda erinnerte sich dunkel von einem Wesen gehört zu haben, das diesen Namen trug und der Extravaganzen, die einer Frau

zugeschrieben wurden, welche keck über die Schranken des Gewöhnlichen sich hinweggesetzt. Neugierig und mißtrauisch betrachtete sie ihren Besuch. Lucie hielt dieser aristokratischen Musterung ein halb mitleidiges, halb ironisches Lächeln entgegen.

In den Zügen der Lorette lag eine kecke Offenheit, eine gewinnende Zuversicht. Unter dem niedlichen Strohhut, der kaum den Hinterkopf bedeckte, leuchteten zwei braune Augen voll Koketterie und Schelmerei, aber ohne Falsch. Aus dem Grübchen der lächelnden Wangen guckte eine schalkhafte Gutmüthigkeit hervor. Ein kleines Kravattentuch umschlang den weißen Hals, Lucie besaß einen herrlichen Nacken und Schultern, die sie nicht übermäßig zu bedecken suchte. Sie war auch vortrefflich gewachsen. Ein schwarzes Seidenkleid, das sie heute angezogen, um, wie sie meinte, der Gräfin zu imponiren, saß ihr allerliebst. Ihre Taille war knapp zum Umspannen und der Gürtel mit der goldenen Schnalle hob den Umriß nur noch mehr hervor. Feine Pariser Glacées bekleideten ihre kleine Hand, welche während des Gesprächs mit dem zierlichen Bracelet spielte, das ihren vollen runden Arm umschloß. Ein [2-85] starkes Parfüm, welches Mode war, strömte von ihr aus. Ihr Benehmen war voll angeborener Grazie, doch mit einem Anstrich kecker Ungebundenheit.

Die Gräfin neben ihr trug sich in ihrer Lieblingsfarbe; ein weißes Kleid verhüllte züchtig die edle Gestalt. Ihr schwarzes Haar war einfach gescheitelt. Sie glich in ihrer ganzen Erscheinung einem griechischen Götterbilde.

Kein größerer Kontrast, als zwischen diesen beiden Frauen.

Nachdem Wanda ihren Gast still betrachtet hatte, und ihr das Wesen Luciens Vertrauen eingeflößt, sagte sie leise, kaum vernehmbar: »Sie interessiren sich für mich, ich danke Ihnen; Sie wollen mich vor einem Heuchler warnen. Wen meinen Sie damit?«

»Ihren Verlobten,« platzte Lucie ohne Bedenken heraus.

»Sie sprechen ruhig eine schwere Anklage gegen einen Mann aus, der mir über Alles theuer geworden ist. Ich darf Sie nicht ferner anhören, ohne mich eines frevelhaften Leichtsinnes schuldig zu machen. Wer bürgt mir für die Wahrheit dessen, was Sie behaupteten. Ich muß Beweise haben und selbst dann werde ich ihn nicht ungehört verdammen.«

Lucie, welche sich der Aristokratie gegenüber mit demokratischem Stolze gerüstet, hatte, konnte diesem [2-86] einfachen edlen Bedenken nicht zürnen. Sie hatte sich in ihrem

Leben das Gefühl für das Schöne und Gute, wo es auch immer hervortrat, treu bewahrt.

»Sie wollen Beweise,« erwiederte sie ohne Reizbarkeit, »ich werde sie Ihnen gegenüberstellen, und zwar Beweise, die unumstößlich sind. Doch ich muß Ihre Zeit in Anspruch nehmen. Werde ich ungestört mit Ihnen sprechen können?«

Wanda sah auf ihre Cylinderuhr, die an ihrem Gürtel hing. Sie hatte noch eine halbe Stunde Zeit, ehe die Stunde schlug, welche der Legationssekretair von ihr zu einer Unterredung gefordert hatte. Sie klingelte und gab den Befehl, Niemanden vorzulassen.

»Nun können Sie beginnen,« sagte sie zu Lucie, »doch erlauben Sie mir eine Frage. Kennen Sie meinen Verlobten von Person?«

Lucie beantwortete diese Frage mit einem eigenthümlichen Lächeln, so daß die Gräfin genöthigt war zu erröthen und ihre Augen niederschlug.

»Ich kannte ihn einst sehr genau,« sagte die Lorette mit festem Ton. »Doch hab' ich ihn länger als zwei Jahre nicht gesehn.«

Das schöne Gesicht der Gräfin, welches eine schwere Kummerwolke verdüsterte, strahlte auf's Neue in freudiger Heiterkeit.

[2-87] »Sonst wissen Sie mir Nichts zu sagen?« fragte sie mit einem leisen Lächeln voll Zuversicht.

»Sie vergessen diese Nacht,« entgegnete Lucie.

Schwermüthig senkte Wanda ihren Kopf. Die schreckliche Scene erneute sich vor ihrer ahnungsvollen Seele.

Lucie setzte sich bequem in ihren Stuhl zurecht und begann ohne Unterbrechung:

»Ein Arbeiter liebte ein armes aber ehrliches Mädchen. Auch das Volk liebt, Comtesse, mit Innigkeit und Gluth. Ein feiner Herr schlich sich in das Herz des unerfahrenen Kindes ein. Anfangs gab er sich für einen Subalternenbeamten aus und das Mädchen traute ihm. Er versprach ihr die Ehe, sie glaubte ihm und gab ihm Alles, Alles, was sie besaß, ohne Ueberlegung hin. Spät erst erfuhr sie seinen Stand, als es bereits zu spät geworden war. Sie fühlte sich Mutter. Er bot ihr ein Stück Geld. Sie war stolz und bestand auf ihrem Recht. Er stieß sie rücksichtslos zurück. Sie hatte Niemanden auf der Welt als ihn und eine alte Mutter, welche starb. An dem Todtenbette derselben mußte sie sich mit dem Arbeiter, für den sie wohl Achtung aber keine Liebe empfand, verloben lassen. Sie wagte nicht, ihre Schande der sterbenden Mutter zu gestehen. Nachdem

sie dieselbe begraben, schrieb sie noch einmal an den Herzlosen und stellte ihm ihre [2-88] grauenvolle Lage dar. Ein Mörder hätte Mitleid mit ihr gefühlt, und wäre zu ihr geeilt, der Verführer antwortete nicht, sondern schickte ein schlechtes Weib zu ihr. Danken Sie Gott, Comtesse, daß Sie solche Weiber nicht kennen. Mit Entrüstung wies das Mädchen den Antrag des Treulosen zurück. Dieser verlangte von ihr, den biederen Arbeiter zum Manne zu nehmen und zu hintergehn. Das Volk hat seine Ehrlichkeit bewahrt, Comtesse. Ihr Entschluß war gefaßt, sie wollte sterben. Sie stürzte sich in die Spree. Eine fröhliche Gesellschaft, welche eine Wasserfahrt veranstaltete, kam an dem Ort vorüber, welchen das Mädchen zu ihrem Grab gewählt. Ich befand mich mit auf dem Kahn und sah einen Menschen augenscheinlich nah dem Untergang. Ein Mann stürzte sich ohne Besinnen in die Fluth und rettete die Unglückselige, welche ich zu mir nahm. Sie verfiel in eine schwere Krankheit, die sie glücklich überstand. Nichts sollte sie an ihren Fehltritt mehr erinnern. Eine Folge ihres Fiebers war eine frühzeitige Geburt. Das Kind kam todt zur Welt. Gestern ging sie zum ersten Male aus, um mich zu suchen, besorgt für mein Leben, weil sie wußte, daß ich beim Sturme auf das Zeughaus betheiligt war. Bisher hatte sie sich verborgen gehalten, sie wollte keinen Menschen sehn. Als sie auf die Straße kam, erblickte sie einen aufgeregten Volkshaufen, der einen Kreis [2-89] geschlossen hielt. In dem Kreise befand sich der Arbeiter, der im Begriff stand ihren Verführer aus Rache umzubringen. Vor Schreck konnte sie nicht sprechen, nur ihre Hände faltete sie um Mitleid flehend. Der Arbeiter mußte sie in diesem Augenblicke für eine Erscheinung aus dem Grabe gehalten haben. Sein Geist hatte in letzter Zeit viel gelitten. Das Volk verliert oft aus Liebe den Verstand, Comtesse. Der Arbeiter stürzte zusammen und der Verführer rollte an der Seite einer schönen Dame, welche noch seine Verlobte ist, in einer prächtigen Equipage davon, beschützt von einem Manne, der, wie ich sicher weiß, die Dame liebt und stumm anbetet, wie eine Heilige.«

Lucie hatte ihre Erzählung lange schon beendet, ehe Wanda zu sprechen vermochte. Sie schwieg noch immer, nur zuweilen entrang sich ein Seufzer ihrer Brust.

»Wollen Sie, Comtesse,« fragte die Lorette im ironischen Tone, »die Namen der betheiligten Personen hören? Wünschen Sie zu erfahren, wer der Arbeiter, wer das Mädchen, wer ihr Verführer,

wer dessen Braut, und wer der stumme Anbeter dieser Dame ist?«

Wanda sann wenige Augenblicke erschüttert nach.

»Kann ich das Mädchen, ich meine die arme Verführte, sehn?« frug die Gräfin nach einigem Zögern in gefaßtem Ton.

[2-90] »Ich habe diesen Wunsch vermuthet und habe sie mitgebracht. Sie weiß nicht, zu welchem Zwecke, denn sie hätte nie eingewilligt, eine Anklage gegen den Treulosen zu erheben. Sie hat ihm vergeben und verziehn. Ich allein habe den Plan gefaßt, Sie, Comtesse, vor dem Ungeheuer zu warnen. Meine Gründe thun Nichts zur Sache. Marie folgte mir hierher, weil ich ihr versprach, daß sie in Ihren Diensten ein Unterkommen finden könne. Sie ahnt nicht im Entferntesten, daß Sie die Braut ihres Verführers sind. Sie wartet im Vorzimmer. Verziehen Sie einen Augenblick, ich eile, sie zu holen.

Im nächsten Moment stand Marie schüchtern und erröthend vor der Gräfin.

Der Bruch.

Man konnte nicht das liebliche, blasse Gesicht des armen Mädchens sehen, ohne ihr gut zu werden. Das Leid, welches Marie erduldete, hatte ihr einen eigenen Reiz verliehn. Alles Irdische schien von ihr abgestreift. Ein großes Unglück läutert den Menschen und gießt eine heilige Weihe über das ganze Wesen aus.

Wanda reichte der Unglücklichen voll himmlischer [2-91] Freundlichkeit die Hand. Marie beugte sich vor ihr, um sie mit ihren Küssen zu bedecken.

»Sie wollen in meine Dienste treten?« fragte die Gräfin mit zitternder Stimme.

»Ich würde mich glücklich schätzen, ein Unterkommen zu finden,« antwortete Marie, »ich falle Niemandem gern zur Last.«

»Aber Marie,« mahnte Lucie.

»O Sie sind zu gütig gewesen mit einer armen Unglücklichen. Gott möge Ihnen vergelten, was Sie an mir gethan. Jetzt bin ich wieder stark und kräftig und will das Brot mit meiner Arbeit verdienen, wenn die Comtesse meine Dienste brauchen kann.«

»Sie haben wohl viel gelitten?« bemerkte Wanda mit einem Mitgefühl, das keine Spur gemeiner kränkender Neugierde verrieth.

»Ich habe noch mehr verschuldet,« entgegnete die Dulderin mit traurigem Ton.

»Ich kenne bereits einen Theil Ihres Lebens. Ihnen ist vergeben worden,« sprach sanft doch ernst die Gräfin.

»Das ist mir angenehm, dann werden Sie urtheilen können, ob ich Ihrer Güte würdig bin. Ich möchte Sie nicht gern hintergehn. Sie müssen Alles wissen, ehe Sie mir gestatten, in Ihrer Nähe zu weilen.«

Wanda war von dieser Offenherzigkeit tief ergriffen. [2-92] Sie war entschlossen, Marie nicht als Dienerin, sondern als Freundin bei sich zu behalten. Alles, was sie bis jetzt von dem armen Mädchen gesehn und gehört, zwang ihr eine hohe Achtung ab. Die Gräfin stand überdies hoch erhaben über das Vorurtheil. Die Gefallene schien in ihren Augen rein, wie die Unschuld selbst. Sie betrachtete dieselbe als einen Schutzengel, den ihr die Vorsehung zugesandt.

Anfangs hatte Wanda die Aussage Luciens bezweifelt und geschwankt, ob sie einem Wesen von solch zweideutigem Rufe, wie die Lorette war, glauben dürfe. Konnte nicht irgend ein gemeines Motiv dieses Weib veranlaßt haben, gegen den Legationssekretair aufzutreten? Durch die Erzählung von den Schicksalen Mariens wurde ihr Vertrauen zu ihrem Verlobten erschüttert. Die Angaben Luciens stimmten zu genau mit den Thatsachen überein, als daß Wanda bei ihrem sonst so scharfen Verstande die Wahrheit länger beanstanden konnte. Aber erst die anspruchlose Erscheinung Mariens hatten ihr die volle Ueberzeugung gegeben, daß alle Schuld auf Karl allein zurückfallen müsse.

Es dürfte schwer sein, die Gefühle und Gedanken der Gräfin in ihrem raschen Wechsel zu schildern. Furcht und Zweifel, Angst und Hoffnung wogten Anfangs in ihrer Brust. Sie wollte mild aber auch gerecht richten. Nicht leichtsinnig mochte sie ein Band [2-93] lösen, das sie in einem glücklichen Augenblick geknüpft und für die Ewigkeit geschaffen glaubte. Sie hing mit einer ihr natürlichen Innigkeit an dem Manne, den sie einmal erwählte. Ihr Herz blutete, als sie sich losreißen mußte von einem Unwürdigen. Wie oft fiel ihr die Erzählung ein, welche sie einst vor langer Zeit von ihrer genialen Freundin in dem Salon des Ministers gehört hatte.

»Man muß oft lieben, was man doch verachten muß,« wiederholte sich die Gräfin still. Aber Wanda war eine zu klare, feste Natur, um einer romantischen Gefühlsschwelgerei zu verfallen. Mit Kraft wehrte sie sich gegen jede unklare Empfindung, von der sie sich nicht Rechenschaft zu geben vermochte. Ihr schien das Fundament der wahren Liebe in gegenseitiger Achtung zu bestehn.

Ihr Entschluß war gefaßt. Unter schmerzlichem Ringen und Kämpfen hatte sie die nöthige Festigkeit gewonnen. Noch einmal wollte sie den Legationssekretair sehn. Nicht ungehört wollte sie ihn verdammen. Doch wenn er sein Benehmen nicht rechtfertigen, seine Schuld nicht leugnen konnte, dann mußte sie mit ihm brechen, brechen für ewig.

Sie war jetzt ruhig und gefaßt und erwartete seine Ankunft mit einer ihr selbst unerklärbaren Heiterkeit, die nur großen Seelen in entscheidenden Augenblicken eigen ist.

[2-94] Die Stunde schlug, welche ihr Karl bestimmt. Sie hörte ohne Erschütterung seinen gewohnten Schritt.

Auf ihr Geheiß waren Lucie und Marie in ihr Schlafkabinet getreten. Sie sollten Zeugen dieser letzten Unterredung sein.

Der Legationssekretair trat herein. In seinem Gesichte lagen die Spuren dieser traurigen Nacht. Er sah bleich und angegriffen aus, aber er hatte Nichts an seiner früheren Zuversicht verloren.

»Meine Freundin, meine holde Braut,« rief er Wanda zu, indem er wie gewöhnlich ihre Hand küßte, die sie ihm noch nicht zu entziehen wagte.

Die Gräfin konnte sich nicht eines leisen Schauderns bei diesem Zeichen der alten Vertraulichkeit erwehren.

»Haben Sie die Schrecken dieser Nacht glücklich überstanden?« fragte Karl besorgt.

»Sie kommen mir zuvor,« entgegnete Wanda ernst. »Ich hätte diese Frage zuerst an Sie richten sollen. Mein Leben war nicht bedroht, wie das Ihrige.«

»Ich habe nur an Sie gedacht und an die möglichen Folgen für Ihre Gesundheit. Nun bin ich beruhigt, da ich Sie wiedersehe, hold und reizend wie immer, von keinem Mißgeschick berührt. Es war eine dunkle Nacht.«

»Ja wohl eine dunkle Nacht,« wiederholte Wanda [2-95] mit ernstem Blick. »Ich gestehe, daß die Rückerinnerung mir schmerzlich ist.«

»Ein eigenes Mißgeschick,« setzte der Legations-Sekretair schnell hinzu, »mußte grade uns mit diesem Haufen in Berührung bringen. Wie oft, liebe Wanda, habe ich Ihnen wiederholt, wenn Sie sich Ihren humoristischen Schwärmereien hingaben, daß unser Volk eine rohe Masse ist, für deren Wohl die bevorzugten Klassen allerdings Sorge tragen müssen, die aber stets unbefähigt bleibt, selbstständig aufzutreten. Der Adel ist der geborne Vormund des

Volkes. Sie haben doch endlich mit mir die Ueberzeugung gewonnen, daß eine angestammte Roheit und Bosheit in der Menge herrscht.«

Der Legationssekretair verrieth augenscheinlich das Bestreben, so wenig als möglich den Hauptpunkt zu berühren. Er hielt sich zumeist bei allgemeinen Betrachtungen und Nebensachen auf. Die Gräfin that in diesem Augenblicke einen tiefen Blick in seinen Charakter. Der Schleier war zerissen, der ihr klares Auge verhüllt hatte. Sie sah hinab in den Abgrund seiner Seele. Selbst die Perfidie seiner politischen und socialen Lehren war ihr mit einem Male klar und ekelten sie an.

Wanda war der Verstellung gänzlich unfähig und doch durfte sie nicht schon jetzt mit ihren Gesinnungen [2-96] hervortreten. Sie hatte es sich zur Pflicht gemacht, den Baron ruhig anzuhören und zu prüfen. Ihr Stillschweigen ermunterte ihn.

»Allerdings,« bemerkte er, »war die Wuth des Arbeiters, mit welcher er meinen Tod verlangte, mir selbst befremdend, und leicht konnte der Verdacht entstehen, daß hier rein persönliche Motive unterlagen.« —

Der Legationssekretair sah bei diesen Worten Wanda lauernd an. Ihr Gesicht verrieth keine Spur von Bewegung und Neugierde, wie er erwartete. Dieses Benehmen verwirrte ihn, er sah sich genöthigt immer mehr in diese Angelegenheit mit einem Eifer einzugehen, die ihm nothwendig bis zur Selbstanklage führen mußte.

»Kannten Sie vielleicht den Arbeiter?« fragte Wanda, wie es schien absichtlos.

»Wie sollt' ich ihn kennen? Ich hatte ihn nie gesehn. Doch gestehe ich, daß seine Feindschaft gegen mich höchst wunderbar erscheint. Ich habe deshalb Erkundigungen eingezogen. Er soll ein Wahnsinniger sein und ist erst seit Kurzem der Charité entsprungen. Das dürfte Alles erklären. Ich habe bereits Sorge getragen, daß er in sein sicheres Gewahrsam wieder zurückgebracht wird.

»Der Mann interessirt mich. Ich kenne ihn aus früherer Zeit.«

[2-97] Unwillkürlich erblaßte der Legationssekretair. Wanda bemerkte den Wechsel seiner Farbe. Ruhig fuhr sie fort: »Ich habe unter wunderbaren Umständen seine Bekanntschaft gemacht. Er hat den Deputirten Dörner gerettet. Er trug den Verwundeten auf seinen Armen in unser Haus. Daß er wahnsinnig geworden, erhöht nur noch den Antheil, den ich an seinem Schicksal nehme. Erzählen Sie mir, was sie davon wissen.«

Auf's Neue suchte Karl in ihren Augen zu lesen. Ihr Blick begegnete dem seinigen kalt und fest. Jeder Versuch ihr räthselhaftes Wesen zu durchdringen, war von seiner Seite fruchtlos. Ihr Benehmen schien ihm dasselbe und doch wieder verändert, der Klang ihrer Stimme lieblich wie immer, nur vermißte er an ihr die frühere Innigkeit. Er glaubte sich zu täuschen. Das Bewußtsein seiner Schuld erfüllte ihn, je länger er sprach, mit einer an ihm nicht gewöhnten Unsicherheit. Er zürnte mit sich selbst, daß er seine Zaghaftigkeit nicht niederzukämpfen vermochte. Je ruhiger Wanda ihm gegenüber sich zeigte, desto schwankender ward er selbst. Noch einmal machte er eine gewaltige Anstrengung und sein Gesicht wenigstens, das er vollkommen in seiner Macht hatte, zeigte eine Unbefangenheit, während sein Herz von den Furien der Hölle bestürmt wurde.

Scheinbar gefaßt erwiederte er auf Wandas Fragen. »Es ist eine ganz gewöhnliche Geschichte. Der [2-98] Arbeiter hatte eine Geliebte, die ihm untreu geworden ist und darüber hat der Mann den Verstand verloren. Er sieht in Jedem seinen glücklichen Nebenbuhler und so that er mir auch die Ehre an, mich für den begünstigten Seladon seiner treulosen Schönen zu halten.« Ein verunglücktes Lächeln begleitete diese Worte des Legationssekretairs.

Wanda bebte vor dieser Herzlosigkeit zurück.

»Ich beklage den armen Rolf,« sagte sie bedeutungsvoll. »Es ist traurig hintergangen zu werden, glauben Sie nicht auch?«

»Sie sind heute in einer wunderbaren Stimmung, Comtesse. Was kümmert uns das Schicksal dieser Leute? Er ist ein Arbeiter und sie ein verlorenes Geschöpf voilà tout. Verscheuchen wir das Angedenken an diese Nacht. Es war ein wüster Traum, der glücklich vorüber gegangen ist.«

Marie konnte in dem Kabinete jedes Wort vernehmen, das in dem Zimmer gesprochen ward. Ein dumpfer Schrei entrang sich ihrer Brust, der Baron sprang von seinem Stuhle auf. »Was war das?« fragte er erschreckt?

Wanda antwortete nicht, ihre Hand hatte den Glockenzug gefaßt, der über ihrem Sopha hing. Sie war weit entfernt ein grausames Spiel mit ihrem Verlobten zu treiben. Nur die volle Ueberzeugung seiner [2-99] Schuld fehlten ihr immer noch. Mit zitternder Hand zog sie die Seidenschnur, der Vorhang, welcher ihr Schlafzimmer schloß, öffnete sich leise und Marie trat hervor, die bleiche Gestalt.

Der Legationssekretair hatte sein Gesicht dem Kabinete zugewandt. Er erschaute sie zuerst. Ein lauter Schrei entfuhr ihm voll Entsetzen. Sein Haar sträubte sich wild empor, seine Augen starrten unbeweglich auf Marie, seine Kniee wankten. Mechanisch griff er mit der einen Hand nach dem Tisch, um sich zu halten, die andere streckte er abwehrend in die Luft. Eine Todtenblässe erschien auf seinem Angesicht.

Er war entlarvt.

Der Schatten.

Madame Werner saß in ihrer Stube. Die Meubles standen an ihrem alten Fleck, der Nußbaumschrank und die Mahagoniservante prangten nach wie vor. An den Wänden hingen die alten Kupferstiche. Es waren noch immer dieselben Tapeten, dieselben Vorhänge, wie in früherer Zeit, aber mit der Besitzerin selbst schien eine große Veränderung vorgegangen zu sein. Sie hatte ihr Embonpoint eingebüßt, die frühere Rundung und Fülle ihrer fleischigen Arme verloren. Das Doppelkinn war eingeschrumpft, die strotzenden Wangen ab[2-100]gemagert. Die schielenden Augen hatten viel von ihrem früheren Glanz und Feuer verloren. Unheimlich düster leuchteten sie in den eingesunkenen Höhlen. Madame Werner mußte vielen Kummer erlebt haben, und so war es auch.

Ihre Tochter, die kleine Louise, hatte mit ihrem Musiklehrer ein Liebesverhältniß angeknüpft. Der junge Mann war in der letzten Zeit ein eifriges Mitglied des demokratischen Klubs geworden. Er trug einen Kalabreser Hut, unter dem die langen, braunen Locken malerisch niederwogten. Ein kleines schwarzes Bärtchen um Kinn und Oberlippe stand ihm zum Entzücken schön und sein Halstuch war stets, äußerst genial um den weißen Hemdekragen flatternd, lose geknüpft. Da er Bürgerwehrdienste im Künstlerkorps genommen hatte, so erschien er immer in der knappen Uniform, die natürlich seine schlanke Taille hob. Die kleine Louise konnte so vielen Reizen nicht länger widerstehen. Er sang bezaubernde Liebesduette mit ihr, zuweilen Freiheitslieder, wobei er seine dunklen Augen wild rollte. Er hatte selbst im Klub gesprochen und alle Freundinnen Louisens fanden seine Reden und seine Haltung wunderschön. Natürlich wurde die Kleine ihm zuliebe eine erklärte Demokratin und schwärmte für Freiheit und Emancipation.

Madame Werner, welche von ihren Geschäften [2-101] viel zu viel in Anspruch genommen wurde, hatte keine Ahnung von der Liebe ihrer Tochter zu dem Musiklehrer. Ihr Vermögen war bedeutend genug, um für ihr geliebtes Kind einst eine anständige Parthie zu finden. Es gab Kaufleute, selbst Assessoren und darunter ein armer Adliger, die mit beiden Händen zugegriffen und über die Mitgift, die Art und Weise, wie das Geld erworben, vergessen hätten. Madame Werner war eine äußerst zärtliche Mutter und das Glück ihres Kindes ihr einziges Lebensziel. In dieser verworfenen Frau, in dieser gemeinen Seele, abgestumpft für jedes bessere Gefühl, lebte eine Zärtlichkeit und Innigkeit für ihr Kind, wie ein Demant, der in Schmutz sich birgt. Für ihre Tochter darbte und sparte sie, für ihre Louise opferte sie sich auf. Jeder Wunsch war ihr ein Gebot. Eine leichte Unpäßlichkeit derselben versetzte sie schon in Verzweiflung. An ihrem Krankenlager brachte sie die Nächte schlaflos zu. Sie betete, was sie sonst nie that, für ihre Genesung auf den Knien.

Diese Liebe war mit einem wunderbaren Aberglauben verbunden. Um dieses reinen und unschuldigen Kindes Willen, hoffte sie Verzeihung ihrer Frevel vor Gottes Richterstuhl zu finden. Louise war für sie die Mittlerin zwischen ihr, der Sünderin, und dem erzürnten Himmel. Wenn dies Weib des Nachts erwachte, gequält von Furcht, voll Zweifel über das [2-102] Ende ihres Lebens, wenn die Schreckbilder ihrer Phantasie sie angrinsten und die drohenden Strafen der irdischen und himmlischen Gerechtigkeit wie Gespenster sie umlagerten, dann verließ sie das Bett, ergriff die Lampe, welche stets in ihrem Schlafzimmer brennen mußte und beugte sich über das schlummernde Kind. Sein Anblick verscheuchte die bösen Träume.

Rein und schuldlos lag Louise auf den weichen Kissen. Die blonden Locken umstrahlten, wie ein Heiligenschein die klare Stirn, welche keine Schuld getrübt. Ein glücklicher Traum gaukelte an ihr vorüber, denn sie lächelte. Leise hob und senkte sich die weiße Brust, von keiner Furcht beklemmt wie bei ihrer Mutter. Nachläßig hing unter der leichten Decke die feine Hand herab. Hier fand Madame Werner, was sie vergebens suchte, Ruhe und Frieden. Vor diesem Anblick flohen die finsteren Geister, die quälenden Dämonen.

Oft erwachte die Tochter von dem Kuß der Mutter im Schlummer aufgeweckt und umschlang schlaftrunken mit ihren zarten Armen die Sünderin, welche Trost und Labung aus diesem Anblick, diesen

Liebkosungen schöpfte.

Louise war das einzige Wesen, welches von ihr geliebt, ja angebetet wurde. So wuchs sie zur Jungfrau heran und mit ihr wuchs die Liebe dieser wunderbaren Mutter, wenn es möglich war. Die vorzüg[2-103]lichsten Lehrer wurden für sie gehalten, aber Louise besaß nur einen beschränkten Verstand und eine große angeborne Herzensgüte. Sie war ganz Hingebung und Zärtlichkeit. Die Dienstboten des Hauses trugen »das Kind,« wie sie, trotzdem sie schon erwachsen war, stets genannt wurde, auf Händen herum. Auch die Mutter hatte sich gewöhnt, die Jungfrau noch immer als Kind zu betrachten.

Es ist eine sehr häufige Erscheinung, daß Eltern ganz zu vergessen scheinen, wie ihre Kinder allmählich heranreifen und eine höhere Lebensperiode erreichen. Das tägliche Beisammenleben, läßt sie die stufenweise Entwickelung übersehn und überrascht, fast erschreckt stehen sie vor einem Wesen, das Wünsche und Leidenschaften in sich trägt, welche naturgemäß sich mit der Reife des Körpers und des Geistes zugleich entwickeln.

So erging es auch Madame Werner. Trotz ihrer Schlauheit und reichen Erfahrung war auch nicht die geringste Ahnung in ihr aufgestiegen, daß Louise noch eine andere Liebe, als die zu ihrer Mutter hegen könne.

Der Musiklehrer hatte die aufkeimende Neigung des jungen unerfahrenen Mädchen bemerkt und benutzt. Er verwendete noch mehr kokette Sorgfalt auf seine Toilette, er schnürte den Gurt seiner Uniform noch fester um die schlanke Taille, färbte sein Bärtchen [2-104] schwärzer, ließ seine Locken länger flattern, rollte seine Augen wilder, wenn er zu Madame Werner ging, um seine Lectionen zu ertheilen. Louise hatte zwar wenig Fortschritte in der Musik, desto größere in der Liebe gemacht. In wenig Tagen wurde die ganze Skala der Empfindungen von ihr durchlaufen. Voll Zärtlichkeit sank sie in die Arme des jungen Demokraten, der mit ihr von Liebe und Freiheit schwärmte, und doch dabei die irdischen Verhältnisse nicht aus den Augen ließ. Die Tochter der reichen Madame Werner war keine schlechte Eroberung für den armen Musiker, der aus natürlichen Gründen stark zum Communismus hinneigte.

Im Voraus überzeugt, daß seine Liebe von Madame Werner nicht eben sehr auf Begünstigung zu rechnen habe, suchte er Louise durch unauflösliche Bande an sich zu fesseln. Das reine und

unschuldige Kind unterlag seiner Versuchung um so leichter, je unbefangener sie war. Der erste Schritt war geschehen und eine Kette nie geahnter Verwirrungen und Fehltritte waren die nothwendige Folge für das Mädchen, welches den Zorn der Mutter fürchtete und mit gränzenloser Hingebung an dem Geliebten hing.

Wieder hatte sich Madame Werner eines Nachts schlaflos erhoben, um Frieden und Ruhe aus dem Anblicke ihres reinen Kindes zu schöpfen. Sie trat mit [2-105] der Lampe in das Zimmer, wo Louise gewöhnlich allein schlief, da die Werner oft nächtliche Besuche empfing, die der Tochter verborgen bleiben mußten. Leise auf den Zehen nahte sich die Mutter dem Lager und beugte sich herab, um ihren Kuß auf die schuldlose Stirn zu drücken. Das Bett war leer, Louise war mit dem Musiker entflohen.

Madame Werner schwankte und mußte sich an den Pfosten des Lagers halten. Sie glaubte sich zu irren, nicht recht gesehen zu haben. Noch einmal leuchtete sie mit der Lampe hin, das Bett war leer, die Kissen zeigten keinen Eindruck, keine Spur, daß Louise sie berührt. Sie hatte sich gar nicht niedergelegt. Rings herum lagen zerstreut Kleider und Weißzeug. Die Schränke standen offen, aber waren ausgeräumt, auf dem Nachttisch lag ein zugesiegelter Brief an Madame Werner adressirt. Sie erkannte die Schriftzüge ihrer Tochter, hastig, zitternd erbrach sie das Schreiben und begann zu lesen. Alles wankte rings umher. Sie konnte nicht zweifeln, Louise war entflohen. .

Der Dienstbote, welchen ihr lautes Schreien herbeigerufen, fand sie auf dem Lager der Tochter, die Hände ringend ausgestreckt. Sie hatte die Nachthaube voll Schmerz von ihrem Haupte gerissen, das wirre schwarze Haar umflog sie wild, wie Sturmgewölk. Ihre Augen blickten starr zur Decke empor, ihre [2-106] Muskeln waren vom Krampf erfaßt, sie stieß von Zeit zu Zeit ein furchtbares, hysterisches Lachen aus.

Das Mädchen schauderte vor dem Anblick und wich entsetzt zurück.

Plötzlich sprang die Werner auf, furienartig durchstürmte sie die Zimmer, die sie bewohnte, mit der Lampe in der Hand, welche bei der hastigen Bewegung zu erlöschen drohte und mit ihrem flackernden Licht die gespenstische Scene beleuchtete. Vor einem Schrank blieb die Werner stehen, kniete nieder, riß ein Schlüsselbund von ihrem Unterrock und öffnete mit zitternden Händen den Schub, wo sie ihre Kostbarkeiten und ihr Geld

bewahrte. Er war leer. Der Musiker hatte leicht einen Nachschlüssel mit Hülfe Louisens sich zu verschaffen gewußt und den Schrank ausgeräumt.

Der Verlust des Geldes gab Madame Werner die Sprache wieder, welche sie über die Flucht der Tochter verloren hatte.

Furchtbare Flüche stieß sie gegen den Musiker aus. Sie überließ sich der ganzen Heftigkeit ihres energischen Charakters, raufte sich das dunkle Haar, zerschlug die Brust, und heulte laut, wie ein wildes Thier. Der Dienstbote zitterte vor diesem Ausbruch einer, wie es ihr schien, wahnsinnigen Wuth.

Keine Thräne war bis jetzt aus dem starren Auge der Werner geflossen. Die Natur hatte ihr den be[2-107]sänftigenden Thau, den Balsam für das leidende Menschenherz versagt. Der Quell der Empfindung war vertrocknet. Sie machte eine furchtbare Anstrengung, um zu weinen. Ihr Gesicht verzerrte sich zu einer häßlichen Fratze, aber sie vermochte keine Thräne hervorzupressen. Wie ein furchtbares Gewitter, wenn die Elektrizität sich zum Unmaaß angesammelt hat, nun Blitz auf Blitz schleudert und seinen dröhnenden Donner rollen läßt, ohne erquickenden, die Spannung behebenden Regen, so ließ die aufs höchste gesteigerte Wuth ihr Auge thränenleer. Sie hatte nur Verwünschungen und Flüche, aber keinen Trost. Nur eine so kräftige Natur, wie die Werner, konnte einen solchen Sturm ertragen, jede andere wäre unterlegen. Sie starb nicht daran, sie erkrankte nicht einmal, aber ihre Kraft war gebrochen. Ihr schwarzes Haar war in kurzer Frist ergraut, ihr Aussehn hatte sich furchtbar verändert, sie war mager und gelb geworden.

Trotz aller Anstrengungen, welche die Werner gemacht, um den Zufluchtsort ihrer Tochter zu entdecken, waren alle ihre Bemühungen bis jetzt fruchtlos gewesen. Wahrscheinlich hatte sich der Musiker mit Louise nach Frankreich oder England begeben. Madame Werner lebte seit dieser Zeit einsamer und zurückgezogener als je. Der Name ihrer Tochter kam nie über ihre Lippen, das Bild derselben, welches in ihrem Zim[2-108]mer hing, hatte sie hinwegschaffen lassen. Sie vermochte nicht die Züge des einzigen Wesens mehr zu sehn, das sie allein und wahrhaft geliebt und von dem sie schmählich hintergangen worden war. Die Nemesis hatte sie ereilt, das göttliche Strafgericht ihr Herz an der einzigen Stelle getroffen, wo es noch verwundbar war.

Ihre Geschäfte setzte sie nach wie vor fort. Ihre einzige

Leidenschaft war jetzt das Geld geworden. Sie besaß noch immer in Staatspapieren ein bedeutendes Vermögen, welches dem Musiker entgangen war. Sie lieh es wieder auf Pfänder und Hypotheken zu ungeheuren Intressen aus, und half junge Verschwender und heruntergekommene Familien mit einer teuflischen Bosheit ruiniren. Sie haßte alle Menschen, sie traute Keinem mehr, seitdem sie von ihrer Tochter betrogen worden war.

Einige Wochen waren seit der Flucht Louisens vergangen. Die Werner saß in ihrem Lehnstuhle vor dem Schranke, den sie jetzt mit dreifachen künstlichen Schlössern versehen hatte. Es dämmerte bereits und das Zwielicht warf einen matten gelben Schein durch die großen Spiegelscheiben. Die Meubles und Geräthschaften schimmerten in wunderlicher Beleuchtung, welche ihnen eine gespenstische Lebendigkeit verlieh. Die Roccocokommode schien sich von ihrem Platze aus [2-109] vor der glänzenden Servante zu verneigen, und in einem fort Knixe zu machen, wie eine alte Dame im Reifrock, voll guter Lebensart. Der geschnitzte Stuhl aus Eichenholz schnitt ein verdrießliches Gesicht und dehnte und streckte sich, als wäre er müde vom langen Sitzen und wollte wieder da stehn hoch und stattlich, wie einst, da er noch ein junger Baum im grünen Walde war. Die Bilder in den Goldrahmen konnten es auch nicht mehr aushalten auf der Leinwand und dem Papier festgebannt, und strebten hervorzutreten aus dem engen Raum und wieder zurückzukehren in das Leben, dem sie abgestohlen waren. Aus dem Spiegel guckten allerlei Gestalten hervor und schnitten Fratzen und Gesichter. Von den Tapeten lösten sich die Blumensträuße und Guirlanden ab und fielen auf den Boden nieder. In den gelben Vorhängen flüsterte es und wisperte, auf dem Boden des Zimmers schlichen und schlürften leise geisterhafte Tritte. In jedem Winkel wurde es lebendig und regte sich. Ein grauer Schatten huschte leise durch die Thür herein und beugte sich über den Stuhl, auf dem die Werner saß, welche den Schrank geöffnet, um mit habgierigen Blicken ihren Schatz zu mustern. Da lagen die Pfänder, auf welche sie Geld geborgt, silberne Leuchter und Löffel, die einst beim frohen Mahl geglänzt, goldene Ringe, Liebespfänder einer schöneren Zeit, Ketten und Uhren, holder [2-110] Frauen Schmuck. Die Werner war ganz in diesen für sie entzückenden Anblick vertieft. Sie sah nicht den grauen Schatten, der sich über den Stuhl gebeugt und mit funkelnden Augen sie betrachtete.

Ein Wiedersehn.

Nachdem die Werner ihren Schatz betrachtet, schloß sie den Schrank mit den Doppelschlössern zu und erhob sich von ihrem Stuhl. Das gelbe Zwielicht war verschwunden, es war dunkel in dem Zimmer geworden. Sie schickte sich an Licht zu holen. Sie fühlte sich unheimlich in der Finsterniß, und haßte die Nacht mit ihren Schrecken. Als sie sich umwandte, stand der graue Schatten hoch aufgerichtet in schwankenden zerfließenden Umrissen vor ihren Augen und doch erkannte sie ihn gleich.

Sie zitterte vor dieser unerwarteten Erscheinung, wie vor einem Gespenst, das dem Grabe entstiegen war. Der Schreck preßte ihre Kehle zusammen, sie konnte nicht einmal um Hülfe schrein. Der graue Schatten wies gebieterisch auf einen Stuhl und das sonst so beherzte Weib folgte ihm mechanisch, willenlos. Sie setzte sich und er hockte neben ihr auf dem Lehnsessel, [2-111] der in ihrer Nähe stand. Sie sprachen nicht, keiner wagte das erste Wort zu reden. Es war ein furchtbares Wiedersehn. Nach einer Pause stöhnte die Werner erst: »mein *Mann*«.

»Ich bin es,« sagte der Schatten, der ihr Aechzen gehört. »Ich komme heut, um Rechenschaft zu fordern. Ich bin nicht todt, wie Du glaubst, auch nicht mehr wahnsinnig. Ich weiß, Gott lebt noch, er ist nicht gestorben durch die Bosheit der Menschen. Hörst Du Weib, er lebt.«

Die Werner zitterte, der Schatten fuhr mit klangloser Stimme fort.

»Er lebt, um die Schlechtigkeit zu strafen. Er wird Dich vernichten in seinem Zorn, denn Du hast mehr Sünden in einem Tage begangen, als Sodom und Gomorrha, so lange es stand.«

Das entsetzte Weib verhüllte ihr Gesicht.

»Ich war Dein Mann,« sagte der graue Schatten dumpf, »ich liebte Dich. Als ich Dich zum Weibe nahm, war ich geachtet und geehrt, kein Makel haftete auf meinem Namen. Du ruinirtest mich in Jahresfrist durch Deine Verschwendung und durch Deinen Uebermuth. Du überredetest mich und ich ward aus Liebe zu Dir ein muthwilliger Banqueroutier. Die Leute wiesen mit Fingern auf mich. Sprich ist das wahr?«

[2-112] Die Werner stöhnte ein leises »Ja« aus der gepreßten Brust hervor.

»Zuerst warst Du nur leichtsinnig, dann wurdest Du auch schlecht. Du hast Papiere verfälscht, Pfandbriefe radirt und

abgeändert. Die Sache kam heraus, Du schobst die Schuld auf mich. Ich widersprach Dir nicht, obgleich ich schuldlos war und litt die Strafe für Dich, denn ich liebte Dich. Drei Jahre hatte ich im Zuchthaus zugebracht. Kannst Du es leugnen?«

»Nein, nein,« ächzte das Weib.

»Ich kam zurück. Du hattest indeß Deine Zeit nicht verloren. Ein Liebhaber war zu Dir ins Haus gekommen und dann ein anderer und noch einer. Du hast ein Kind in meiner Abwesenheit geboren. Ich sah Alles, ich schwieg und duldete, denn ich liebte Dich. Ich konnte nicht von Dir lassen, ich war gefangen von einem bösen Zauber. Kein Vorwurf kam über meine Lippen; ist das wahr?«

Die Werner konnte nur noch mit dem Kopfe nicken. Sie brachte kein Wort mehr hervor.

»Du nahmst mich auf bei Dir, nicht wie Deinen Mann, wie einen Hund behandeltest Du mich. Ich mußte von dem Abfall leben, mehr arbeiten, als Dein Dienstbote, Du lebtest in Saus und Braus und mich ließest Du darben. Du galtest in der Nachbarschaft für eine ehrenwerthe Frau und [2-113] ich für einen Betrüger. Ich klagte nicht, ich sprach nicht, denn ich liebte Dich. Ich trug Dein Kind, das nicht das meine war, auf den Armen, ich bewachte seinen Schlummer, weil ich wußte, daß es Dich freute.«

Das Weib seufzte tief bei der Erinnerung an die verlorne Tochter. Ueber das Gesicht des grauen Schatten flog das Lächeln einer schrecklichen Zufriedenheit.

»Eines Nachts kamst Du zu mir, ich lag schlaflos auf meiner Lagerstätte. Es ist schon länger als zwanzig Jahre her, aber ich denk' es noch wie heute. Du setztest Dich zu mir, Du küßtest mich, was Du schon lange nicht gethan. Du versprachst mir zu leben, wie früher, Du schwurst darauf einen heiligen Eid, Du zeigtest mir Geld und ein Kind, das bei Dir aufgezogen ward, den Sohn einer Frau, wie Du, welche von ihrem Gatten getrennt lebte, wie Du von mir. Sie war in Deiner Wohnung niedergekommen. Du solltest die Frucht ihrer Schande bewahren und auferziehn. Du erhieltest viel Geld, aber Deinem habsüchtigen Gemüthe genügte Alles nicht. Du verriethst das Verbrechen der Frau für Geld an ihren Gatten, aber sein Weib war reich, reicher als er, darum ließ er sich nicht von ihr öffentlich scheiden, obgleich sie schon seit Jahren getrennt von einander lebten. Das Kind, [2-114] den Bastard, wollte er auch nicht dulden. Denn der Sohn in der ungeschiedenen Ehe gezeugt, galt als sein und ihr Erbe nach dem Rechte des Landes, obgleich der Mann

nicht der Vater war. Er wandte sich an Dich, er bot Dir eine große Summe, wenn Du das Kind, wie er sich ausdrückte, beseitigen wolltest. Du schaudertest vor keinem Verbrechen zurück, Du warbst mich zum Genossen. Du warst zu feig, um Deine schwarzen verruchten Pläne auszuführen. Darum wecktest Du mich in jener Nacht. Ich sollte mit dem Kinde fortreisen von Berlin und es unterwegs ermorden. Du drücktest mir das Messer in die Hand. Ich nahm das Kind, um Deinen Willen auszuführen, denn ich liebte Dich. Ich verließ den Wagen und schlug mit dem Kinde einen Fußsteg ein, der in ein dichtes Gebüsch führte, dort wollte ich die That für Dich vollbringen. Ich vermochte es nicht. Das Kind blickte mich so freundlich an und lächelte, das Messer sank aus meiner Hand. Es lebt.«

»Es lebt,« wiederholte mechanisch die Werner. »Es lebt.«

»Ich übergab es armen Leuten, die es auferzogen. Ich zahlte für das Kind das Geld, das ich von Dir, als Theilnehmer Deiner vermeintlichen Blutschuld, erpreßte. Der Knabe lebt und ist ein Mann geworden. Sein Vater ist todt, die Mutter todt und er der Erbe [2-115] einer Million, wenn er die nöthigen Papiere sich zu verschaffen weiß. Du hast sie und wirst sie herausgeben.«

Die Werner wurde von einer neuen Furcht ergriffen. »Du willst mich aufs Schaffot bringen,« schrie sie entsetzt, »und Dich dazu. Du lügst, er lebt nicht mehr.«

»Er lebt,« antwortete der Schatten, »er ist hier und fordert von Dir sein Eigenthum. Weib mach mich nicht rasend. Ich bin jetzt nicht mehr verliebt in Dich, gieb die Papiere heraus, oder es geht Dir schlecht.«

Die Werner zögerte noch immer. Der Schatten hatte ihren Arm ergriffen und zerrte sie mit nie geahnter Riesenkraft zu dem Schrank. Das Weib sah sich in seiner Gewalt. »Gut,« sagte sie, »ich will Dir die Papiere geben, aber schwöre mir, daß Du keinen Gebrauch vor Gericht gegen mich machen willst. Um des Himmels Willen mache mich nicht unglücklicher, als ich schon bin und denuncire mich nicht bei der Justiz. Schwöre mir und ich will Dir Alles geben, Papiere, Geld, ja selbst Geld, wenn Du welches willst. Ich habe nicht viel, ich bin arm, bin bestohlen worden von einem Niederträchtigen. Möge er zu Grunde gehn und von Ungeziefer gefressen werden. Er hat mir mein Kind, meine Tochter, ent[2-116]führt, mein Geld gestohlen, meine Juwelen genommen. Mein Geld, meine Juwelen, meine Tochter!« jammerte die Werner.

Der graue Schatten sah mit Schadenfreude den wilden Schmerz dieser Frau, welche sein Weib noch immer war.

»Das war Gottes Strafgericht,« sagte er mit dumpfem Ton.

»Giebt es denn einen Gott?« fragte die Werner entsetzt.

»Es giebt einen Gott,« antwortete der Mann von seinem früheren Wahnsinn geheilt. »Er ist nicht todt, er lebt, um zu richten und zu strafen die Schuldigen.«

»Dann schwöre mir bei ihm, daß Du mich niemals denunciren willst,« schrie die Werner mit wilder Hast. Sie, die so viele Eide gebrochen, so viele Meineide geschworen, traute dem Schwure ihres Mannes.

»Gieb die Papiere und ich schwöre Dir,« sagte der graue Schatten feierlich. »Doch ich muß zuvor sehn, ob es die rechten sind.«

Er nahm aus seinem grauen Rock ein Feuerzeug und eine Wachskerze hervor und machte Licht. Die Werner öffnete einen geheimen Schub im Schranke und langte nach einigen vergilbten Papieren, welche sorgfältig eingebunden waren. Während sie das eine [2-117] Ende noch immer mißtrauisch festhielt, reichte sie ihrem Manne die Dokumente zur Prüfung hin.

»Hier ist die Rechnung der Hebamme quittirt,« sagte sie, »für Madame Lischnitz, hier das Taufzeugniß, hier der Meldezettel des Neugeborenen auf der Polizei.«

»Er ist also gemeldet worden und getauft auf den Namen Lischnitz,« fragte der Schatten, während er sorgsam die Papiere betrachtete.

»Freilich,« entgegnete die Werner. »Die Frau hat ihren wahren Namen genannt, keinen falschen, wie ich ihr angerathen, damit der Knabe als das Kind ihres Mannes von den Gerichten anerkannt, ohne Widerspruch als ihr Erbe einst auftreten könne.«

»Das ist gut,« murmelte der Mann. »Die Papiere sind richtig, wie ich sehe.«

»Dann schwöre.«

Der Mann that, wie die Werner verlangte. Sie lieferte ihm, nachdem er den furchtbarsten Eid geleistet, die Papiere ohne Widerstand aus. Der graue Schatten entfernte sich, wie er gekommen, kaum den Boden berührend. Die Werner blieb einsam zurück. Angegriffen von dem unerwarteten Wiedersehn, sank sie zusammengebrochen in ihren Lehnstuhl nieder.

Auf dem Köpniker Felde steht ein einsames Haus, nicht weit von der neuen Anstalt Bethanien. Der [2-118] Erbauer hatte Bankerott

gemacht und deshalb konnte das Gebäude nicht vollendet werden. Nur die untere Etage war fertig geworden, die oberen blieben unbewohnt. Nicht einmal die Fenster waren eingehängt, die leeren Rahmen starrten wie die Höhlen eines Todtenschädels. Die rothen Ziegeln harrten noch auf den Putz. Das Haus, kaum unter Dach gebracht, schnell und nothdürftig aufgerichtet, war schon wieder dem Verfall anheimgegeben, ein trauriges Bild so mancher Erscheinung und Einrichtung dieser Zeit. Dorthin wendete der Schatten seine Schritte. Er klopfte dreimal an die verschlossene Thür, erst auf dieses Zeichen wurde geöffnet.

»Ich bin es, Rolf,« flüsterte der Schatten leise in der Dunkelheit. »Komm herein, mein Junge, schließe die Läden und mache Licht.«

Der Maschinenbauer that, wie der Schatten ihm geheißen. Seit dem Zeughaussturm und der Begegnung mit dem Legationssekretair hielt er sich bei dem ehemaligen Wahnsinnigen verborgen. Durch seine Freunde hatte er erfahren, daß er polizeilich verfolgt werde. In diesem Winkel suchte ihn kein Mensch, selbst in der Nachbarschaft galt das Haus für unbewohnt. Rolf hatte seit seinem letzten Aufenthalte in der Stadtvogtei die Freiheit doppelt lieb. Er konnte nicht den Gedanken ertragen, zwischen dicken Mauern [2-119] eingesperrt zu sitzen, während draußen der Aufruhr tobte und, wie er glaubte, eine neue Revolution im Anzug war. Bei Tag hielt er sich verborgen, nur des Nachts verließ er sein Versteck und mischte sich unter das Volk. Hier wußte er, daß er sicher war. Die Polizei wagte damals noch nicht ihn zu verhaften, wenn er unter der Menge, die ihm gehorchte, verweilen wollte.

Daß Marie noch lebe, wußte er nicht, er glaubte noch immer eine überirdische Erscheinung gesehen zu haben, einen abgeschiedenen Geist, der ihn von der gerechten Rache im entscheidenden Augenblicke abgehalten. Sein Gefährte, für alles Wunderbare leicht gestimmt, bestärkte ihn in dieser Annahme.

Zwischen ihm und dem ehemaligen Wahnsinnigen, der im Genusse der Freiheit auch seinen Verstand wieder erhalten, herrschte jetzt kein Geheimniß mehr. Rolf wußte, daß der graue Schatten einst der Mann der berüchtigten Werner war, aber auch der Maschinenbauer hatte seinem neuen Freunde Nichts vorenthalten und allmälig seine Lebensgeschichte von Jugend auf erzählt. Der Schatten hörte aufmerksam zu, dann rieb er sich die Stirn, als wollte er sich auf eine vergessene Geschichte besinnen, und indem er Rolf genauer betrachtete, frug er ihn nach allen

Details, besonders seiner Kinderjahre.

[2-120] Der Maschinenbauer gab an, daß er bei einem armen Schuhmacher aufgewachsen sei, der ihn als Kind bei sich aufgenommen, daß er keine Lust zu dem Handwerk seines Adoptivvaters und der damit verbundenen sitzenden Lebensweise gezeigt habe. In Folge dieser Abneigung ward er zu einem Schlosser in die Lehre geschickt. Ein ungestümer Trieb hatte ihn zur Wanderschaft geführt. Nachdem er an vielen Orten als Geselle gearbeitet, nahm ihn Herr Borsig in seine Anstalt auf. Zwei Jahre hatte er dort fleißig und redlich gearbeitet, zufrieden mit seinem Geschick. Die jüngsten Ereignisse rissen ihn aus dem gewohnten Wirkungskreis heraus. Er war jetzt ohne Arbeit, ein Proletarier.

Je länger und je öfter der Schatten diese Nachrichten hörte, desto nachdenklicher wurde er. Die Ueberzeugung gewann immer festeren Boden in ihm, daß Rolf das Kind war, welches er auf Geheiß der Werner tödten sollte, und das er bei den armen Leuten in dem Dorfe untergebracht und einige Zeit unterstützt hatte. Alle Angaben Rolfs stimmten mit seinen Erlebnissen überein und jeder Zweifel schwand, als der Schatten eines Tages verreiste, um den alten Schuhmacher aufzusuchen, der Rolfs Pflegevater gewesen war.

Der Schatten liebte den Maschinenbauer, wie einen Sohn. Er kannte die Verhältnisse von Rolfs [2-121] Mutter genau und wußte, daß dieselbe eine überaus reiche Frau war. Auf Erkundigungen, die er mit vieler Gewandtheit und List einzuziehen wußte, erfuhr er, daß die Frau sowohl, wie der Mann mit Hinterlassung entfernter Verwandten ohne Testament gestorben, und daß ein Vermögen von nahe einer Million zurückgeblieben sei.

Seit dieser Kunde hatte der Schatten keine Ruhe mehr. Rolf, sein Freund, das einzige Wesen, das er liebte, war nach seiner Ansicht unzweifelhaft der rechtmäßige Erbe dieses ungeheuren Vermögens, wenn er sich die Dokumente seiner Geburt zu verschaffen im Stande war. Dunkel erinnerte sich der Schatten, daß seine Frau im Besitz dieser Papiere sich befinden müsse. Zu diesem Zwecke eilte er zu ihr und es gelang ihm, wie wir gesehn haben durch seine bloße Erscheinung, diese wichtigen Dokumente ihr zu entreißen.

Als Rolf mit dem Licht hereintrat flog der Schatten in seine Arme. Der Maschinenbauer war bereits gewohnt an das wunderliche und außerordentliche Benehmen des früheren Wahnsinnigen, der viel von seiner früheren Extravaganz zurückbehalten hatte.

»Nimm und lies,« rief der Schatten, indem er Rolf die vergilbten

Papiere hinreichte.

»Taufzeugniß für Ewald Lischnitz. Was geht das mich an.«

[2-122] »Goldsöhnchen, Goldsöhnchen,« sagte der Schatten, indem er vor Freuden hin- und herflog, daß die Schöße seines dünnen grauen Rockes wie Flügel sich ausbreiteten. »Du selbst bist ja der Ewald Lischnitz, kein anderer als Du und Besitzer einer Million dazu.«

Der Maschinenbauer fürchtete einen neuen Anfall des Wahnsinns für seinen Freund, und sah ihn verwundert an.

»Glotze nur, glotze nur,« kicherte der Schatten voll inniger Lustigkeit. »Ich bin nicht verrückt. Gott lebt und ist nicht gestorben. Es stinkt zwar auf der Welt und auch in Berlin gar sehr, aber nicht weil die Welt verwest. Ich weis, was ich sage und nun höre mich geduldig an.«

Aus dem Munde des Schattens erfuhr Rolf die Geschichte seiner Geburt und Jugendzeit. Trotz der Versicherungen seines Freundes erschien ihm Alles nur, als wie ein Traum. Er konnte es nicht fassen, nicht glauben. Noch immer zweifelte er an dem Verstande seines Freundes.

»Und selbst wenn diese Geschichte wahr wäre, wenn ich Besitzer einer Million würde, was nützt es mir?« seufzte er tief. »Was sollen mir die Schätze dieser Welt ohne Sie, ohne Marie.«

Nur auf die dringende Bitte seines Freundes, den er nicht kränken wollte, steckte er die Papiere, denen er [2-123] keinen Werth beimaß, ein, und gab das Versprechen, so bald als möglich seine Ansprüche geltend zu machen.

Der Adel.

Die Tribunen des Sitzungssaals für die Nationalversammlung waren überfüllt. Generäle, Diplomaten und die Elite der Gesellschaft hatten sich in den Logen eingefunden, welche für die auswärtigen Gesandten bestimmt waren. In einer derselben saß der Graf Selz in stolzer Haltung neben seiner Tochter. Es fand eine wichtige Berathung statt, der Artikel der Centralabtheilung über den Adel wurde vorgelesen, derselbe lautete: Es giebt im Staate weder Standesunterschiede, noch Standesvorrechte, noch einen besondern Adelsstand.

In den aristokratischen Kreisen, welche sich eingefunden, hörte man bei diesen Worten ein leises Flüstern und Murmeln. Auf

einigen Gesichtern schwebte ein ironisches spöttisches Lächeln. Es befanden sich hier Männer, welche bereits eingeweiht waren in die Pläne der Zukunft und im voraus wußten, daß die Nationalversammlung mit beschleunigten Schritten ihrem Ende entgegen gehe.

Neben dem Grafen Selz saß sein Busenfreund, der [2-124] alte General. Derselbe zog seine goldene Dose hervor und sprach, indem er eine Priese nahm:

»Was sagen Sie zu dieser Wirthschaft, lieber Graf?«

»Sie wird zum längsten gedauert haben. Hoffentlich hat dies Spiel bald ausgespielt. Man ist, wie ich gehört habe, zu energischen Maßregeln entschlossen.«

»Dem alten Pfuel traue ich nur nicht, ich erkenne ihn nicht wieder. Sollten wir uns in ihm getäuscht haben?«

»Er hat uns gedient. Noch einige Tage und er wird abtreten müssen.«

»Und dann?«

»Dann,« ergänzte der Graf, »wird man die Gesellschaft nach Hause schicken und wenn sie nicht gutwillig geht, mit den Bajonetten auseinandertreiben.«

Der alte General strich den grauen Bart und lachte herzlich zum ersten Mal seit den Märztagen.

»Ich gönne es dem miserablen Volk. Sie haben mir meine einzige Freude noch gestört mit ihrer verdammten Aufhebung der Jagdgerechtigkeit. Wie lange wird’s dauern und wir haben keinen Haasen und kein Hochwild mehr. Meine Bauern schießen mir Alles vor der Nase weg. Ein Hirsch oder ein Reh wird sich in einem Jahre als eine Merkwürdigkeit sehen lassen können.«

[2-125] Der alte General lachte über seinen Witz so laut, daß man aus der Journalistenloge um Schweigen bat.

Ein junger Offizier hatte neben Wanda die Stelle des Legationssekretairs eingenommen. Sie mußte ihn dulden. Er war ihr Cousin.

»Gnädige Cousine,« sagte er, indem er lächelnd seine schönen Zähne zeigte, »unverschämte Menschen, diese Deputirten da. Wollen den Adel abschaffen, lächerlich! Der Adel ist so alt, wie die Welt und wird bestehn, so lange als die Welt besteht. Nicht wahr, Arthur, das ist auch Deine Meinung?«

Der junge Graf, der in Schleswig-Holstein muthig gekämpft, und mit Ehren geschmückt nach Berlin zurückgekehrt war, sah den

Frager verwundert an. Er hatte in finstrem Unmuthe die Zähne übereinanderbeißend dagesessen. Seine Auge schoß vernichtende Blitze auf diese Versammlung nieder, welche seine Heiligthümer angetastet. Wie aus einem Traume aufgeschreckt, fuhr er empor.

»Der Adel wird ewig, wird unsterblich sein,« rief er mit leuchtenden Augen. »Er ist der Träger der Geschichte bei allen Völkern gewesen. Jede große That ward von ihm vollbracht. Seine Kämpfe leben im Gesange im Munde des Volkes. Er bewahrt den goldenen Stern der Ehre in seiner Brust und trägt das Banner der Treue vor seinem König her. Wehe denen, [2-126] die seine heiligen Rechte antasten und an seine Krone fassen.«

Halb mit Mitleid, halb mit Wohlgefallen ließ Wanda ihr schönes Auge auf dem Bruder weilen. Wie ein Paladin, wie ein Held aus dem Sagenkreise des Königs Arthur stand er da in edler Haltung, das stolze Gesicht verschleiert von einem tiefen Schmerz.

»Armer Arthur,« seufzte die Gräfin leise, »Du kamst zu spät. Du begreifst nicht diese Zeit, nicht diese Menschen.«

Sie selbst verfiel in tiefe Träumerei. Vor ihren Augen schwebte ein glänzender Zug edler Gestalten, die Ahnen ihres erlauchten Hauses, stolze Ritter in hellem Waffenschmuck, schöne Frauen in ehrwürdiger Tracht, und sie selbst mit ihrem Bruder und ihren Eltern wandelten in der Prozession. Ein finstres Schloß stand auf einem Bergesgipfel, die Zinnen und Gatter schauten düster nieder, von dem grauen Thurme blies der Wächter schmetternd sein Willkommen der hohen Herrschaft zu. Die Zugbrücke rasselte nieder, paarweise zogen ihre Ahnen in die Burg ihrer Väter. Sie ging an Arthurs Seite, die letzte in dem großen Zuge. Da rief eine Stimme, die ihr so lieb geworden: »Wanda! Wanda!« Sie zögerte, sie wandte sich um und das Schloß war verschwunden. Sie stand weit, weit entfernt von den Ihrigen in einem holden Thal an [2-127] der Seite eines Mannes, der sie umschlungen hielt. Statt der stolzen, finstern Burg lachte ihr ein Hüttchen entgegen, mit Reben bekleidet und mit Blumen bekränzt.

Ein Redner weckte sie aus diesen Träumereien. Dörner stand auf der Bühne, er sprach gegen den Adel. Sie wagte nicht, ihn anzublicken und zitterte bei dem bekannten Tone seiner oft gehörten Stimme. »Bis in die neueste Zeit habe ich selbst mich gescheut, dem Adel seinen Schmuck mit seinen Vorrechten zu nehmen,« begann er mit bewegter Seele, »aber jetzt habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß ein Uebel nur durch Ausrottung aller

seiner Wurzeln und Fasern vollständig zu beseitigen ist. Fortan soll nur eine Aristokratie, die der Gesinnung und Bildung bestehn, nur ein Adel, der Seelenadel. Ich richte an die adligen Mitglieder dieser hohen Versammlung die Bitte: verzichten Sie selbst auf einen leeren Titel zu Gunsten der Volksfreiheit.«

Ein stürmischer Beifall von der linken Seite des Hauses und den Tribünen, welche von bürgerlichen Zuhörern dicht besetzt waren, begrüßten den Schluß der Rede. Wanda, in holder Selbstvergessenheit stimmte in den allgemeinen Jubel ein. Ihre aristokratische Umgebung mißbilligte mit verwunderten Blicken und spitzen Worten das unerklärliche Benehmen der Gräfin.

»Was fällt Deiner Schwester ein,« fragte der [2-128] Cousin den stolzen Arthur, »diesem Phrasenmacher Beifall zu klatschen?«

»Ich begreife nicht.«

»Besucht nicht dieser Herr Dörner Euer Haus?«

»Ich glaube,« antwortete Arthur zerstreut. Ein leiser Verdacht stieg in seiner Seele auf, den sein Stolz vergebens niederzukämpfen suchte.

Eine Hofdame zischelte der Baronin Platen, der Mutter des Cousins in das Ohr. »Finden Sie nicht, Baronesse, das Benehmen der jungen Gräfin seit einiger Zeit höchst auffallend? Sie compromittirt sich bereits öffentlich. Man spricht, daß sie den Legationssekretair aufgeopfert, um eine bürgerliche Liaison zu schließen.«

»Sie ist eine Selz,« entgegnete stolz die Baronesse, »und kann sich nie so weit vergessen.«

»Aber warum hat sie mit dem Baron gebrochen?«

»Sie hat überspannte Ideen von der Ehe. Daran ist nur die fromme Erziehung Schuld. Denken Sie nur, meine Liebe, sie verzieh ihrem Bräutigam eine Jugendsünde nicht.«

»Mein Gott, dann dürfte man gar nicht heirathen,« sagte die Hofdame, die seit Jahren bereit war, um den Preis der Ehe jede Jugendsünde zu verzeihn.

»Meine Nièce ist höchst extravagant.«

»Schade, sie ist so schön und besitzt auch Geist.«

[2-129] Das Geflüstere und spöttische Lächeln wurde so auffallend, daß es weder dem Grafen noch Wanda selbst entgehen konnte. Beide verließen in Begleitung Arthurs den Saal verstimmt und bestiegen den Wagen, der am Eingange des Schauspielhauses ihrer wartete. Sie fuhren nach Haus, Niemand unterbrach das Stillschweigen, welches Allen gleich peinlich war. Wanda zog sich

sogleich auf ihr Zimmer zurück. Erschöpft sank sie in einen Stuhl nieder. Unwillkürlich dachte sie an Dörner. Aus dem Munde Mariens und Luciens hatte sie seine stumme, hingebende Liebe vernommen. Sie verglich sein Benehmen mit dem ihres früheren Verlobten und konnte ihm weder ihre Achtung noch Bewunderung versagen. Seit der Verlobung mit dem Legationssekretair hatte er nur selten seine Besuche der gräflichen Familie abgestattet. Wanda hatte ihn flüchtig gesehn und sein bleiches leidendes Aussehn war ihr selbst damals aufgefallen, obgleich sie den Grund desselben nicht errieth.

Seitdem sie mit dem Baron gebrochen, fühlte sie zwar sich frei, aber eine quälende Leere war in ihrem Herzen zurückgeblieben. Die frische Wunde blutete noch. Ihre Umgebung, welche ihrem Willen nicht entgegentrat, aber den auffallenden Bruch mißbilligte, verstand es nicht, ihre kränkelnde erregte Seele zu beruhigen. Täglich mehr gereizt, sah Wanda eine Kluft [2-130] zwischen ihrem Leben und der Anschauungsweise der Ihrigen entstehn, die sich stets vergrößerte. Die Gesetze der Sittlichkeit, die Ideen von Freiheit und Wahrheit, welche in ihrer Seele sich entwickelten und befestigten, waren nicht die der sogenannten feinen Welt. Ihr klarer Verstand sträubte sich gegen das Herkommen, gegen die Formen, welche ihr jedes höheren Inhalts beraubt erschienen. Sie durchschaute die Fehler und Mängel einer Gesellschaftsklasse, der sie angehörte, an die sie mit tausend Banden sich gefesselt sah und hatte doch nicht den Muth, sie zu zerreißen. Sie litt fürchterlich und rang nach einem Ausweg, um dieser Verwirrung, die ihrer reinen und wahren Natur so gänzlich widersprach, zu entgehn.

Durchaus weiblich, fehlte ihr ein starkes Wesen, dem sie sich offenbaren, an das sie sich anlehnen durfte. Den Legationssekretair mußte sie aufgeben, Arthur, sowie der Vater standen ihren Ansichten schroff entgegen. Beide haßten, wenn auch aus verschiedenen Gründen, die neueren Ideen, welche sich so gewaltig dem Gemüthe der Gräfin aufdrängten. Da wandte sich der Blick Wandas unwillkürlich auf Dörner hin. Noch war es ihm gestattet, das Haus des Grafen zu besuchen. Er vermied zwar in dieser aristokratischen Gesellschaft jedes Gespräch, das verletzen konnte, doch es gab Augenblicke, in denen seine Zurückhaltung [2-131] schwand und seine Begeisterung für die neue Weltgestaltung in mächtiger Beredsamkeit, wie ein silberner Springquell, mächtig hervorbrach. Solche Momente hatten für Wanda einen hohen

Werth, sie wurden um so mehr von ihr festgehalten, je seltener sie ihr zu Theil wurden.

Dörner wurde in der letzten Zeit, trotz der vielfachen Beziehungen, in welchen er zu der gräflichen Familie stand, mit einer gewissen, fast beleidigenden Kälte aufgenommen. Der Graf konnte ihm nie verzeihn, daß er auf der Linken saß, Arthur, daß er für den Steinschen Antrag gesprochen und gestimmt hatte. Dörners Stolz war verletzt und er wollte trotz seiner Liebe, die er selbst bei näherer Kenntniß der Verhältnisse des Hauses als hoffnungslos betrachtete, seine Besuche einstellen.

Doch wenn Wanda mit milden bittenden Blicken ihn gleichsam um Verzeihung anflehte für die Zurücksetzung und Vernachlässigung, die er von den Ihrigen erlitt, wenn sie ein gütiges Wort ihm zuflüsterte, so gab er alle seine Vorsätze auf und suchte von Neuem den Kreis auf, der ihn eben so sehr anzog, als von sich stieß.

Auf diese Weise hatte sich zwischen Dörner und der Gräfin ein eigenes Verständniß gebildet. Leise, unsichtbare Fäden knüpften ein geheimes Band. Der gegenseitige Umgang war für Beide bereits zum Be[2-132]dürfniß geworden und ohne Worte, ohne Sprache hatten sie ihre Liebe einander gestanden, eine Liebe zart und duftig wie die Nachtviole, die verschämt nur dem Dunkel der Nacht ihren Blüthenkelch erschließt.

An die Stelle der Unzufriedenheit war in Wanda ein heiterer Frieden eingekehrt, eine Ruhe in dem Geliebten. Ihre blasse schmachtende Wange hatte sich mit einem sanften Roth gefärbt, ihr Auge war strahlender als sonst, ihr Gang elastischer, ihr Auftreten entschiedener. Diese Veränderung, welche dem mütterlichen Auge der alten Gräfin nicht entging, wurde der heilenden Kraft der Zeit zugeschrieben. Die fromme gute Dame war die einzige in der Familie, welche die Trennung von dem Legationssekretair nicht mißbilligte und an ihrem Busen durfte Wanda ihren Schmerz über diese erste verhängnißvolle Täuschung ihres Lebens ruhig ausweinen.

Wanda war nur kurze Zeit seit ihrer Rückkehr aus der Nationalversammlung auf ihrem Zimmer allein gewesen, als der Graf mit aufgeregtem Wesen eintrat. Die Gräfin empfing ihn stehend. In der Familie lebte noch ein strenger Respekt der Kinder für die Eltern, welcher mit Gewissenhaftigkeit beachtet wurde. Nur selten betrat Graf Selz ihre Wohnung, es mußte eine wichtige

Angelegenheit sein, die den Vater zu der Tochter führte. Wanda ahnte die Be[2-133]deutung dieser Stunde und ihr Herz, zwar gefaßt, pochte laut.

Der Graf setzt sich so, daß er der Gräfin mit seinen strengen Blicken in das Angesicht sehen konnte. Er fixirte sie mit seinen scharfen Augen. Wanda erröthete vor dieser Prüfung, obgleich sie kein Bewußtsein einer Schuld in ihrer reinen Seele trug.

Der Graf redete im Zorn seine Kinder stets mit »Sie« an.

»Comtesse,« begann er nach einer ernsten Pause, »Ihr Benehmen macht mir und Ihrer Mutter in der letzten Zeit vielen Kummer. Sie haben eine Verbindung aufgelöst, welche mir Ihr Glück zu sichern schien. Ich habe Ihre Gründe geehrt, obgleich sie keineswegs ausreichend sind. Sie haben die Hand eines Mannes verschmäht, der zu einer hohen Stellung vermöge seiner Gesinnungen und Talente berufen ist. Eine jugendliche Verirrung, wie sie in der Gesellschaft täglich vorkommt, haben Sie zum Vorwand Ihrer Abneigung genommen. Ich habe Sie nicht zwingen wollen, obgleich die Macht in meinen Händen lag.«

»Mein Vater,« bat Wanda mit flehenden Blicken.

»Unterbrechen Sie mich nicht,« fuhr der Graf mit erhöhter Stimme fort. »Ich wollte Ihren überspannten Begriffen von Moralität und Sittlichkeit nicht entgegentreten. Ich gab Ihnen nach, aber meine väter[2-134]liche Güte hat seine Grenzen. Wenn Sie je vergessen könnten, was Sie der Ehre Ihres Hauses schuldig sind, wenn Sie ein Verhältniß anknüpften mit einem Manne, der als Feind der Gesellschaft, als Verräther an König und Vaterland in meinen Augen steht, dann würden Sie die ganze Strenge meines väterlichen Zornes zu erfahren haben. Ich werde Sorge tragen, daß Sie weder mich, noch sich entehren können.«

Die Gräfin wollte sprechen, der Graf winkte ihr gebieterisch mit der Hand zu schweigen.

»Vertheidigen Sie sich nicht. Selbst bloße Verdachtsgründe entscheiden hier mein Handeln. Sie werden Berlin verlassen und sich nach Breslau zu Ihrer Tante, der Generalin von Linden, begeben, deren Obhut Sie empfohlen sind. Machen Sie die nöthigen Abschiedsvisiten, treffen Sie Ihre Vorbereitungen zur Reise, damit die Welt sich nicht in unnöthigen Muthmaßungen erschöpft.«

Der Graf verließ seine Tochter mit einem kalten vernichtenden Blick. Wanda sank erschöpft in die Kissen ihres Divans nieder. Ein heißer Thränenstrom erleichterte ihr gequältes Herz. Sie schmerzte

zumeist die rohe Hand des Schicksals, welche den Schleier vor einem Geheimniß hinweggerissen, das ihr selbst ein heiliges unenträthseltes Mysterium noch war.

[2-135] Dörner erhielt zur selben Stunde ein Billet des Grafen, das in höflichen Ausdrücken seine fernern Besuche einzustellen bat. Er zerknitterte das Schreiben unmuthig in seiner Faust.

Der Abschied.

Jene berühmte Frau, welche wir in dem Salon des Ministers kennen gelernt hatten, saß oder lag vielmehr auf dem grünen mit Leder überzogenen Divan ihrer Bibliothek. Auf dem großen Tische, der vor ihr stand, ruhten einige vortreffliche Gypsmodelle, Füße und Hände von außerordentlicher Schönheit. Ein gelungener Abguß der florentinischen Venus diente zum Stützpunkt für die aufgeschlagene Vulgata, welche in lateinischer Sprache vor ihr lag. An der weißgetünchten Wand hing eine Copie der herrlichen Io von Corregio, die das Original kaum vermissen ließ. Es war derselbe Farbenschmelz, dieselbe selige Liebestrunkenheit, dieselbe Vergeistigung der Sinnlichkeit, wie sie Corregios Meisterhand hervorgezaubert. Die heilige Flamme der Liebe durchglühte und verzehrte den irdischen Körper, hingegeben dem Himmlischen, dem Gott. Das Bild war ein Symbol der großen freien Seele, die in diesen Räumen waltete. Die ausgezeichnete [2-136] Frau schien tief in Gedanken versenkt. Ein Buch, welches sie eben in ihren Händen gehalten, war ihr entfallen. Sie knüpfte eine Welt an die Zeilen an, die sie gelesen, eine Welt voll tiefer und begeisterter Anschauungen, flammender Wünsche und heißer Gebete zu dem Genius der Menschheit. Das Weh und Elend dieser Erde, welches der Schriftsteller, den sie durchforscht, lebendig dargestellt, zog an ihr vorüber. Ihre Seele rang nach Erlösung für die tausend und abermal tausend von leidenden Brüdern. Sie zogen an ihr vorüber, ein langer, unübersehbarer Zug trauriger Gestalten: hungernde Greise, jammernde Mütter, trotzige Verbrecher, verzweifelnde Männer, Proletarier und Parias der Gesellschaft. Sie streckten die Hände zu ihr empor, sie flehten um Hülfe mit brechenden Augen und abgezehrten Händen. Das Gehirn der hohen Frau brannte heiß, ihre Pulse pochten, ihr Herz blutete. Sie schloß die Augen schwindelnd vor dem Abgrund, welcher sich vor ihr aufgethan. Dieselbe Gluth, welche die Sybillen antrieb zu prophezeien und die Pythia auf

ihrem Dreistuhl erfaßte, hatte sie ergriffen. Sie nahm ihre Feder und schrieb auf das Papier unsterbliche Worte der Begeisterung.

Ich nenne nicht den Namen dieser Frau, sie ist bekannt und berühmt.

Zu ihr hin drängte es auch Wanda. Vor ihrem [2-137] Scheiden mußte sie die Freundin sehn und sprechen. Der berühmten Frau that die Unterbrechung wohl, sie hieß die Gräfin mit gewohnter Freundlichkeit willkommen.

»Liebe Gräfin,« sagte die moderne Pythia, »setzen Sie sich hier mir grad gegenüber, daß ich in Ihre schönen braunen Augen sehen kann, aus denen der Genius der Liebe strahlt.« Wanda erröthete, die kluge Frau bemerkte es und fuhr mit feinem Lächeln fort. »Nicht wahr, vor mir läßt sich Nichts verbergen?«

»Es ist kein Feuer, keine Kohle so heiß,
Als heimliche Liebe, von der Niemand was weiß.«

»Sehen Sie, Gräfin, ich habe es errathen; das große Geheimniß einer schönen stolzen Seele liegt vor mir offenbar und ich freue mich daran, wie an einer edlen Frucht, die in einer andern Zone reift als der unseren. Ich weiß Alles, liebes Kind, Sie haben den Muth gehabt, einem Vorurtheil zu trotzen und darum lieb ich Sie um so mehr. Man muß der Philisterwelt um die Ohren schlagen, daß es schallt. Haben Sie Courage?«

»Ich habe Muth genug, um mein Leben an das Höchste zu setzen,« flüsterte Wanda bewegt.

»Das ist Recht, Gräfin. Man muß sein Leben an das Höchste setzen. Das ist wunderschön und tief, was Sie da gesagt. Alles Hohe in der Welt bezahlt [2-138] man mit dem höchsten Preis, mit dem Leben selbst. Für die Wahrheit starb Sokrates und Jesus und die Liebe ist dasselbe, was die Wahrheit ist. Glauben Sie mir, eine schöne Liebe macht den Menschen frei und wahr. Das hab' ich selbst an mir erlebt.«

Die Stimme der wunderbaren Frau zitterte merklich. Sie dachte der Jugendzeit, und ihrer Hingebung an den größten Genius aller Jahrhunderte, zu dessen Füßen sie einst saß, das dunkle Haupt ruhend in dem Schooß des gewaltigen Olympiers.

Eine tiefe Rührung hatte beide Damen ergriffen; als sie aufblickten lehnte Dörner an der Thür, in Betrachtung versenkt. Als Freund war er leise eingetreten. Sein Klopfen wurde nicht gehört. Wanda stand bei seinem Nahen auf, als wenn sie sich entfernen

wollte und dennoch zögerte ihr Fuß; Dörner begrüßte sie, die Frau vom Hause winkte ihm zum Niedersitzen.

»Denken Sie,« sagte sie, »die Gräfin kommt, um Abschied zu nehmen, heut zu mir.«

»Ich weiß es,« antwortete er dumpf. Wanda wagte nicht empor zu sehn, sie wußte nicht, ob sie bleiben, ob sie fliehen sollte.

»Ich weiß,« wiederholte Dörner mit leiser Stimme zu Wanda gewendet, »daß Sie gehn. Mit Ihnen geht mein Glück.«

[2-139] »Mein Vater will es,« antwortete die Gräfin bedeutungsvoll.

»Und Sie gehorchen,« erwiederte er mit Bitterkeit.

»Was soll ich beginnen? Entscheiden Sie.«

Diese Worte wurden schnell und heimlich gewechselt. Es waren die ersten Klänge dieser zarten Liebe, die schüchtern bis jetzt kein Geständniß gewagt. Die Bedrängnisse des Augenblicks öffneten ihr Herz, wie ein Windstoß die Hülle der Knospe sprengt, die sonst gezögert hätte aufzublühn.

Die berühmte Frau fühlte ein inniges Mitleid mit den jungen Herzen, die für einander schlugen.

»Ich will Euch glücklich machen,« sagte sie in einer Anwandlung jener Laune, welche sie wie eine Inspiration ergriff. »Ihr seid es beide werth. Benutzt den Augenblick, in dem sich eine Ewigkeit verbirgt. Gebt mir die Hände. Ihr liebt einander. Zerreißt die Bande, welche die Welt um Euch gezogen, werdet frei, frei, wie der Genius in Euch. Ihr habt Euch herausgefunden unter Tausenden, in den Wirren und Drangsalen dieser Gesellschaft Euch erkannt. Wollt Ihr die Wahrheit Euch nicht eingestehn, wie der große Haufe, der feig sich selbst aufgegeben hat?«

Betroffen und überrascht schauten die beiden Liebenden sich an.

[2-140] »Ich bin die Priesterin der neuen Welt,« fuhr die moderne Pythia begeistert fort. »Ich bin gekommen einen schöneren Glauben zu verkünden, die Religion der Wahrheit und der Liebe. Kraft meines inneren Berufs will ich Euch traun, Geist mit Geist, denn Ihr gehört Euch an. Ein heiliges Sakrament hat Euch verbunden. Gedanke mit Gedanke, Idee mit Idee hat sich in Euch schon längst vermählt. Hier steht Ihr vor mir nicht im Heiligthum und doch geheiligt selbst, geheiligt durch den Geist, der Euch vermählt, der in Euch lebt und aus Euch spricht. Wer kann Euch trennen? Ihr gehört Euch an für alle Ewigkeit. Der irdische Besitz ist eitel und leer vor solchem innern himmlischen Umfassen. Gebt Euch die Hände, das ist das Symbol der neuen Kirche, der Ihr angehört. Wie Hand in

Hand geschlossen liegt, so ruht in Euch Seele in Seele tief versenkt und heimlich geborgen. Was nun auch kommen mag, Ihr seid getraut. Gebt Euch die Hände.«

Tief ergriffen reichte Dörner seine Hand der Gräfin hin, welche die ihrige ihm nicht länger weigerte. Eine feierliche Stille herrschte in diesem wunderbaren Moment.

Die berühmte Frau umarmte die Gräfin, welche weinend an ihre Brust sich lehnte, Dörner führte ehrfurchtsvoll die Hand seiner großen Freundin an seine Lippen.

[2-141] »Ein schöner Cultus soll die neue Religion beleben,« sagte sie mit dem ihr eigenthümlichen milden, wehmütigen Lächeln. »Der Kuß ist das Symbol jedes Sakraments. Mit dem Kusse begrüßt die glückliche Mutter das neugeborne Kind und weiht es ein für den Lebensbund, als Glied des großen Ganzen, von dem Liebe empfangen, dem es Liebe geben soll. Mit dem Kusse umschlingt der glühende Jüngling seine Braut und haucht seine Seligkeit in diesem Zeichen aus, weil jede Sprache zu arm für dieses Glückes Fülle ist. Einen Kuß drücken wir den geliebten Todten auf die bleiche Stirn, die letzte Gabe, eh die schwarze Erde ihn umfängt, das Unterpfand einer Treue, die mit dem Tod nicht stirbt.«

Während dieser Rede hatte Dörner Wanda umschlungen und hauchte leise einen Kuß voll Innigkeit auf ihre süßen Lippen.

»Ihr seid getraut,« sagte mit zufriedenen Blicken die berühmte Frau. »Ueber die Bedrängnisse des Lebens hinweg trägt Euch das sichere Gefühl des innern Glücks. Es werden düstere Zeiten kommen, schlimmere Tage, als wir sie bis jetzt gesehn. Die Gesellschaft will denselben Höhenpunkt erreichen, auf dem nur wenig Auserwählte angelangt. Das große Dogma heißt die Glückseligkeit Aller. Die Verwirklichung desselben liegt tief in der menschlichen Natur [2-142] begründet. Jeder will leben und sich des Lebens freun. Die Menschheit wird nach diesem Ziele streben, aber ehe die tausend Fesseln springen, welche sie gebunden halten, wird sie kämpfen müssen manche heiße, blutige Schlacht. Mit Thränen und Schmerzen wird jedes neue Sein geboren. Habt Ihr doch selbst unter schwerem Ringen Euch erst frei gemacht. Wer aber wie Ihr das Ziel erreicht und auf der Höhe steht, darf nicht in sel'ger Selbstvergessenheit da droben schwelgen. Nach unten müßt Ihr schaun, wo die armen Brüder mühsam keuchend mit schwerer Last beladen denselben Weg, die steile Höhe des Lebens zu erklimmen suchen. Reicht Eure Hand den Mühseligen, Verzweifelnden

entgegen, hebt sie zu Euch empor. Fürchtet nicht, daß sie Euch niederziehn und traut der eigenen Kraft, die nicht ruhen darf, so lang ein Mensch noch unter Euch verzweifelt. Versprecht mir, daß Ihr kämpfen wollt, wie ich.«

Die Gräfin hatte mit Entzücken dieser Sprache gelauscht. Sie war sich ihres Ziels und Strebens immer klarer geworden. Sie fühlte das Bedürfniß, ihre Thätigkeit dem großen Ganzen zuzuwenden. In sich selbst befriedigt und ruhig über die Zukunft gelobte sie sich eine Kämpferin des Geistes zu werden, wie jene berühmte Frau. Dörner selbst hatte schon längst diese Bahn betreten und über die politischen Fragen und par[2-143]lamentarischen Schlachten, nicht das Hauptziel seines Lebens außer Acht gelassen.

Als der Abend dämmerte, nahm Wanda von ihrer hohen Freundin tief ergriffen Abschied. Die berühmte Frau segnete das schöne holde Mädchen, mit dem sie in inniger Geistesverwandtschaft sich wußte. Ruhig reichte Wanda ihrem Geliebten die zarte Hand. Mit leuchtenden Augen voll innerer Zuversicht sagte sie, sich von ihm losreißend: »Wir sehen uns einst wieder.«

Am andern Morgen verließ sie in Begleitung des Vaters Berlin, um sich zu ihrer Tante nach Breslau zu begeben. Dörner blieb zurück. Er verlebte in ihrer Abwesenheit bewegte schmerzliche Tage. Die letzten Schicksale der Nationalversammlung reiften seinen Entschluß. Die Stadt des passiven Widerstands war ihm verhaßt, er setzte sein Vertrauen in die Provinzen. Die Hoffnung, Wanda vielleicht zu sehn und zu sprechen, führte auch ihn nach Schlesien.

[2-144][2-145][2-146]

Zweites Buch.

[2-147]

Die Stadtverordneten.

Auf dem Comptoir des Herrn Müller in der alten Haupt- und Residenzstadt Breslau herrschte eine große Thätigkeit. Sein Geschäft florirte schon seit langer Zeit. Die Firma Müller und Compagnie galt für eine der trefflichsten am Ort, ihre Wechsel wurden auf der Bank ohne Bedenken honorirt und alle Welt hielt Herrn Müller für einen höchst soliden und achtungswerthen Handelsherrn. An dem Schreibpulte ritten vier Commis auf ihren Drehstühlen, copirten Briefe, übertrugen Rechnungen und führten das große Handelsbuch. Im Allerheiligsten, einem durch ein braun angestrichenes Holzgitter abgetrennten Raum, saß Herr Müller selbst, der Chef des Hauses mit seinem ersten Buchhalter, einem alten Junggesellen, dessen Finger stets von Dinte schmutzig blieben, mochte er auch waschen, so viel er immer wollte.

Eine tiefe Stille war in dem Comptoir. Man hörte Nichts, als das Schwirren der Federn, das Rauschen des Papiers, das Klingen des Geldes, welches eingezählt wurde und den einförmigen Takt der alten schwarzwälder Uhr.

[2-148] Herr Müller war in seine Korrespondenzen ganz vertieft. Er hatte die Gewohnheit, jeden Brief selbst zu lesen und in kurzen Worten seinem Buchhalter die passende Antwort zu dictiren. Dieser stand dienstbeflissen hinter dem Stuhle seines Prinzipals. Durch Jahre langen Verkehr war eine gewisse Aehnlichkeit und Gleichmäßigkeit in der Thätigkeit und der Bewegung dieser beiden, sonst höchst verschiedenen Männer eingetreten. Jedesmal, wenn Herr Müller über den Inhalt eines Schreibens den Kopf verwundert oder mißbilligend schüttelte, verfehlte nicht Herr Bräslein, so hieß der Buchhalter, mit seinem kahlen Haupte grade wie sein verehrter Prinzipal heftig zu wackeln. Griff Herr Müller nach seinem ostindischen Taschentuch und schnäutzte sich die Nase, so fühlte

der Buchhalter dasselbe Bedürfniß in demselben Augenblick. Nahm Herr Müller eine Prise aus seiner goldenen Tabatiere, so zog gewiß Herr Bräslein sogleich seine silberne Dose hervor und stopfte mit den schmutzigen Fingern sich die Nase voll. Kurz, Herr Bräslein war die treuste Copie, das wahrste Abbild des reichen Handelsherrn. Natürlich mußte er auch Mitglied des constitutionellen Vereins werden, als Herr Müller dieser Partei beigetreten war, welche ihm einzig und allein die nöthige Garantie für Ruh und Ordnung zu bieten schien.

Seit dem Jahre 1840 hatte Herr Müller, wie die [2-149] ganze Breslauer Kaufmannschaft vor dem März, der liberalen Opposition angehört. Er war für Preßfreiheit und Volksvertretung und hatte als Stadtverordneter die bekannte Petition in dieser Angelegenheit hauptsächlich angeregt. Mit seiner Familie besuchte er die Gesellschaft Lätitia, die vorzugsweise im Ruf des Liberalismus stand, später war er Mitglied der freisinnigen Bürgerressource geworden. Er unterstützte durch seinen großen Einfluß die Wahl des Oberbürgermeisters Pinder und lebte mit ihm im innigsten Freundschaftsverhältniß. Gegen das Ministerium Eichhorn war er besonders wild, Religionsfreiheit schien ihm ein natürliches Bedürfniß, das keinem Menschen verkümmert werden dürfe. Deshalb interessirte er sich für die Deutschkatholiken und Herr Ronge mußte einigemal an seinem Tische speisen. Verbotene Schriften waren seine einzige Lectüre, in jeder Tasche trug er gewöhnlich zwei Brochüren, welche die Polizei damals mit Beschlag belegte.

Seit dem vereinigten Landtage bewunderte er Vinke und schwärmte für Beckerath, Camphausen und Hansemann. Letzterer war sein Ideal und das Bildniß des geehrten Wollhändlers und muthigen Volksvertreters hing mit Immortellen bekränzt in seinem Comptoir neben dem Preiscourant und Börsenkours. Herr Müller war sogar mit den Behörden vor dem März [2-150] in Conflict gerathen. Er hatte ein Diner zu Ehren eines allgemein geehrten, liberalen Justizraths veranstaltet, um Verdienste desselben, die er sich bei der Vertheidigung des Papierfabrikanten Schlöffel erworben, durch ein großartiges Zweckessen zu feiern, an welchem außer vielen andern politischen Notabilitäten der freisinnigen Stadt Breslau auch Heinrich Simon, der berühmte Verfasser der Schrift: »Annehmen oder Ablehnen,« Theil genommen hatte. Bei diesem Mahle wurden äußerst freisinnige Toaste auf die Herrn Simon und

Schlöffel ausgebracht und der Veranstalter deshalb zur polizeilichen Untersuchung gezogen.

Nach der Märzrevolution stellte Herr Müller den bekannten Antrag auf Absendung der Deputation an den König. Mit diesem letzten Akt seiner politischen Thätigkeit hatte er den höchsten Gipfelpunkt aller seiner liberalen Bestrebungen erreicht. Er wurde zwar noch Mitglied des demokratisch-constitutionellen Clubbs, aber, wie er im vertrauten Kreise zu äußern pflegte, gingen ihm die jungen Leutchen dort zu weit. Der Hauptgrund seiner Unzufriedenheit jedoch war gekränkte Eitelkeit. Sein Talent fand nicht die gerechte Anerkennung in dem Verein, der sich bei seinen phrasenreichen, inhaltslosen Reden zu langweilen schien. Seit den Wahlen hatte er offen mit der demokratischen Partei gebrochen. Er hoffte mindestens Wahlmann [2-151] zu werden und war seinem Flickschneider unterlegen. Das war zu viel für den reichen Handelsherrn. Er fühlte das Bedürfniß, der Demokratie, welche alles Bestehende vernichten wollte, energisch entgegenzutreten und stiftete mit einigen Gesinnungsgenossen, ehemaligen Liberalen, wie er selbst, den constitutionellen Centralverein, dem sich Herr Bräslein auch pflichtschuldigst angeschlossen hatte.

Es war im Monat November 1848, als Herr Müller, wie wir gesehn, mit Lesung seiner weitläufigen Correspondenzen sich beschäftigte. Er hielt ein Schreiben wichtigen Inhalts in der Hand. Gedankenschwer schüttelte er sein Haupt und murmelte für sich: Staatsschuldscheine 75¼, schlesische Pfandbriefe 88 1/12, Niederschlesisch-Märkische 65, Cöln-Mindener 72, Friedrich-Wilhelms-Nordbahn 37⅛. »Lesen Sie,« sagte er plötzlich laut zu seinem Buchhalter, indem er das Schreiben diesem überreichte.

Dieser las mit näselnder Stimme. Geschäfte flau; wenn sich unsere politischen Verhältnisse nicht bald ändern, dürfte Muthlosigkeit bald um sich greifen. Das Vertrauen zum Weizen ganz nachgelassen. Von Rübsen Nichts verlangt. Kleesaat vernachläßigt, weiße Saat bedingt 6—7 Thaler, von allen Qualitäten wird nichts angetragen. Spiritus gewaltig geschmolzen, so daß wir höher gegangen sind. In Zink nichts [2-152] gehandelt, Offerten ohne Käufer. Post Scriptum. Wie ich eben höre, will sich die Nationalversammlung permanent erklären. Was sagen Sie dazu? Ich habe mich mit großen Verlusten von der Politik ganz zurückgezogen und bin zufrieden mit jedem Ministerium, wenn wir nur Ruhe bekommen, wie zuvor. Ihr Adolphus Hirsch.

Nachdem Herr Bräslein geendet, schüttelte er ganz, wie sein Prinzipal, das Haupt und seufzte schwer.

»Sehen Sie,« sagte Herr Müller im salbungsreichen Ton, »das verdanken wir Alles nur der Demokratie. Was kümmert sich Herr Stein und Elsner darum, ob nach Zink kein Begehr; denken Sie nur lieber Bräslein, nach Zink kein Begehr!«

Der Buchhalter sah erschüttert zur Decke hinauf als wollte er dort oben Antwort auf diese furchtbare Frage suchen, warum nach Zink kein Begehr.

»Ja, die Deputirten treiben es doch gar zu toll,« bemerkte er nach einer Pause, da ihm eben keine andere Redensart eingefallen war.

»Toll,« rief Herr Müller gereizt, »toll? sagen Sie lieber unverschämt. Was soll daraus werden, wenn es so fort geht. Kein Geschäft, keine Nahrung. Wir müssen alle zu Grunde gehen. Sie wissen, ich bin immer liberal gewesen, aber alles doch mit Maaß. Ich habe selbst für die Freiheit gelitten und ihr Opfer gebracht.«

[2-153] Der reiche Handelsherr liebte es auf sein politisches Märtyrerthum anzuspielen und sich und Andere daran zu erinnern, daß er einst in polizeilicher Untersuchung gewesen war.

»Ja, Herr-Müller,« bekräftigte der Buchhalter, »Sie haben für die Freiheit viel zu viel gethan.«

»Nicht zu viel, aber genug um nicht für reactionär zu gelten; aber was nützt das? Heut zu Tage wird Jeder für einen Reactionär gehalten, der noch einen ganzen Rock am Leibe trägt. Der Communismus nimmt schrecklich überhand. Wir gehen entschieden der Anarchie entgegen, wenn die Regierung nicht bald energische Maßregeln trifft.«

Vielleicht hätte Herr Müller seine Philippika gegen die Demokratie noch weiter fortgesetzt, wenn nicht ein Bote eingetreten wäre, der den würdigen Handelsherrn unterbrochen, indem er ihn zu einer außerordentlichen Sitzung der Stadtverordneten beschied.

Herr Müller ordnete noch die nöthigen Geschäfte an und begab sich dann nach dem Sitzungssaal; die Räume desselben waren vollgedrängt. Auf den Sitzen hatten sich die Vertreter zahlreicher als je eingefunden. Außerhalb der Barre befand sich ein großes, bewegtes Publikum, das mit Erwartung und Spannung auf die Beschlüsse harrte, welche in dieser hochwichtigen Angelegenheit von der Stadt Breslau, deren Gewicht nicht [2-154] gering zu veranschlagen war, gefaßt werden sollten. Es war ein feierlicher Augenblick.

Der Vorsitzende, Doktor Regenbrecht, eröffnete die Versammlung mit einer Einleitung. Er sagte: »bei der jetzigen Staatskrisis ist es nöthig, daß Alles wie ein Mann dastehen muß. Ist die Nationalversammlung unsere rechtmäßige Vertreterin, so müssen wir sie auch unterstützen, damit sie das Bewußtsein erlange, auf Hülfe zählen zu können. Es fragt sich, ob die Versammlung nicht nur der Krone, sondern auch der Nationalversammlung ihre Ansicht kund zu geben habe; auch halte ich dafür, daß die Einwohnerschaft durch Plakate von dem Willen der Stadtbehörden in Kenntniß zu setzen ist und zur Ruhe, aber auch zum ernsten, festen Zusammenhalten ermahnt werde.«

Nachdem der Redner gesprochen und unter großem Beifall abgetreten war, fand während einer kurzen Pause eine allgemeine Mittheilung statt.

»Wissen Sie,« sagte ein liberaler Handschuhmacher zu seinem Nebenmann, »daß es heute noch losgehn kann.«

»Um Gotteswillen,« rief Herr Müller, welcher in der Nähe saß. »Was sollen wir hier in Breslau anfangen? Wenn die Berliner ruhig sind, so ist es am gescheutesten, wir bleiben hier auch still., Was kommt dabei heraus?«

[2-155] »Die Berliner warten nur auf uns.«

»Jeder ist sich selbst der Nächste,« antwortete der Kaufmann im höchsten Grade durch diese Nachricht aufgeregt. »Mögen sie doch ihre Haut zum Markte tragen, wenn sie Lust dazu haben. Ich bin durchaus für den passiven Widerstand, der imponirt.«

»Das Volk ist sehr erbittert,« bemerkte der Handschuhmacher, »und wenn wir keine energischen Beschlüsse fassen, die ihm genügen, so giebt es heute noch Skandal. Wie ich in die Sitzung ging, habe ich an der Kornecke einen großen Trupp gesehn, der auf Magistrat und Stadtverordnete offen schimpfte und mit Mord und Todtschlag allen Constitutionellen drohte.«

Herr Müller fühlte einige Beklemmung bei dieser Nachricht und gelobte sich im Stillen, höchst liberal zu sein. Unbewußt unterlag ein Theil dieser Versammlung dem Terrorismus der Massen und der Furcht vor denselben.

Nachdem wieder die nöthige Ruhe eingetreten war, ergriff der jetzige Bürgermeister das Wort. Der Magistrat hält es für Pflicht zu offenbaren, was zum Frommen des Staates und der Stadt ersprießlich sei. Er erkennt den Irrthum des Königs, herbeigeführt durch üble Rathgeber an, er erkennt, daß ein Ministerium regiere,

welches unmöglich sei, er erkennt auch [2-156] die Würde und Festigkeit der Nationalversammlung an, doch sind sowohl die Freiheit, als die Rechte der Krone zu wahren und der Widerstand gegen die letztere kann zunächst nur passiv sein. Der Vorschlag des Magistrats lautet schließlich dahin, einen Aufruf an die Bewohner der Stadt zur Ruhe und eine Adresse an den König zu veranlassen, in welcher gesagt werde, Breslau halte das Ministerium Brandenburg für unmöglich, verlange ein volksthümliches Ministerium und bitte, von jeder Bevormundung der Nationalversammlung abzustehn.

Diese Rede beruhigte einigermaßen das ängstliche Gemüth des Herrn Müller, bei der Erwähnung des passiven Widerstands nickte er sogar bestimmend mit dem Kopf und lächelte, indem er eine Prise nahm. Aber der heutige Tag war für den reichen Handelsherrn kein günstiger. Der Kours seiner Stimmung blieb einem andauernden Wechsel unterworfen und fortwährend schwankte sein Gemüth zwischen Furcht und Hoffnung auf und ab. Während der folgenden Diskussion, an welcher sich ein alter liberaler Maurermeister und ein junger constitutioneller Bäcker und Stadtrath betheiligten, wobei letzterer gar sehr seine gewohnte Ruhe und Besonnenheit vergaß, und wie Herr Müller meinte, gänzlich aus dem Häuschen gefahren war, kündete der bekannte Zahnarzt mit seinem ewig diabolischen Lächeln [2-157] unerwartet eine Deputation der gesammten demokratischen Vereine an.

»Die fehlen grade noch,« flüsterte Herr Müller seinem Nachbar, einem praktischen Arzte zu.

»Die ganze Sache scheint mir faul,« entgegnete der Arzt, dem eine gewisse nüchterne und scharfe Beobachtungsgabe zu Gebote stand. »Wir richten doch nichts aus.«

»Das ist ganz meine Ueberzeugung,« lieber Doctor, »aber es muß doch etwas geschehen.«

»Freilich für den Augenblick um das Volk zu beruhigen, es ist sehr aufgeregt.«

»Man schlägt uns Alle todt,« jammerte Herr Müller, auf's Neue in Furcht und Angst gesetzt.

Mittlerweile hatte die Versammlung einstimmig den Beschluß gefaßt, die Deputation der Bürgerwehr und sämmtlicher demokratischen Vereine anzunehmen. Dieselbe wurde durch den Zahnarzt eingeführt. An der Spitze standen meist bekannte politische Charaktere, auffallend waren nur die jugendlichen

Physiognomien und das verwilderte Aussehen Einiger. Die Erscheinung der Deputation wirkte auf die Beschlüsse der Versammlung beschleunigend. Ein junger Bürgerwehrmann, der Adjutant des Obersten, mit rothweißer Schärpe und langem Schleppsäbel bekleidet, nahm das Wort und las eine energische Adresse an die Stadt[2-158]verordneten vor, worin diese aufgefordert wurden, die Nationalversammlung zu unterstützen. Der Stadtverordnetenvorsteher sowohl, als der Bürgermeister gaben ihre zustimmende Versicherung. Die Deputation erklärte sich zufriedengestellt. Nur ein Mediziner, ein schlanker Jüngling mit gebräuntem Gesicht und kräftigem Organ, erbat sich noch das Wort. Es war der beliebteste Volksredner und vielleicht der populärste Charakter. Seit der Märzrevolution hatte er seine Studien zum Theil aufgegeben und sich an der Bewegung mit vielem Glück betheiligt. Auf der Rednerbühne feierte er all die Triumphe, welche ein interessantes Aeußere, eine feurige und kräftige Sprache und eine geschickte Benutzung der augenblicklichen Stimmung zu verschaffen pflegt.

Er bat noch mit eindringlicher Rede: die Versammlung möge aussprechen, daß die Beschlüsse der Majorität der Nationalversammlung für Breslau maßgebend seien, dann las er eine Apellation der Nationalversammlung an das preußische Volk mit lauter Stimme vor. Nach einer kurzen Debatte, an welcher sich meist nur die jüngeren Stadtverordneten betheiligten, entschied sich die Versammlung mit großer Majorität für eine Adresse an den König und sprach unumwunden die Erklärung aus:

»Wir halten die Nationalversammlung bis zur [2-159] Beendigung des Conflictes für den einzigen Sitz der Gesetzgebung.« Dieser Beschluß wurde von dem zahlreichen Publikum, das sich mehrmals an der Debatte betheiligte, mit donnerndem Bravo begrüßt.

Die Versammlung trennte sich zufrieden gestellt mit dem großem Werk, das sie vollbracht, nur Herr Müller und seine Gesinnungsgenossen schüttelten bedenklich den Kopf. Der praktische Arzt sagte ihm im Vorübergehen: »Geben Sie Acht, wir haben uns blamirt.«

Herr Müller antwortete nur mit einem Seufzen aus beklemmter Brust.

Der Vormund.

Die Familie des reichen Handelsherrn bestand aus seiner Frau, drei Töchtern und einem jüngern Sohn.

Sie gehörte zu den ältern, sogenannten Patricierfamilien. Unter dem Kaufmannsstand in Breslau hat sich eine eigene Art von Aristokratie allmälig herausgestellt. Firma und Vermögen erben sich in manchen Geschlechtern seit langen Jahren fort. Durch Verschwägerung größtentheils mit einander verbunden, bilden diese Familien einen festen, in sich geschlossenen [2-160] Kreis, der manche interessante Eigenthümlichkeit darbietet. Ein gewisser Geldstolz ist hier vorherrschend, verbunden mit dem Bewußtsein des innern Werths, den ein unbefleckter Ruf und eine angestrengte Thätigkeit zu geben pflegen. Die Sitten in diesen Cirkeln sind meist tadellos. Hier herrscht noch viel bürgerlicher Sinn, eine kostbare Reliquie der guten, alten Zeit. Die Einrichtung ist größtentheils solide ohne Prunk und Schaustellung und doch drängt sich dem Beobachter das Gefühl des Wohlbehagens und des Reichthums auf. Die Bildung zeigt sich oft beschränkt, nur die jüngeren Mitglieder beweisen oder affectiren wenigstens eine Theilnahme an Literatur und Kunst.

Der Geist spielt noch in Breslau eine untergeordnete Stelle und wird dem Gelde nachgesetzt. Während in Berlin die Banquiers und reichen Kaufleute eine oft lächerliche, aber immer ehrenwerthe Sucht zeigen, hervorragende Talente heranzuziehen und mit ihnen zu verkehren, fühlt der Breslauer Patricier dies Bedürfniß nicht und lebt zufrieden in stolzer Selbstgenügsamkeit.

Geld und solider Ruf ist das einzige Streben der dortigen Kaufmannschaft.

Herr Müller besaß beides im reichen Maß. Allerdings hatten einige gewagte Speculationen und mißliche Conjuncturen seine Vermögensverhältnisse einiger[2-161]maßen erschüttert, aber zum Testamentsexekutor der Lischnitzschen Masse ernannt, konnte er über Hülfsmittel verfügen, wie sie keinem andern Kaufmann am Platze zu Gebote standen.

Sein verstorbener Freund, der reiche Banquier und Grubenbesitzer Lischnitz, hinterließ fast eine Million. Nachdem seine erste Gattin, mit der er in unglücklichen, zerrütteten Verhältnissen gelebt, gestorben war, hatte sich der siebzigjährige Mann mit einem jungen, reizenden Mädchen verbunden. Nur wenige Jahre genoß er dieses Glück. Er starb und ließ seine schöne lebenslustige Gattin als junge angebetete Wittwe. Eine einzige

Tochter aus erster Ehe, die sich wider seinen Willen mit einem Adeligen verlobt, ward früh vom Tode ereilt. Zwei Kinder lebten aus dieser Ehe. Sie waren beide noch unmündig. Laut Testament wurde Herr Müller zum Vormund eingesetzt und mit unumschränkter Vollmacht versehen. Er sollte bis zur erfolgten Majorennität der Enkel das ungeheuere Vermögen verwalten und die Geschäfte in gewohnter Weise fortführen.

Um diese Stellung wurde der Kaufmann vielfach beneidet, abgesehen von einem bestimmten und nicht unbedeutenden Jahrgehalt, konnte er unbeschadet seiner Redlichkeit, die ungeheuren Summen für sich selbst benützen, die in seinen Händen lagen. Dieser Umstand war für ihn von höchster Wichtigkeit.

[2-162] Verstimmt und mißmüthig hatte er sich aus der Stadtverordnetenversammlung in seine Wohnung begeben, die getrennt von dem Comptoir in der Vorstadt an der Promenade lag.

Bei seinem Eintritt sprang ihm die jüngste seiner Töchter Olga, sein verzogener Liebling, lächelnd entgegen und sagte: »Gewiß bringt Papa uns die versprochenen Billete für die Oper mit. Ich höre die Hugenotten gar zu gern, besonders, wenn die Küchenmeister die Valentine singt.«

»Wir werden bald eine andere Musik hören,« brummte Herr Müller besorgt. »Wir haben heute einen schönen Tag verlebt.«

»Nun was giebt es denn,« fragte die Frau vom Hause, eine wohlbeleibte Dame in schwarzem Atlaskleid.

»Skandal wird es geben. Morgen oder übermorgen geht der Teufel los. Es kommt gewiß hier zu einem Kampf.«

Adolphine, die älteste Tochter, seufzte bei dieser Nachricht laut. Sie liebte einen Lieutenant, der in der Familie sich Zutritt zu verschaffen wußte.

»Ach Papa,« bemerkte Olga heiter, »ich fürchte nichts. Unsre Demokraten sind nicht gefährlich. Sie thun man so, wie man sagt.«

»Verzeihen Sie, mein Fräulein,« sagte ein junger Mann, der Herrn Müller mit tiefer Verbeugung be[2-163]grüßt hatte. »Sie scheinen mir zu übersehn, daß diese Partei über die rohe Masse zu verfügen hat und vor keinem Mittel zurückschreckt, wenn es sich um ein bestimmtes Ziel handelt.«

»Da haben Sie recht aus dem Grunde meiner Seele gesprochen, Herr Henne,« meinte der Kaufmann, indem er seine Hand dem Candidaten reichte, der als eine Hauptstütze der Conservativen betrachtet wurde.

Herr Henne war ursprünglich Candidat der Theologie. Ein längerer Aufenthalt in Frankreich während Guizot's Regierung und seine Stellung als Erzieher in einem ministeriellen Hause hatten ihn mit dem System des Scheinconstitutionalismus und der Corruption, welches in Paris damals herrschend war, hinlänglich bekannt gemacht. Das Beispiel, welches er täglich vor Augen sah, wurde durch natürliche Anlage genügend unterstützt. Sein Prinzip war, den jedesmaligen Machthabern zu dienen, sein einziges Streben, sobald als möglich ein einträgliches Amt zu erlangen. Zu diesem Behufe war er Mitarbeiter einer conservativen Zeitung geworden und schrieb langathmige Artikel für dieselbe im gleichen Geist. Es gelang ihm auch um diesen Preis sich eine Stellung zu erringen und Eingang in Familien zu verschaffen, welche ihm sonst für immer verschlossen geblieben wären. Sein Aeußeres [2-164] war zwar gewöhnlich, doch nicht ohne Interesse für den Menschenkenner. Schwarze dichte Augenbrauen beschatteten den scharfen Blick, um seinen Mund spielte ein süßliches Lächeln, seine Nase, welche keineswegs für griechisch gelten konnte und seine blasse Gesichtsfarbe vollendeten das Bild eines Spekulanten, der die Tagesschriftstellerei wie ein Geschäft betreibt.

In der Familie des Herrn Müller galt der Candidat für das Orakel aller politischen Weisheit. Gewöhnliche Menschen hören ihre eigenen Meinungen und Ansichten gern von Andern bestätigt, denen sie ein größeres Wissen und tiefere Begründung zuerkennen müssen. Ein gewisser doctrinärer Dünkel, den Herr Henne unter bescheidenen Formen zu verschleiern wußte, hatte ihn für den reichen Handelsherrn zu einer bedeutenden Autorität in politischen Dingen erhoben. Mit den gebildeten Töchtern sprach der Candidat von Theater und Literatur. Die Frau vom Hause entzückte er durch das Lob, das er ihrem reichbesetzten Tisch, an welchem er sich oft einfand, ertheilte. Kurz, Herr Henne war der Liebling der Familie und selbst die muthwillige Olga spottete jetzt seltener als zuvor über seine gar zu pedantische Manier.

Nachdem Herr Müller dem Candidaten seine Zustimmung ertheilt, erzählte er die Begebnisse und Beschlüsse der heutigen Stadtverordnetenversammlung, die [2-165] sein Gemüth mit neuer Sorge und großem Kummer erfüllt hatten.

»Nun, was sagen Sie dazu, Herr Henne?« fragte er gespannt den Candidaten, »was meinen Sie überhaupt zu der ganzen Sache? Sprechen Sie offenherzig, wir sind hier ganz unter uns. Ich fürchte

sehr, die Stadtverordneten haben sich zu einem höchst gefährlichen und kitzlichen Schritt hinreißen lassen.«

»Ich theile hier nicht ganz Ihre Meinung,« entgegnete der schlaue Candidat. »Adressen haben, wie wir wissen, Nichts zu sagen und können eine solche Fassung erhalten, daß in ihnen Alles, nur das nicht ausgesprochen wird, was sie eigentlich zu bedeuten haben. Wir müssen die weitern Schritte der Nationalversammlung abwarten. Spricht dieselbe, wie ich es bei der Leidenschaft der Linken mit Gewißheit voraussehe, die Steuerverweigerung aus, so verliert sie den Rechtsboden, auf welchem sie noch in diesem Augenblicke steht und dann machen wir und mit uns alle Gutgesinnten gegen dieselbe Front und gehen mit dem Ministerium.«

»Also Sie glauben wirklich, daß die Steuerverweigerung von den Deputirten beschlossen wird?«

»Ich zweifle nicht daran, daß sie zu diesem letzten Mittel greifen werden. Natürlich wird dieser Beschluß, so gefährlich er aussieht, weiter keine Folgen haben.

[2-166] Die wohlhabenden und reichen Bürger, wie Sie, Herr Müller, werden ihre Steuern nach wie vor abführen, die Rothen dagegen zahlen ohnehin nicht, denn wo Nichts ist, wie das alte Sprüchwort sagt, hat der Kaiser sein Recht verloren.«

Herr Müller lachte herzlich bei diesem Argument. Er klopfte dem Candidaten vertraulich auf die Schulter und sagte: »Morgen speisen Sie bei uns.«

Herr Henne verneigte sich zum Zeichen seiner Einwilligung.

Der Thee wurde servirt, als Madame Lischnitz, die junge Wittwe und Mündel des Herrn Müller, eintrat. Sie war so eben in Breslau angelangt. Für gewöhnlich hatte sie ihren Aufenthalt auf dem Lande, wo sie ein Gut besaß. Es mußte jeden Falls ein gewichtiger Grund sein, der sie nach der Hauptstadt führte. Ein Verhältniß mit einem Offizier, das sie aus unbekannten Gründen plötzlich abgebrochen, machten ihr den Aufenthalt in der Hauptstadt dermaßen verhaßt, daß sich die lebenslustige schöne Frau in ländlicher Einsamkeit begrub. Ihr ganzes Wesen verrieth beim Eintritt schon einen hohen Grad von Aufregung. Flüchtig nur begrüßte sie die Gesellschaft und zog sich dann mit ihrem Vormunde in sein Kabinet zurück. Herr Henne empfahl sich mit dem Versprechen zum morgigen Diner sich einzufinden.

[2-167] Als sich die junge Wittwe mit ihrem Vormund allein sah,

stürzte sie demselben mit den Worten entgegen:

»Wir sind ruinirt, wir sind unglücklich. Lesen Sie.«

Herr Müller griff erschreckt nach dem Briefe, den sie ihm entgegenhielt.

Das Schreiben war von dem Justizcommissar der Lischnitzsschen Erben. Der Anwalt eröffnete seinen Mandanten, daß ein neuer Erbe der Lischnitzschen Masse in der Person des Maschinenbauers Rolf aus Berlin aufgetreten sei. Da die Beweise seiner Abkunft, die er bei Gericht eingereicht, nicht zu bezweifeln wären und seine Ansprüche möglicher Weise beachtet werden könnten, so rieth der Advokat zu einem freundlichen Vergleich.

»Nimmermehr!« rief die stolze Frau hastig. »Ich werde keinen Vergleich mit diesem hergelaufenen Arbeiter eingehn, lieber lasse ich es auf einen Prozeß ankommen.«

»Aber dann wird der Mensch das Testament angreifen und umstoßen,« bemerkte Herr Müller, der bereits alle möglichen nachtheiligen Folgen für sein eigenes Geschäft berechnete.

»Immerhin. Ich bin ohnedies unglücklich genug und wer ist Schuld daran als Sie,« führ die junge [2-168] Wittwe im gereizten Tone fort. »Sie bestimmten meine Mutter, mich an den alten abgelebten Mann zu verheirathen, indem Sie uns goldene Berge vorspiegelten. Zwei Jahre meines Lebens mußte ich voll Ekel und Ueberdruß an der Seite dieses Greises angeschmiedet leben. Endlich befreite mich der Tod von ihm und nun soll ich noch um den Preis meiner Entbehrungen, meines freudenlosen Daseins betrogen werden. O, das ist schändlich, das ist niederträchtig.«

»Beruhigen Sie sich nur. Es wird sich Alles noch machen lassen. Mit einigen tausend Thalern speisen wir den Lumpen ab. Er wird es nicht wagen, mit uns einen Prozeß zu führen. Die Justiz kostet Geld, viel Geld, und woher soll das ein armer Maschinenbauer nehmen, wenn er keine Konexionen hat. Vor allen Dingen kaltes Blut, wenn ich bitten darf. Ich werde Alles genau überlegen und die nöthigen Erkundigungen einziehn. Mein Vortheil geht, wie Sie wissen, mit dem Ihrigen Hand in Hand. Wir dürfen keine übereilte Schritte thun. Vertrauen Sie mir ganz und ich werde die Sache gewiß zu Ihrer Zufriedenheit noch arrangiren.«

Beruhigt, wenn auch nicht überzeugt, kehrte die junge Wittwe mit Herrn Müller zur Gesellschaft zurück. Der Banquier war bekümmerter noch als zuvor. Außer von den politischen Bedrängnissen sah er sich [2-169] noch bedroht in seiner bürgerlichen

Existenz. Selbst Olga's ausgelassene Munterkeit konnte ihm kein Lächeln abgewinnen. Zeitig zog er sich zurück, um den Schlaf zu suchen, der ihn floh.

Die Steuerverweigerung.

Die Straßenecken der guten, alten Haupt- und Residenzstadt Breslau waren heute mehr als je umlagert. Plakate mit großgedruckten Lettern verkündigten den Einwohnern den Beschluß der Nationalversammlung, welche die Steuerverweigerung ausgesprochen hatte. Ueberall stand ein Haufen Leser, welcher dieses bedeutende Ereigniß mit großer Aufmerksamkeit beachtete und besprach. Einige schüttelten bedenklich mit dem Kopf, Andere begrüßten augenscheinlich mit der größten Zufriedenheit diesen ernsten Schritt. An der Kornecke häufte sich die Menge dermaßen an, daß die Passage dann und wann unterbrochen ward. Hier war der Barometer der öffentlichen Meinung, und er deutete auf Sturm. Verdächtige Gestalten, die seit langer Zeit sich nicht mehr sehn ließen, tauchten wieder auf, wilde, verwegene Gesichter mit langen Demokratenbärten schreckten die feine Welt, welche voll Besorgniß den kommenden Tagen entgegensah. Zwischen Bett[2-170]lern und Korrigenden erschienen Bürger in der Blouse oder Uniform mit Hirschfänger und Säbel bewaffnet, als stände der Kampf im nächsten Augenblick bevor. Die sogenannten Rothkreuze, Mitglieder eines demokratischen Landwehrvereins, trugen ihr Abzeichen, ein rothes Kreuz mit einem kaum merklichen goldenen Rand umgeben, stolz zur Schau. Junge Demokraten mit weißen und schwarzen Kalabresern bekleidet, von denen die hängende Feder niederwallte, mischten sich unter das bewegte Volk und sprachen über das Ereigniß im aufgeregten Ton.

In der Nähe des alten Rathhauses, diesem berühmten Denkmal gothischer Baukunst, verweilten drei Männer Arm in Arm gefaßt. Sie beobachteten, wie es schien, das Volk und sein Thun mit gespannter Aufmerksamkeit.

Der Aelteste von den Dreien war ein untersetzter kräftiger Herr, im braunen Paletot. Ein heller Bart umzog verwildernd sein spitzes Kinn. In den funkelnden stechenden Augen lag viel verhaltener Grimm. Die Adlernase krümmte sich raubvogelartig in dem knochigen Gesicht. Die weißen Zähne, die beim Sprechen und Lachen zum Vorschein kamen, vermehrten den widerlichen

Eindruck der zwar nicht unschönen aber unheimlichen Physiognomie. Seine Sprache war rauh und polternd. Neben ihm stand ein zweiter [2-171] Mann voll kecker Selbstgefälligkeit. Er lehnte sich auf seinen Säbel, den er an einem breiten rothen Bande trug. Der Kalabreser mit schwarzer Feder saß trotzig auf dem Haupt, welches von langem blonden Haar umgeben war. Eine Pikesche bis zum Halse zugeknöpft verlieh ihm ein geckenhaftes, schauspielermäßiges Aussehn, das viel Eitelkeit vermuthen ließ. Er war noch jung, höchstens zwanzig Jahr, und um sein Kinn zog sich nur eine leichte Spur von Bart.

»Sie sind also,« begann der Aeltere, »von Berlin abgeschickt, hier die Sache zu organisiren?«

»Wir sind einzig und allein zu diesem Zwecke hergekommen. Mein Freund, der früher Offizier gewesen ist, hat die Stadt bereits in Augenschein genommen und die Plätze bezeichnet, die zum Barrikadenbau sich eignen dürften.«

Bei diesen Worten zog der dritte Mann aus der Gesellschaft eine Brieftasche hervor und entfaltete einen Plan von Breslau, in welchem einzelne Punkte mit rother Farbe bezeichnet waren. Der ältere Herr überflog die Situation mit Feldherrnblick, obgleich er so gut wie gar keine militairische Kenntnisse besaß.

»Was meinen Sie dazu?« fragte der Lieutenant, ein schlanker Mann mit verwildertem Gesicht und blondem Bart.

»Die Hauptsache bleibt, daß wir das Militair aus [2-172] der Stadt bekommen. Ist das geschehn, dann muß sogleich eine provisorische Regierung eingesetzt werden, aus entschiedenen Männern.« Der Herr im Paletot, der kein anderer, als ein bekannter Deputirter der deutschen Versammlung in Frankfurt war, dachte bei der Erwähnung einer provisorischen Regierung zunächst nur an sich selbst.

»Die Breslauer Demokraten haben unsere Erwartung sehr getäuscht,« bemerkte jetzt der junge Mann, ein Berliner Student, der sich als Abgesandter der dortigen demokratischen Partei angesehn wissen wollte. »Schon beim Congresse sind wir zu der Ueberzeugung gelangt, daß sie nicht roth genug sind. Einige waren violet, Asch und Breinersdorf schienen mir sogar blau.«

»Man muß mit ihnen gehn,« sagte der Deputirte, »so lange man sie braucht. Natürlich werden sie bei gelegener Zeit beseitigt. Alle Halben müssen gehängt werden. Diese sind schlimmer als die Constitutionellen. Sie lähmen jeden entscheidenden Beschluß.

Können wir auf die Bürgerwehr sicher zählen?«

»Das Angerbataillon und das Freikorps gehn mit uns.«

»Und der Oberst Engelmann?«

»Sie kennen ihn. Er schwankt. Seine Stellung ist höchst prekär. Jedoch im entscheidenden Augenblick [2-173] wird er sich uns anschließen, wie ich glaube. Im Ganzen halte ich ihn auch für blau.«

Mit diesen Farbennüancen wurden von dem jungen Demokraten die verschiedenen Spaltungen, welche in der demokratischen Partei begonnen hatten, kunstgemäß bezeichnet. Die Sozialisten und radikalen Umsturzmänner hatten den Beinamen der Rothen erhalten, während die Halben und Gemäßigteren der Partei bald als Blaue, bald als Violette galten. Die drei Fremden, die sich in Breslau eingefunden, waren ausgezeichnet roth und verhehlten nicht ihre Unzufriedenheit mit dem Benehmen der Breslauer Demokratie, deren Hauptführer ihnen zu schwanken schienen.

Die schlesische Demokratie hatte gleich nach der Märzrevolution einen bedeutenden Ruf erlangt. Von jeher galt diese Provinz als liberal. Seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm des Vierten wurde Breslau neben Königsberg als Hauptsitz der gesinnungstüchtigen Opposition genannt. Nach den Märztagen trat Schlesien mit entschieden demokratischen Forderungen auf. In der Hauptstadt selbst hatten sich einige Stimmführer, gestützt auf die kleine Bürgerschaft und den Arbeiterstand, einen großen Einfluß zu verschaffen gewußt. Bei den Wahlen erlitt die constitutionelle Partei Niederlage auf Niederlage und die beiden Vertreter der Stadt Breslau gehörten zu den radikalen [2-174] Mitgliedern der Nationalversammlung. Vorzugsweise auf dem Lande war es der schlesischen Demokratie gelungen, ein bedeutendes Terrain für ihre Bestrebungen zu gewinnen und einen großen Einfluß auf die Bewohner desselben auszuüben. Hier herrschten noch augenscheinliche Uebelstände, die Abgaben an die Gutsbesitzer waren überaus drückend, die Regulirung dieser Verhältnisse keineswegs weit genug vorgeschritten. Die Unzufriedenheit mit dem Bestehenden war im Zunehmen begriffen. Die Demokratie benutzte diese Thatsachen mit ausgezeichneter Geschicklichkeit zu ihren Zwecken. Theils von dem ehrlichen Streben beseelt, ein altes Unrecht aufzuheben, theils jedes Mittel zum Ziel beachtend, predigte und versprach sie dem Landvolke die unentgeltliche Ablösung *aller* Grundlasten ohne vor den Consequenzen dieser

Lehre zurückzuschrecken, welche zum verjährten Unbill nur neues hinzugefügt hätte.

Das Landvolk, eben so leichtgläubig als gewinnsüchtig, voll eines zähen Egoismus nur auf seinen Vortheil bedacht, ohne Fähigkeit und Neigung ein Opfer für das allgemeine Wohl zu bringen, ließ sich durch diese Versprechungen gern gewinnen und machte gemeinschaftliche Sache mit einer Partei, welche mit so vortheilhaften Anerbietungen hervortrat und die alten Mißbräuche zu beseitigen entschlossen war. Ueberall [2-175] bildeten sich Rustikalvereine, welche im engen Zusammenhange mit der Demokratie standen. Die Wahlen fielen wie bekannt auf dem Lande im höchsten Grade liberal aus, und Schlesien galt für eine durchaus demokratische Provinz.

Die Führer dieser Partei selbst überschätzten ihren Sieg und übersahen vielfache Feinde, welche zwar eingeschüchtert, nicht offen aber desto erfolgreicher im Geheimen wirkten. In der Hauptstadt bildeten die Besitzenden theils aus Furcht, theils aus verletzter Eitelkeit, den Kern der beginnenden Reaction. Die wahrhaft Constitutionellen wurden bald durch eine Anzahl von Mitgliedern verstärkt, denen jede Staatsform gleichgültig war, wenn sie nur Ruhe, Sicherheit und Ordnung versprach. Unter constitutionellen Formen barg sich bei den Meisten die Sehnsucht nach dem starken Schutz, den ihnen das absolute Regiment wenigstens gewährt hatte. Die Beamten, der Adel und das Militair stets auf's Neue angegriffen, selbst in ihrer Existenz bedroht, immer noch einflußreich durch Stellung und Organisation, konnten sich eben so wenig mit der Demokratie befreunden, welche ihnen vorzugsweise feindlich gegenübertrat.

Nur die Masse der besitzlosen oder verarmten Bürger bildeten die Hauptstütze der Partei, welche durch ihren Einfluß auf diese leicht beweglichen Elemente [2-176] mächtig blieb und durch Kühnheit und Entschlossenheit ihre Gegner schreckte, obgleich ihre Macht lange nicht so bedeutend war, als die eigene Ueberschätzung und die Angst ihrer Feinde glauben ließ. Es fand hier von beiden Seiten eine große Täuschung statt.

Außerdem war die Demokratie in sich selbst zerfallen, eine Spaltung war innerhalb der Partei eingetreten, der demokratische und der deutsche Volksverein standen sich in vielen und wichtigen Punkten entschieden schroff gegenüber.

Unter diesen Verhältnissen war die Nachricht von der

Steuerverweigerung nach Breslau angelangt. Die Demokratie machte ihre letzte und größte Anstrengung und scheinbar siegte sie. Durch die ihr zu Gebote stehenden Massen und die Bürgerwehr imponirte sie und drängte Magistrat und Stadtverordneten zu jenen freisinnigen Beschlüssen, welche weniger das Werk inniger Ueberzeugung, als die Folgen einer mattherzigen Nachgiebigkeit waren.

Die Behörden hatten ihren Einfluß verloren. Ihnen zur Seite wurden Vertrauensmänner von anerkannt demokratischer Gesinnung bestellt, welche alle Angelegenheiten leiteten.

Der Oberpräsident der Provinz, durch die Märzrevolution auf seinen Posten erhoben, hatte bis jetzt sich noch nicht entschieden ausgesprochen. Das Militair [2-177] stand gerüstet und zum Kampf bereit, der von allen Seiten unvermeidlich schien.

Die Breslauer Demokratie selbst hielt fest an der Nationalversammlung und an der Vertheidigung ihrer Beschlüsse. Kein anderes Ziel stand im Augenblick vor ihren Augen. Nur einzelne Glieder derselben, zumeist wie wir gesehn einige Fremde, die sich herangedrängt, schienen Pläne zu verfolgen, die mit der gegenwärtigen Bewegung nicht im Zusammenhange standen.

Die drei Männer, welche wir am Rathhause verließen, begaben sich von da in das Café restaurant, dem Sitz des demokratischen Ausschusses, der aus sämmtlichen Vereinen und den Bürgerwehrklubs gebildet worden war.

An einer großen Tafel saßen hier die Hauptleute in Uniform und bewaffnet, neben den Führern der demokratischen Partei. Der Bürgerwehroberst präsidirte mit vielem Ernste, verbunden mit einer gewissen Selbstgefälligkeit. Diese Versammlung fand in einem geschlossenen Raum statt, während der benachbarte Speisesaal und das Billardzimmer gedrängt voll von Bürgern, Arbeitern und Studenten stand, welche auf die Beschlüsse des Ausschusses voll Spannung harrten. Ab und zu trat ein neuer Gast mit irgend einer Nachricht ein. Bald hieß es, daß in Berlin der Kampf bereits begonnen, bald erzählte man, daß das Volk vor dem Oderthore [2-178] mit dem Militair Handgemein geworden sei. Je abenteuerlicher diese Berichte waren, desto eher wurden sie geglaubt, obschon sie sich meist im nächsten Augenblicke als falsch herausstellten. Alle diese Gerüchte vermehrten aber die Aufregung, welche fortwährend im Steigen war. Kopf an Kopf wogte und drängte die unruhige Menge in dem Saale und den benachbarten

Zimmern auf und ab. Kaum verblieb so viel Raum, daß ein Kellner zwischen durch sich winden konnte mit den verlangten Getränken in der Hand. Hier stand ein Haufe entschlossener Arbeiter, finster blickend zum Kampf bereit, dort einige heruntergekommene Bürger in der dünnen Blouse, ein schlechter Schutz für die stürmisch rauhe Novembernacht. Aus ihren hohläugigen Mienen blickte die Noth und Verzweiflung, welche sie in den Kampf führte, in dem sie nur ein Leben verlieren konnten, das entweder durch eigene oder fremde Schuld jeden Werth für sie verloren. Einzelne Studenten voll jugendlicher Schwärmerei, eitel auf die blanke Waffe, die an ihrer Seite hing, kampfbegierig, wie die Jugend immer ist, klirrten mit ihrem langen Schlägersäbel durch den Saal. Aber es gab hier auch Männer voll Muth und Einsicht, die der Demokratie aus voller Ueberzeugung anhingen, bereit für die Sache zu kämpfen, welche ihnen heilig schien, bereit sich zu opfern, selbst ohne Aussicht auf den Sieg.

[2-179] Diese Alle, durch Alter und Stand oft weit von einander geschieden, hatten ihr Vertrauen auf den Ausschuß gesetzt, der nebenan bei verschlossenen Thüren seine Sitzung hielt und die sich nur dann und wann öffneten, um einen Führer oder Vertrauten herein- oder herauszulassen.

Für die drei erwähnten Männer thaten sich die Pforten auf; der bekannte Deputirte gehörte selbst dem Ausschuß an. Beim Eintritt strömte ihnen ein dicker Cigarrenqualm entgegen, der die ganze Gesellschaft zu verhüllen schien.

Allmälig erst wurden die einzelnen Personen, welche hier versammelt waren, sichtbar, so daß sie zu erkennen waren. An dem obern Ende der langen Tafel saß der Präsident, zugleich der zeitherige Bürgerwehroberst, ausgezeichnet durch eine stattliche Figur, ein scharf markirtes Gesicht, das ein hell blonder, langer Bart umzog. In seiner Haltung lag ein hoher Grad von Selbstschätzung, die sich auch in seiner Rede verrieth, deren Pathos durch andauernde Heiserkeit viel verlor. Er trug eine schwarze Pikesche, unter der die rothe Weste hervorlauschte. Eine Schärpe, roth und weiß, an welcher der Säbel in messingener Scheide hing, war die einzige Auszeichnung seines kriegerischen Rangs in der friedlichen Bürgerwehr. Anfangs Führer des Freicorps, hatte er nach Abdankung seines Vorgängers das Ziel [2-180] seines Ehrgeizes erlangt, er wurde von den meisten Bataillonen der Bürgerwehr zum Obersten gewählt und als solcher vom Magistrat auch bestätigt.

Diese Stellung brachte ihn jedoch mit sich selbst, wie mit seiner eigenen Partei in Konflikt. Stets demokratisch gesinnt, mußte er an der Spitze der Bürgerwehr oft den Bewegungen gegenübertreten, die er zwar nicht hervorgerufen, aber auch von seinem Standpunkte aus nicht mißbilligen konnte. Dieser Zwiespalt war daher unvermeidlich. Ueberdies traute ihm die reactionaire Partei wie die constitutionelle nicht, und intriguirten heimlich und offen gegen ihn. Vollkommen ehrenwerth, sah er sich doch zu einer zweideutigen Rolle verurtheilt und stieß nach allen Seiten an. Die Radikalen bezeichneten ihn bereits als Breslauer Cavaignac.

Ihm zunächst saß ein früherer Assessor mit kecken einnehmenden Zügen, aus denen Geist und Scharfsinn blitzten, vor seiner nüchternen Logik und schneidendem Witz lösten sich die Schwärmerei und die inhaltsleeren Phrasen der Andern in Nebel auf. Seitwärts befand sich der junge Mediziner, den wir bereits erwähnt, ein Student, lang und hager, voll Fanatismus, ein junger Doktor der Philosophie, tüchtig als Nationalökonom, etwas eitel, aber klug und energisch. Einige Juristen und Kandidaten, ein Tabakshändler, ein Buchhändler, ein Redakteur und ein Baumeister, der die kühnsten [2-181] Pläne zum Barrikadenbau stets in Vorrath mit sich in der Tasche trug, vervollständigten den Ausschuß, der in tiefster Berathung sich befand, als die Neuangekommenen hinzutraten.

»Zunächst also dürfte eine Volkversammlung nöthig sein,« beantragte der Präsident. »Wir müssen das Volk mit den Beschlüssen der Nationalversammlung bekannt machen und seine Zustimmung fordern.«

Dieser Vorschlag wurde allgemein angenommen.

»Volksversammlungen hin, Volksversammlungen her,« schrie der eben erst angekommene Deputirte. »Wir haben genug gesprochen, jetzt ist es Zeit zum Handeln. Alle königlichen Kassen müssen mit Beschlag belegt werden. Eine Deputation soll sich sogleich zum Oberpräsidenten begeben und von ihm eine bestimmte Entscheidung verlangen, ob er sich den Beschlüssen der Nationalversammlung fügen will. Weigert er sich, dann wird er abgesetzt und eine provisorische Regierung sogleich eingeführt.«

»Ich muß mich gegen jede derartige Maßregel erklären,« rief der Assessor mit gewohnter Ruhe und Kaltblütigkeit. »Jeder ähnliche Schritt würde eine Spaltung herbeiführen, die wir durchaus vermeiden müssen. Unsere Thätigkeit kann sich nur darauf

beschränken, den Behörden einen Impuls zu verleihn, der ihnen Noth thut. Wir müssen uns vorzugsweise hüten, sie durch [2-182] Gewaltthätigkeiten gegen uns aufzubringen. Nur so lange, als wir im Einvernehmen mit den Behörden stehn, sind wir stark, sobald der geringste Zwiespalt eintritt, gehen wir und mit uns die Sache der Freiheit verloren. Eine provisorische Regierung, wie sie der geehrte Redner vorschlägt, würde wie eine Eintagsfliege geboren werden, um zu sterben. Ich muß gestehn, ich selbst würde mich besinnen, eine Pathenstelle bei diesem todtgeborenen Kinde zu übernehmen.«

Die gesunde Logik trug den Sieg davon und der Antrag des Deputirten wurde abgelehnt.

»Es bleibt Nichts übrig,« flüsterte er seinem Genossen, dem Berliner Studenten zu, »wir handeln auf eigene Faust. Mit diesen Schwachköpfen ist Nichts anzufangen. Nur der Terrorismus kann hier helfen.«

»Die Kerls muß man hängen,« lautete die leise Antwort, »sie sind alle Blau, kein einziger ehrlicher Rother unter ihnen.«

»Ich werde für mich putschen,« sagte der Deputirte. »Unter dem Volke habe ich hier einen bedeutenden Anhang. Wenn nur einmal angefangen wird, muß sich das Uebrige schon finden.«

Mit diesen Worten trennten sich die Freunde, jeder auf seine Weise bemüht, das Volk aufzureizen, die Behörden zu stürzen und die friedlich gesinnten Bürger einzuschüchtern. Die natürliche Folge dieser rothen [2-183] Demokratie, war die rothe Reaction, welche in wenig Tagen in Breslau aus der Verborgenheit ungescheut sich hervorwagte.

Die Generalin.

Wanda befand sich während dieser Ereignisse in Breslau bei ihrer Tante, der Generalin von Linden. Ihr Onkel war ein würdiger Soldat, treu seinem König, pünktlich und streng, aber auch gerecht im Dienste, gegen seine Untergebenen leutselig, so weit es seine rauhe Kriegsmanieren gestatteten. In seinem Hause galt er so viel wie Nichts. Hier übte das Kommando die gnädige Generalin, eine nicht mehr ganz junge, aber immer noch schöne und reizende Frau. Trotz des Muthes, welchen der General vielfach auf dem Schlachtfelde bewiesen, zitterte er oft in ihrer Gegenwart und scheute mehr das Blitzen ihrer funkelnden Augen, als das Feuer der

Kanonen, denen er vor Leipzig ehrenvoll gegenüberstand. Verschiedenheit der Jahre, der Bildung und der Neigungen hatten den Grund zu einem langjährigen Krieg gelegt, der damit endete, daß der wackere General sich geschlagen zurückziehn und seinem Feinde das Feld gänzlich überlassen mußte. Es wurde eine Art Waffenstillstand geschlossen und die Prälimina[2-184]rien festgestellt. Der General durfte nur in seiner Stube rauchen, war aber von dem Besuche des Theaters dispensirt. Als Ersatzmann hatte er dagegen einen Adjutanten, oder anderweitigen Offizier zu stellen.

Der General mußte sämmtliche Schulden der Gnädigen übernehmen, welche nicht unbedeutend waren, erhielt dagegen Erlaubniß, so viel Pferde anzuschaffen, zu verhandeln und einzutauschen, als ihm nur beliebte. Die Generalin war unbehindert, Gesellschaften zu empfangen, Diner's zu geben, so oft und wann sie wollte, wogegen sie die Verpflichtung übernahm, über die bedeutenden Spielverluste des Gemahls zu schweigen, selbst jedes Bedauerns sich ein für alle Mal zu enthalten.

Die Ehe war soweit die glücklichste und die Generalin galt für eine treffliche, ausgezeichnete Frau, welche dem Stande, dem sie angehörte, zur Ehre gereichte.

Diesem Muster weiblicher Vollkommenheit, voll Herzensgüte und ächt adeliger Gesinnung wurde Wanda anvertraut. Die Generalin war beauftragt, sowohl das Herz, als auch den Kopf der schönen Gräfin zu recht zu rücken und die Ideen zu vernichten, welche wie Unkraut über Nacht in der Seele der Comteß emporgeschossen waren, wenn Wanda überhaupt noch geheilt werden konnte, so mußte das Werk in diesem Hause und in einem solchen Cirkel gelingen. Hier versammelte sich die Crême der Breslauer Gesellschaft, bei [2-185] der Generalin war der Sammelplatz der feinen aristokratischen Welt. Der schlesische Adel, die Hochtory's aus der Umgegend, alle Kavallerie-Offiziere, ohne Ausnahme von untadliger Geburt, hatten bei der aimablen Generalin ihr Heerlager aufgeschlagen.

Wer das einförmige, langweilige und langweilende Leben in diesen Kreisen kennt, kann nur begreifen, welch' einen ungeheuren Eindruck die Erscheinung Wanda's hervorbrachte. Ein Baron schwur, daß sie das schönste Mädchen sei, das er je gesehn; ein Graf, der Jagdliebhaber war, verglich höchst poetisch ihre Füße mit den zierlichen Läufen einer Riecke[3]; ein Kürassier-Offizier wurde schwermüthig und dichtete ein Sonett, ein unerhörtes Faktum, so

lange das Regiment bestand. Selbst die verschiedenen Gerüchte, welche von den Damen geschäftig verbreitet wurden, trugen nicht wenig dazu bei, der Gräfin einen romantischen Zauber zu verleihn, dessen sie nicht bedurfte, um alle Herzen für sich zu gewinnen.

Die Generalin, obgleich selbst noch eroberungslustig, freute sich mit einer gewissen Uneigennützigkeit über die Triumphe, welche ihre Nichte feierte, wie ein erfahrener Krieger mit Zufriedenheit auf die Thaten eines jungen Rekruten sieht.

Diese gütige Gesinnung der Tante vermochte eben [2-186] so wenig, als die Huldigungen ihrer Anbeter in Wanda's Herzen eine Veränderung hervorzubringen, sie hatten gerade den entgegengesetzten Erfolg. Je länger Wanda in dem Hause der Generalin lebte, je näher sie und unbefangener das Treiben der sogenannten feinen Welt betrachtete, desto fremder fühlte sie sich in diesen Kreisen, mit welchen sie keinen gemeinschaftlichen Berührungspunkt mehr hatte, als den zufälligen der Geburt.

Die Tante galt in Breslau als der Inbegriff des besten Ton's. So geschmackvoll war Niemand eingerichtet, als die Frau Generalin, ihre Toilette wurde stets als die gewählteste gelobt. Es gab Nichts, was liebenswürdiger war, als ihr Benehmen in der Gesellschaft. Sie hatte für Jeden ein graziöses Lächeln, einen freundlichen Blick, ein verbindliches Wort. Sie spielte alle Spiele mit gleicher Fertigkeit und Leidenschaft. Sie sang noch immer vortrefflich und entzückte durch ihre lebendige geistreiche Conversation. Niemand verstand es so gut wie sie, mit vielen Worten so wenig zu sagen, Alles zu berühren und Nichts festzuhalten. Vom Theater sprang sie in ihrer Unterhaltung auf einen Spitzenbesatz, von der Politik auf die chronique scandaleuse des Tages über. Das Höchste und Tiefste, das Bedeutende und Unbedeutende wurde von ihr in einem Athem mit derselben liebenswürdigen Nonchalance abgethan. Es gab keine elegantere Erscheinung, als die [2-187] Generalin, zurückgelehnt in ihrer Bergère, schwatzend, lächelnd, nickend und kosend. Ein kostbarer Spitzenaufsatz wiegte sich auf der schwarzen Lockenfülle, welche das pikante Gesicht beschatteten, ein grauer Seidenrock bis zum Hals hinaufreichend, hob die immer noch schönen Formen und die feine Taille mehr hervor, als er sie verbarg. So saß sie da, umringt von dem Kreise ihrer Anbeter, für keinen unzugänglich, jedem verbunden, eines jener wunderbaren Wesen, welche wie die Libelle mit schillernden, farbigen Flügeln in den Sonnenstrahlen des Vergnügens tanzt, und im Wirbel eines gedankenleeren Daseins lebt

und stirbt.

Um diesen Mittelpunkt der Gesellschaft sammelten sich die übrigen Elemente, Frauen, welche mit der Generalin gleichen Geschmack und gleiche Leidenschaften hegten, ohne ihr den höchsten Rang darin streitig machen zu können, Männer, deren Ideenkreis durch Erziehung, Standesvorurtheile und Beschäftigung keiner Erweiterung mehr fähig war und mit ihren erklusiven Anschauungen außerhalb der Zeit und ihrer Ansprüche an die Menschheit standen. Einzelne, welche die Gegenwart und ihre Forderungen wohl begriffen und nicht gedankenlos der Zukunft entgegen taumelten, vermochten nicht, sich zu den Opfern zu entschließen, welche ihrem persönlichen Interesse von dem Gange der Ereignisse zugemuthet wurden.

[2-188] Weder ihre Tante, noch der Cirkel, der sich an dieselbe schloß, konnte eine Aenderung in Wanda's Herzen hervorbringen. Sie hatte die ganze Fülle der Wahrheit in sich aufgenommen, um nicht die Lüge zu verachten, die ihr hier, wenn auch in verführerischer Form, entgegentrat. Der Ernst des Lebens hatte sie erfaßt und sie verabscheute die Frivolität einer Gesellschaft, die sich als vorzüglich berechtigt anzusehen gewohnt war. Die Vorurtheile, welche in dem Hause ihrer Eltern von ihr aus angeborener Pietät mild und schonend beurtheilt wurden, fanden in ihren Augen keine Gnade mehr, und sie griff dieselben mit wunderbarer Schärfe und Klarheit an.

Der Ruf einer gewissen Excentrität, der ihr vorangegangen, mehrte sich nur dadurch, ohne daß sie in den Augen der schlesischen Aristokratie darum verlor. Man betrachtete die heiligste Ueberzeugung ihrer Seele als eine verzeihliche Laune, eine Liebhaberei, die man der schönen interessanten Gräfin gern vergab, weil man nicht an den Ernst dieser Richtung glauben konnte. Es war ja nicht denkbar, daß eine Comtesse Selz, dem ältesten Adel angehörig, reich, hochgestellt, bezaubernd, sich wirklich für das Volk interessiren und ihre glänzende Stellung einer Chimäre opfern könnte. Man ließ sie gewähren, wie in diesen Kreisen jede Neigung, selbst die verderblichste, ihren Platz findet, so lange sie nur [2-189] als Spielerei betrachtet wird, als Unterhaltung pour passer le temps. Nur die rücksichtslose und wahre Leidenschaft, welche die täuschende Hülle sprengt, wird verdammt, weil sie die Form zerbricht, die der letzte Stützpunkt dieser morschen Gesellschaft ist. Nicht die Verletzung des ewig Menschlichen, sondern die

Beleidigung der Kaste, des Standes und seiner Vorurtheile wird streng geahndet und bestraft. Jede Verirrung ist erlaubt, wenn sie die vorgeschriebenen Formen beachtet und unter gefälliger und glänzender Maske sich verbirgt. Ueber der Menschheit mit ihren Prinzipien und Gesetzen hat sich hier eine Gesellschaft gebildet, deren Anschauung und Moral eine von der allgemeinen weit verschiedene ist.

Aehnliche Betrachtungen drängten sich der Seele Wanda's auf. Sie erblickte in dem Hause ihrer Tante neben den edlen Charakteren, die hier auch nicht fehlten, Frauen von zweideutigem Ruf, von anerkannter Frivolität; sie wurden nicht allein geduldet, sondern auch bewundert, obgleich Jedermann von der Geschichte ihrer Verirrungen mit boshaftem Lächeln sprach. Sie fand hier Männer, deren Leben eine Kette von Thorheit, Spieler von Profession, Schuldenmacher, welche in den Händen der Wucherer schmachteten und selbst betrogen, zu Betrügereien ihre Zuflucht nahmen. Jener junge Graf unterhielt eine Schauspielerin und [2-190] ruinirte sich für sie. Er kaufte auf Borg von einem Wagenmacher eine Equipage, die er um baares Geld zu erhalten, für den sechsten Theil des Werthes verschleuderte. Dieser Baron war ein falscher Spieler, ein Verschwender und feierte täglich Orgien, sein freches Benehmen war weltbekannt. Nichtsdestoweniger wurden diese Leute in den Cirkeln der feinen Welt mit Auszeichnung empfangen und behandelt, während der ehrenwerthe Bürger, der Gelehrte, selbst der Künstler sich ausgeschlossen sah und nur dann herangezogen wurde, wenn man seiner Dienste benöthigt war.

Selbst die Unterhaltung, welche hier geführt wurde, mußte sie immer mehr davon überzeugen, wie wenig sie in diese Kreise paßte. Wenn nicht die Mode, das Theater, Pferde und Hunde in Betracht kamen, so wurden die politischen Tagesereignisse und die hervorragendsten Persönlichkeiten in einer Weise abgehandelt, die jedes Gefühl in Wanda empörte.

»Man sollte diese Lumpenhunde insgesammt niederkartätschen lassen,« sagte ein Landjunker, als von der Steuerverweigerung die Rede war.

»Es sind insgesammt nur Spitzbuben, die den Communismus predigen. Wenn sich auf meinem Gute ein solcher Kerl sehen läßt, schieße ich ihn nieder, wie einen tollen Hund,« bekräftigte ein reicher Gutsbesitzer, plump wie Goliath.

[2-191] »Wie ich höre, soll es hier in Breslau zum Kampfe

kommen,« flüsterte ängstlich ein mageres Stiftsfräulein. »Ich bin zwar sehr mitleidig, aber ich könnte ohne Erbarmen das Blut der Kanaille fließen sehen.«

»Auf Ehre, mein Fräulein, es wird fließen, verlassen Sie sich darauf,« schrie ein Offizier, »wenn es noch zur Attaque kommt! Wo meine Kerle hinhauen, wächst kein Gras. Seit drei Tagen allarmirt, sind sie rabiat und schonen kein Kind im Pardon.«

Das Stiftsfräulein erröthete und kraute verlegen einem niedlichen Schooshündchen um die Ohren. »Denken Sie, Herr Lieutenant,« rief sie im schmerzlichsten Tone, »meine süße Molly ist krank, ich fürchte, daß sie die Staupe bekommt, sie hat keinen Appetit mehr, das arme Thier.«

»O Schwefel in Milch!« rieth der Lieutenant mit einem Gesicht, als hätte er etwas äußerst Geistreiches und Zärtliches seiner Nachbarin gesagt.

»A propos, Herr von Berg,« frug die Generalin einen ihrer Adjutanten, »wissen Sie schon, daß Pinder sich für die National-Versammlung erklärt hat?«

»Unerhört,« sagte der Adjutant.

»Schrecklich!« rief die ganze Gesellschaft.

»Das kommt davon, wenn man solche Leute mit den ersten Stellen des Staates beehrt,« bemerkte der [2-192] plumpe Graf. »Ich hab' ihm nie etwas Gutes zugetraut.«

»Solche Parvenüs,« rief ein alter Aristokrat, »passen gar nicht zu derartigen Stellen. Der Oberpräsident der Provinz muß nach meiner Meinung stets von gutem Adel sein. Nur dieser ist seinem König treu!« Bei diesen Worten warf sich der Graf wohlgefällig in die Brust.

»Die Frau Pinder soll bereits im Geiste sich als Präsidentin der schlesischen Republik betrachten,« meinte ein vergilbtes Fräulein.

»Nicht möglich.«

»Ach! Sie ist ehrgeizig und besitzt Geist, wie man sagt.«

»Und ist schön, sehr schön,« raunte ein junger Offizier seinem Nachbar zu. Beide lachten laut.

»Wer spielt, wem ist eine Partie Ecarté gefällig?« rief die Generalin dazwischen, die Partien angetreten. Wanda spielte nicht. Sie saß in der Nähe des Flügels, neben ihr standen einige Offiziere, welche sie zu unterhalten versuchten.

»Gnädige Comtesse scheinen heut sehr mißgestimmt,« bemerkte ein Rittmeister, dessen Glück in der Breslauer Damenwelt genügend

bekannt war und der, des leichten Sieges müde, in Wanda's Eroberung eine seiner würdige Aufgabe erblickte.

[2-193] »Ich leide,« antwortete die Gräfin, deren Wangen seit Kurzem eine leichte Blässe zeigten, die ihr edles Aussehn nur vermehrte.

»Comteß sitzen zu viel. Sie müssen ausreiten.«

»Ich bin nicht gern zu Pferd.«

»Wenn Sie sich ängstigen, so erlauben Sie, daß ich Sie begleite.«

»Ich habe keine Furcht, jedoch eine gewisse Scheu, die mich jedesmal überkommt, wenn ich zu Pferde sitze und auf die niederblicke, die neben mir zu Fuße gehn. Ich komme mir stolz und hochmüthig neben diesen vor. Ich glaube fast, daß ich mich selber überhebe, wenn ich hoch zu Roß auf die Welt unter mir schaue. Ich ängstige mich, daß ich irgend Jemanden weh thun und verletzen könne. Der Staub, den der Huf des Pferdes aufwühlt, der Schmutz, den es um sich spritzt, trifft und demüthigt den Vorübergehenden, und das würde mich schmerzen.«

»Komische Idee! meine Gnädige, habe nie noch darüber nachgedacht.«

»Ei, Sie sind auch ein Mann,« lächelte Wanda, »der im raschen wilden Fluge durch's Leben eilt, ohne sich umzuschau'n. Sie sind ein Soldat.«

»Ja und mit Leib und Seele. Ich wüßte wirklich nicht, was ich sonst hätte werden sollen, wenn ich nicht zum Militair gegangen wäre.«

[2-194] »Ein Mensch.«

»Ei das ist nichts, das kann Jeder sein,« lachte der schöne Rittmeister in sorglos heiterem Ton.

Wanda seufzte tief. Sie dachte an Dörner in diesem Augenblick.

»Also gnädige Comteß reiten mit mir aus,« bat der Rittmeister auf's Neue.

»Und wir begleiten Sie,« riefen die Offiziere im Kreise.

»Wenn es heute keinen Skandal giebt, meine Herren,« schrie ein alter Major, der an einem Spieltisch saß.

»Das Volk ist feig und schlägt sich nur des Nachts,« antwortete der Rittmeister.

»Meine Herren, ich bin mit bei der Parthie,« sagte die Generalin. »Ich reite als sauve-guarde meiner schönen Nichte.«

»Und wer bewacht die gefährliche Wächterin?« frug ein alter Oberst indiskret.

»Spötter,« schalt die Generalin und schlug nach ihm mit dem duftigen Handschuh leicht.

Die Parthie zu Pferde wurde beschlossen und Wanda konnte, ohne zu beleidigen, sich ihr nicht entziehn.

[2-195]

Die Cavalcade.

Es war ein trüber, düsterer Tag. Der Wind trieb die Schneewolken, wie eine flüchtige Heerde Lämmer vor sich her. Der Streit, der unten auf Erden unter den Menschen ausgekämpft werden sollte, fand auch am Himmel sein Abbild wieder. Kein blaues Fleckchen war zu sehn. Alles grau und finster, wie ein grollend trübseliges Menschenangesicht, aus dem kein Strahl der Freude leuchtete. Dann und wann zerriß der Sturm das Gewölk und die Fetzen flatterten rings herum, ballten sich auf's Neue zu wunderbaren unheimlichen Figuren, welche in jedem Augenblick sich verwandelten. Dort streckte sich ein langes Ungethüm, wie ein Wolf mit aufgesperrtem Rachen, allmälig dehnte sich der gewaltige Leib in's Unermeßliche, ringelte sich zum Schweif und ein geflügelter Drache flog grimmig über den Himmelsplan. Im Osten drohte ein Riese mit schwarzem Haupt und langem weißen Bart, ein Windstoß riß ihn mitten durch und die getrennten Hälften wurden nach entgegengesetzten Enden hingepeitscht. Endlich löste sich der Groll in einen wüsten Schnee- und Regenschauer auf, aber kalt und hart, halbgefroren als feine stechende Spitzen und Nadeln fiel die Fluth herab, ohne Erquickung und Trost, grad [2-196] wie Thränen, welche die Wuth entpreßt, die keine Lösung des grimmen Schmerzes bringen.

Auf der Promenade standen die Bäume kahl und nackt, der November hatte ihnen die letzte Hülle abgestreift, das schöne grüne Frühlingskleid, und wie verschossene Lumpen, die Niemand mehr aufheben mag, lagen die gelben, fahlen Blätter auf dem Boden, in den Koth getreten, so daß sie sich nicht einmal mehr aufraffen konnten zum letzten Tanz, zum wehmüthig luftigen Kehraus, den der Herbstwind mit ihnen tanzt. Unbarmherzig packte der Sturm die nackten Aeste und schüttelte sie mit starker Hand, daß sie laut ächzten, als fühlten sie ihr Unglück innerlich, als hätten sie eine Stimme zur Klage, wie ein leidend Menschenkind.

Die Sonne wagte sich auch nicht mehr hervor. Wie ein schlechter Freund hatte sie die Erde in ihrem Trübsal allein gelassen. Sie that als kenne sie nicht mehr die Gespielin, mit der sie manchen Liebesblick gewechselt, als sie noch in voller Jugendpracht und Schönheit stand.

Erst in der Mittagszeit legte sich der Sturm. Der Himmel zeigte hier und da ein Endchen seiner blauen Farbe und die Sonne blickte schüchtern und neugierig vor, als wollte sie nur durch's Fenster gucken, ob der alte Freund noch lebte, ohne es zu wagen bei ihm einzusprechen, wie in alter Zeit.

[2-197] Auch die Menschen wagten sich wieder hervor, blieben an der Ecke stehn und sammelten sich vor den Plakaten und den telegraphischen Depeschen, die in allen Farben hingen. Ein und der andre nickte sich voll Bedeutung zu und dachte oder sprach, heut geht es sicher los.

»Es geht los, es muß losgehen,« hieß der allgemeine Ruf im Volk. Die Spannung in den Gemüthern war so hoch gestiegen, die Aufregung so groß, daß eine That von allen Seiten mit Sicherheit erwartet wurde. Etwas mußte doch geschehen, darüber waren die guten Breslauer alle einig, aber was? Ja wenn ihnen das ein Mensch hätte sagen können. Es gab zwar Leute, welche meinten, wenn nur einmal angefangen wird, wenn man nur ein Beispiel giebt, so wird sich Alles dann von selber machen. Die Hauptstadt muß nur vorangehen, die andern Städte folgen dann sicher nach. Alle sind ja von demselben Geist beseelt, alle Magisträte und Stadtverordneten Schlesiens haben ja der Nationalversammlung Adressen zugeschickt und ihr die Versicherung gegeben, mit Gut und Blut zu ihr zu stehen. Aber der Geist ist willig und das Fleisch ist schwach. Auch macht sich nichts von selbst und ohne Mühe, sondern solche Dinge verlangen Ueberlegung und Plan, wie jedes andre Werk.

Ein unbestimmter Drang lebte in dem Volk, der [2-198] Gedanke und die Sehnsucht nach einer That, aber was geschehen sollte, wußte Keiner recht. Wir müssen das Militair angreifen und aus der Stadt heraustreiben, hieß es hier und dort. Aber die Antwort lautete: »wozu und was hat es uns gethan? Sind wir nicht bisher immer gut Freund miteinander gewesen? Wir müssen abwarten, bis wir angegriffen werden, dann wollen wir uns unserer Haut schon wehren.«

»Laßt uns Barrikaden bauen,« schrien die Hitzköpfe. »Um Himmels Willen gegen wen?« fragten die klugen Leute und die

Wilden senkten die Köpfe zu Boden und wußten kein Sterbenswörtlein dagegen vorzubringen. »Und wenn das Militair herausgeschlagen ist,« sagten die Besorgten, »dann wird die Stadt cernirt und grad wie Wien bombardirt.« Diese Bedenken ließen keinen Entschluß zur Reife kommen.

»Dann wollen wir eine provisorische Regierung haben,« schrien die Radikalen, »der Oberpräsident taugt Nichts und wir trauen ihm nicht.« »Gut,« sagten die Gemäßigten, »dann nennt uns Leute, denen wir vertraun, die Männer Eurer Wahl sind unfähig und geistlos; der Eine ist zu jung und unerfahren, der Andere, das wißt Ihr selbst, ist dem Wahnsinn nah, der Dritte ist zu roth, der Vierte Communist.«

»Aber Etwas muß doch geschehn und wär' es nur ein *Putsch*.« Gut, der Putsch war fertig und Bres[2-199]lau hatte seine Pflicht gethan und seine Verbindlichkeit gegen die Nationalversammlung gelöst.

Abends sollte es losgehen, aber es war erst Mittagszeit und der Breslauer ißt zwischen zwölf und ein Uhr, wie jedes andere Menschenkind. »Aber auf den Abend,« rief ein Bekannter dem Andern zu, »giebt es einen Krawall, zum Mindesten einen Putsch« und das war gewißlich wahr, da es noch dazu Sonntag war, wo viele müßige Leute auf den Straßen sich herumtreiben, bereit zu jeglichem Skandal.

Trotz dieser Aussichten unterblieb die Cavalcade nicht, welche zu Ehren Wanda's stattfinden sollte. Die Gräfin konnte sich unmöglich ausschließen, so gern sie davon geblieben wäre. Mit Hülfe Mariens, die sie von Berlin aus begleitete, kleidete sie sich an. Ein eng anliegendes schwarzes Reitkleid umschloß ihre schlanke herrliche Figur. Züchtig bis zum Halse zugeknöpft, erhielt Wanda durch diesen Anzug mehr das keusche Aussehen einer zarten Nonne, als das kecke Wesen einer wilden Amazone. Unter dem Männerhute wogten die seidenweichen Locken fesselfrei. Auf ihrem Gesichte schwebte ein wehmüthiges Lächeln, als ahnte ihr, daß dieses aristokratische Vergnügen zum letzten Mal vielleicht von ihr genossen werden dürfte. Unwillkürlich dachte sie an Dörner und was der von ihr sagen würde, wenn er sie in diesem Aufzuge sehen [2-200] könnte. Sie erröthete vor seinem Angedenken, und fühlte tief, wie wenig sie dem Kreise angehörte, in dem sie zu leben bis jetzt gewohnt gewesen. In dieser eigenthümlichen Tracht kam sie sich selbst fremd und verändert vor, sie schämte sich, als hätte sie ein Unrecht begangen gegen ihn.

Hätte Dörner sie gesehen, so würde er unsere Bewunderung getheilt haben. Kein Auge hätte er von der lieblichen Gestalt verwendet, welche in diesem wunderbaren Anzuge wie das Traumbild eines Dichters, wie die verkörperte Romantik erschien. Mit einem unwillkürlichen Enthusiasmus wurde sie von den Herren begrüßt, als sie an der Hand des Rittmeisters in den Hof trat und sich leicht und behend in den Sattel schwang. Mit Sicherheit faßte sie die Zügel und leitete das Roß, das stolz seine anmuthige Bürde trug.

Neben ihr stach die Generalin ab. Obgleich sie alle Künste der Toilette verwendet und mit Lisette, ihrer Kammerfrau, heute mehr als je gezankt, so überschritt ihre Taille immer noch das Maaß des Graciösen. Seit einiger Zeit neigte sie zum Embonpoint und die kleine, etwas starke Figur verlor zu Pferde viel von der Schönheit, die ihr im Salon Niemand streitig machen konnte. Auch die elastische Jugendfrische war längst dahin und wenn auch die Generalin ihren isabellenfarbenen Engländer geschickt zu lenken wußte, so [2-201] fehlte ihr doch jenes feine Muskelspiel, welches Wanda in jeder Bewegung entfaltete. Die Nonchalance, welche der Generalin, in ihrem Fauteuil zurückgelehnt, natürlich war, erschien zu Pferd affektirt und verbarg nur schlecht die Furcht, welche jede ungewohnte Bewegung des Thiers ihr erregte.

Der Zug setzte sich von der Wohnung der Generalin aus in Bewegung und schlug den Weg nach der äußern Promenade ein. Unterwegs gesellte sich ein neuer Kavalier hinzu, der *Bürgergraf*, wie er sich selbst seit der Revolution getauft. Dieser Name bezeichnete hinlänglich die Stellung, welche der neue Ankömmling in Breslau einnahm. Gebildeter und klüger, als viele seiner Standesgenossen, hatte er sich seit der Revolution dem Bürgerstande genähert, ohne die Vorurtheile seiner Geburt aufzugeben. Unter humanen Formen verbarg sich bei ihm das frühere Gelüsten und der Einfluß, den er unter den Besitzenden und Wohlhabenden erlangt, wurde von ihm mit Geschick benutzt. Jene dienten unbewußt seinem Zweck und trotz aller liberalen Phrasen, welche er geschickt bei passenden Gelegenheiten in diesen Kreisen, zu verwenden wußte, blieb er im Herzen der alte Aristokrat. Er verstand sich scheinbar zu Concessionen und gab der liberalen Richtung des Zeitgeist's nach, nicht aus innerer Ueberzeugung und Interesse für den Fortschritt, sondern gezwungen von Nothwendig[2-202]keit. Unermüdlich, thätig und wie wir bemerkt,

nicht ohne Talent und Geschick, war es ihm gelungen, sich einen bedeutenden Anhang unter den wohlhabenderen Bürgern zu verschaffen. Er bildete das Zwischenglied, den Vermittler zwischen der bürgerlichen und adlichen Partei, welche in Breslau vereint der Demokratie feindlich gegenüber stand.

Der Name Bürgergraf war bezeichnend für seine Stellung und sein Wirken.

Er gab seinem Pferde die Sporen und ritt dicht an der Seite der schönen Gräfin, die ihn zu intressiren schien. Der Bürgergraf war Wittwer, eine hohe stattliche Figur, nur entstellt durch ein krampfhaftes Zucken, das dann und wann die Muskeln seines Gesichtes erbeben ließ.

»Mein Fräulein,« redete er Wanda an, »Sie sind zu einer ungünstigen Zeit hier angelangt. Der November bringt uns Sturm am Himmel und auf Erden.«

»Ich liebe nicht die träge Ruhe, auch fürchte ich mich nicht.«

»Bei Gott,« bekräftigte der Rittmeister, »die Comteß regiert ihr Pferd so sicher und schön, wie Pauline Cuzent. Finden Sie das nicht auch mein lieber Graf?«

»Ich bin mit meinem Bruder häufig um die Wette [2-203] geritten und Uebung macht die Meisterin,« entgegnete Wanda unbefangen.

»Ach Ihr Bruder ist ein trefflicher Soldat, ich kenne ihn.«

»Er ist ein herrlicher Mensch, obgleich wir in vielen Dingen verschiedener Ansicht sind.«

»Comteß sind, wie ich gehört habe, liberal,« bemerkte der Graf.

»Sagen Sie lieber human.«

»Das wollen wir doch alle sein, meine Gnädige.«

»Es hat nur nicht jeder den Muth dazu. Die Zeit verlangt große Opfer, aber der Egoismus ist zu mächtig in uns. Der ist der schlimmste Feind, den wir bekämpfen müssen.«

»Freilich, Comteß, das sag ich auch. Wir Adligen dürfen uns nicht abschließen. Wir müssen mit den guten Bürgern gemeinschaftliche Sache machen. Jeder Stand soll sich mit dem andern vertragen und Gerechtigkeit üben. Das meinen Sie doch auch?« —

»Ich will gar keinen Standesunterschied,« entgegnete Wanda kurz und entschlossen.

»Sie gehen zu weit, meine Gnädige, auch ist es Ihnen sicher damit nicht Ernst. Sie selbst stammen von einem edlen Geschlechte ab. Wollen Sie alle Vorrechte der Geburt und ihres Ranges für eine Chimäre aufopfern?«

[2-204] »Sie Herr Graf, nennen Chimäre, was mir als das Höchste gilt. Alle Menschen sind mit gleichen Rechten ausgestattet.«

»Zugegeben, mein Fräulein, so lange sie im Naturzustande leben. Aber der ist längst überwunden. Die Geschichte hat doch auch ihr Recht. Der Unterschied der Stände hat sich bei jedem Volke historisch allmälig herausgestellt und wir können nicht das zerstören und aufgeben, was sich naturgemäß entwickelt hat.«

»Die Geschichte ist ein fortwährender Prozeß. Wir sehen Institute entstehn und vergehn. Wie die Natur ist sie ewig im Schaffen und Zerstören begriffen. Nichts steht fest, Alles ist im Fluß. Jede Epoche trägt aber eine große leitende Idee zur Schau. Im Mittelalter war Adel und Ritterthum der Träger alles Herrlichen in der Welt, seit der Reformation liegt der Schwerpunkt in den Bürgern und dem Städtewesen. In der neuesten Zeit tritt der vierte Stand, das Proletariat, hervor und scheint nicht allein sein Recht zu fordern, sondern auch eine Aufgabe zu erfüllen, eine Idee zu verwirklichen, die nur dunkel und instinktmäßig in seinem Innern ruht.«

»Sie fassen nur die ideale Seite der Menschheit auf, lernen Sie das Volk nur in der Nähe kennen, wie es in der Wirklichkeit sich giebt. Es ist ungebildet und roh.«

[2-205] Um so trauriger, wenn es so geworden ist. Unsere Verpflichtung bleibt dieselbe. Wir müssen gerecht sein, selbst gegen den Verbrecher. Uebrigens ist das Volk trotz seiner Verirrungen größer und besser, als wir Bevorzugten. Es ist minder selbstsüchtig, es besitzt eine Aufopferungsfähigkeit, die uns gebricht. Wir sind alle Egoisten.«

»Es wird immer einen Unterschied des Vermögens und des Geistes geben, und besser die Geburts- als die Geldaristokratie.«

»Ich hasse die Geldaristokratie, aber sie scheint mir doch erträglicher, als der Adel, da jeder Mensch Geld erwerben kann, die Geburt aber jede Möglichkeit ausschließt.«

»Das Verdienst wird doch bei uns geadelt und ich finde das gerecht.«

»Sagen Sie lieber, die Verdienste. Reiche Banquiers und Gutsbesitzer, Börsenspekulanten und Hoflieferanten werden mit dieser Gunstbezeugung geehrt.«

»Sie wollen also den Adel aufgehoben wissen, wie unsere aufgelöste Nationalversammlung?«

»Ein Adel wird immer bestehn, der Adel der Gesinnung.«

»Gott sei Lob. Sie sind doch nicht ganz und gar Communistin, wie

ich gedacht. Sie lassen noch einen Vorzug bestehn. Wenigstens greifen Sie den geistigen [2-206] Unterschied nicht an,« sagte der Graf mit einem komischen Seufzer.

»Ich weiß nicht, was Communismus ist,« entgegnete Wanda. »Ich habe mich nie mit den Meinungen der Schule bekannt gemacht. Von Jugend auf hab' ich mir ein selbstständiges Urtheil gebildet und erhalten. Verstehen Sie, Herr Graf, unter Communismus eine uniformirte Gleichheit des ganzen Menschengeschlechts, eine Vernichtung jeder besonderen Individualität, so erkläre ich mich dagegen, so gut wie Sie, und alle Ihre Gutgesinnten.«

»Und was verstehen Sie darunter, wenn ich fragen darf.«

»Nichts weiter, als das praktisch angewandte Christenthum.«

»Ah, damit bin ich einverstanden,« antwortete der Graf, der in diesem Augenblick keine Ahnung hatte, wie wenig sein reger Ideenkreis mit dem hohen Fluge, den Wanda's Seele genommen, Uebereinstimmung haben konnte.«

Der Rittmeister, der sich bei jedem ernsthaften Gespräche langweilte, war längst zurückgeblieben und ritt an der Seite der Generalin, die Anfangs mit ihm schmollte, weil er sie ihrer schönen Nichte willen verlassen hatte.

»Ah, Herr Rittmeister,« rief sie kokett, »Sie haben [2-207] Ihre Fahne aufgegeben, kehren Sie zurück. Sie sind ein Deserteur.«

»Ich melde mich freiwillig und schwöre zu den alten treuen Farben.«

»Was wird meine schwarz-roth-goldene Nichte sagen?«

»Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben,« trällerte der Rittmeister, indem er auf die schwarz-weiße Cravatte niedersah, welche die Generalin an dem vollen wogenden Busen trug.

»Ueberläufer,« schalt die Generalin, mit der Spitze der eleganten Reitgerte ihren Kavalier leicht berührend.

»Ich bitte, bei ihrem Regimente, Frau Generalin wieder einrangirt zu werden.«

»Dann schwören Sie mir auf's Neue, treu zu sein.«

»Ich schwöre.«

»Wie viel Eide haben Sie bereits gebrochen?«

»Nicht mehr, als die Frauen mir.«

»Sie sind boshaft, ich werde Sie bald wieder zurückschicken,« lachte die Generalin, während sie die flatternden schwarzen Locken unter ihrem Hute mit der weißen Hand zierlich ordnete. »Meine Nichte wird es mir Dank wissen, wenn ich Sie aus meiner Nähe

banne.«

»Ich zweifle, meine Gnädige. Sie ist gegen mich äußerst einsilbig. Ich bin nicht gelehrt, ich verstehe [2-208] nicht viel von all' den hohen Dingen, mit welchen sich die Comteß vorzugsweise beschäftigt.«

»Lieben Sie die gelehrten Frauen?« fragte die Generalin plötzlich mit einem koketten Seitenblick.

»Offen gestanden, nein,« fuhr der Rittmeister keck heraus. »Ich liebe nur die Frauen, die Ihnen gleichen.«

»Ah, Sie sind ein Schmeichler. Sie werden mich verderben.«

Der Rittmeister sah die Generalin mit flammenden Blicken an. Ein Strahl wilder Lebenslust flog von Aug' zu Aug. Die verwandten Geister hatten sich verstanden.

Am Mittelpunkt der äußeren Promenade stand ein Mann in seinen Mantel gehüllt. Er lehnte an der Brücke in Gedanken versenkt. Trübe Empfindungen zogen an seiner Seele vorüber, wie das Gewölk, welches über ihm am Himmel trieb. Er stand einsam, verlassen und unbegriffen. Viel Schmerzliches hatte er in kurzer Frist erlebt. Manches Ideal lag zertrümmert zu seinen Füßen. Seine Freunde gingen einen Weg, der ihm natürlich schien, der aber nicht der seine war. Das Volk um ihn, für das er zu sterben bereit war, hatte keine Sympathie für seinen Schmerz. Was ihn bewegte, war der Masse unverständlich. Der Druck von Jahrhunderten, das alte Herkommen hatte die Sinne stumpf gemacht und den Gedanken abge[2-209]schwächt. Er zürnte, daß nicht Jeder, der an ihm vorüberging, wie er fühlte und dachte, bereit das Joch der Knechtschaft abzuschütteln und für das Höchste sein Herzblut einzusetzen. Er grollte mit dem Leben, das in unabänderlicher Gesetzmäßigkeit, im gewohnten Gleise an seiner Seite ging. Er zürnte der Natur, die erbarmungslos auf die ringende und leidende Menschheit starrt und gleichgültig das furchtbarste geschehen läßt.

Wenn die ewigen Gesetze gebrochen werden, warum empört sich nicht die Erde, schüttelt sich im Grimm und speit ihre verborgenen Flammen vernichtend, warum schwillt das Meer nicht an und gießt eine neue Sündfluth aus, welche jede Spur des alten Geschlechts von der Erde wischt, und den gereinigten Boden für eine neue Generation befruchtend weiht? Soll der Kampf ewig dauern und der Drache nie erliegen? Du schlägst ein Haupt ihm ab, und hundert wachsen für das eine.

Frage auf Frage wälzte sich in seinem Geist, wie das dunkle

schwarze Wasser, welches ihm zu Füßen floß, und ein Narr steht und wartet auf Antwort.

Einzelne Personen zogen an ihm vorüber. Ein Bettler sprach ihn um Almosen an. »Warum bettelt er? und ich, warum bin ich ein Krösus ihm gegenüber?«

Einige wohlgekleidete Männer nahten sich und sprachen von Politik. »Sie denken nur an sich, während sie das Leid der Welt besprechen.«

[2-210] Die glänzende Cavalcade ritt dicht heran. Er blickte zürnend auf, in seinen Betrachtungen gestört. Er sah eine Frau hoch zu Roß, ein Schrei der Ueberraschung entschlüpfte ihm. Wanda sah nach ihm. Purpurgluth überflog ihr lieblich Angesicht. Sie hatte ihn erkannt. Es war Dörner. Sie bückte sich und löste das Armband, welches das zarte und doch kräftige Handgelenk umschlossen hielt. Es fiel herab und er griff darnach. Er preßte das theure Pfand an seine Lippen fest. Wenn Alles täuschte, Alles log, ihm blieb die Liebe, ewig treu und wahr.

Ein Putsch.

Dörner war, nachdem die Steuerverweigerung durch die Nationalversammlung ausgesprochen war, von Berlin abgereist. Er theilte mit so Vielen den Glauben, daß in den Provinzen jener Beschluß zur Ausführung kommen würde. Er erwartete von dem Volke mehr, als es zu leisten im Stande war. Und bei einer Nation, in welcher das Rechtsbewußtsein so tiefe Wurzeln geschlagen hat, wie bei der englischen, kann eine solche Appellation an das Volk von bedeutendem Erfolge sein. Nur bei einem wohlgeordneten, tief begründeten Staatsleben vermag eine solche Maßregel ohne [2-211] bedauernswerthe Anarchie ins Leben zu treten. Die Nationalversammlung mußte ihrem Prinzipe getreu zu dieser ultima ratio[4] greifen, aber indem sie dieses Mittel wählte, sprach sie nur ein leeres Wort aus, einen wesenlosen Schall, der kein Echo finden sollte, dem Lande gegenüber.

Adressen und Anerkennung regnete es ihr von allen Seiten zu, denn was kostet ein Namen, eine Unterschrift? Aber den Kampf mit der Macht aufzunehmen, das erfordert einen muthigen Sinn, der für seine Ueberzeugung jenen lang andauernden Krieg nicht scheut. Eine zähe Geduld gehört dazu, die kleinlichen Verfolgungen, die sich hinschleppenden Untersuchungen, die peinigende Ungewißheit

zu ertragen. Leichter mag es sein im Augenblick des Enthusiasmus, der Ueberreizung in das Gewühl der Schlacht hineinzustürzen und für die Freiheit sein Blut zu verspritzen, als den tausend Vexationen mit Geduld zu widerstehn, die Stecknadelstiche und Brennesseln mit unermüdender und hartnäckiger Geduld zu ertragen.

Nur eine augenblickliche Aufregung war die nächste Folge des Beschlusses, ein aufflackerndes Strohfeuer, das schnell verloderte, wie es entstand. Um die Gluth zu unterhalten und zu nähren, bedarf es der stämmigen [2-212] Eiche, die Jahrhunderte im Walde zu ihrem Wachsthum braucht, deren hartes Holz langsam sich erbrennt, aber die Hitze in sich schließt.

Die Provinzen waren eben in Nichts von der Hauptstadt unterschieden, nur daß hier die klugen Leute von vornherein den passiven Widerstand gepredigt und von jeder gewaltsamen Bewegung abgerathen, während dort, wo jede Autorität mangelte oder zaghaft und eingeschüchtert sich verbarg, die Zügel in die Hände derer gefallen waren, die wie Dörner von dem Volke mehr erwarteten, als es zu leisten befähigt und entschlossen war.

Dörner besaß trotz seiner Schwärmerei zu vielen klaren, nüchternen Verstand, um nicht die Schwächen der schlesischen Demokratie zu durchschaun, aber die Liebe zur Partei wurzelte in ihm wie in Vielen so eigen fest, so daß er trotzdem entschlossen war mit ihr zu gehn, selbst auf die Gefahr hin, in ihr Verderben mit hineingerissen zu werden.

Trotz allen Verleumdungen bleiben wir doch bei der Behauptung stehn, daß neben den Verirrungen der Demokratie in ihrem Schooße eine Aufopferungsfähigkeit Einzelner bestand, welche von ihren Gegnern vergebens geleugnet werden kann. Ja es gehört ein hoher Muth dazu, trotz aller Abneigung gegen die Personen, die Träger des Prinzips, demselben treu und beständig [2-213] anzuhängen, und um die Wahrheit der Idee, die Auswüchse der eigenen Partei zu ertragen. Wer dieses Kreuz auf sich genommen, trägt eine schwere Doppellast, den Haß der Gegner und die Feindschaft derer, mit denen ihn ein gleiches Ziel verbindet, mag auch der Weg dahin oft himmelweit verschieden sein.

Ein solches Loos hatte Dörner sich gezogen. Er war entschlossen an dem Kampf, der von allen Seiten erwartet wurde, sich zu betheiligen, obgleich er von der Nutzlosigkeit desselben im voraus überzeugt war. Selbst sein Zusammentreffen mit Wanda erschütterte seinen Vorsatz nicht, vielmehr fühlte er sich darin bestärkt. Er sah

die Trostlosigkeit seiner Liebe ein, darum wünschte er sich den Tod, um so mehr, wenn aus seinem Blut die neue Saat hervorsprießte. Die Kluft, welche ihn von der Gräfin trennte, schien ihm heut größer als je zu sein. Er hatte sie erblickt, wie er glaubte, in ihrem eigenen Element, hoch zu Roß wie eine Königin, und er war der Knecht, der vor ihr im Staube lag. Durfte er zu der hohen Herrin sein kühnes Auge erheben? Selbst die fremde ungewohnte Tracht deutete den Abstand an. Sie war ein Mährchenbild, ein Traum, der ihn leise nur gestreift; ihn festzuhalten war ihm nicht erlaubt. Würde sie ihm folgen von den Höhen des Lebens in das niedre Thal [2-214] und an seiner Seite leben in beschränktem, bürgerlichen Glück?

Noch immer hielt er das Armband in der Hand. Sie hatte es losgelöst und ihm hingeworfen in einem Anfall aristokratischer Laune und Großmuth, morgen konnte es ihr gereuen. So dachte er und dennoch bedeckte er mit heißen Küssen den schmalen goldenen Reif und neben den Perlen glänzte seine Thräne, nicht als die schlechteste am Schmuck. Sein Verstand lag mit seinen Gefühlen im heißen Streit. Er war mit sich selbst zerfallen, im Zwiespalt mit seiner Liebe, mit der Welt. So nahte der Abend, dunkel, geheimnißvoll für ihn und für die Stadt.

Die Nacht brach herein. Die nächtigen Wolken, welche am Tage schon den Himmel verdüsterten, wurden immer schwärzer und finsterer. Hier und da blitzte wohl noch ein Stern hervor, wie ein verirrter Wandrer, der in der endlosen Wüste einsam zieht. Mit der anbrechenden Dämmerung hatte sich das Volk in den Straßen angesammelt. Ein wildes unruhiges Treiben that sich an allen Ecken und Enden kund. Wie die Wolken droben, so ballten sich die Massen auf den öffentlichen Plätzen an, nebelhaft schwankend, von einem innern Sturm getrieben, von dem dunklen Gefühle, daß noch heute Etwas unternommen werden müsse.

»Nach der Reitbahn, nach der Reitbahn,« tönte [2-215] ein Ruf, gellend wie das Heulen des Windes und die schwarzen Wolken bewegten sich und zogen murrend, grollend, wie fernes Ungewitter durch die Stadt nach dem Thore zu. Das große Gebäude nahm das Volk in seinem Innern auf. Einzelne Redner traten hervor und forderten eine entschiedene That. Eine provisorische Regierung wurde eingesetzt, Proskriptionslisten angefertigt. Meist richtete sich der Unmuth des Haufens gegen die früheren Führer der Demokratie. Namen, welche einst das Volk mit Jubel begrüßte, waren jetzt dem

Tode geweiht. Es gehört mehr Muth dazu, diese Thorheiten der eigenen Partei zu verzeihn, als die Anfeindungen der Gegner zu ertragen.

Von der Reitbahn bewegte sich der nebelhafte Zug unter wüstem Geschrei nach dem großen Markt und stellte sich drohend vor dem alten Rathhaus auf. Dort wurde die provisorische Regierung, welche Niemand kannte, ausgerufen. Spurlos verhallten die Namen in der Luft. Selbst die Inhaber desselben erfuhren kaum Etwas von den hohen Ehren, die ihnen zugedacht waren.

Jetzt blitzte der Mond durch das zerrissene Gewölk am Himmel und goß sein Licht über das alte herrliche Gebäude aus. Da stand es ruhig fest wie seit Jahrhunderten, erprobt in manchem Sturm. Von den durchbrochenen Thürmen gleitete ein Strahl an den [2-216] Pfeilern herab und goß seinen silbernen Schein über die künstlichen Erker aus. Hier berührte sein Kuß die Rose aus Stein geformt, dort den stattlichen Ritter, dessen Rüstung erglänzte, oder die Stirn der Heiligen, die er mit Glorien umgab. Leise schlich sich der Strahl der grauen Mauer entlang und hüpfte von Blatt zu Blatt des grün rankenden Epheugeschlings, das sich mit tausend Wurzeln in der Vergangenheit festete, neues Leben saugend aus den zerbröckelnden Steinen des alterthümlichen Bau's.

Jahrhunderte hatte das alte gothische Rathhaus gesehn. Frühere Geschlechter sind an ihm vorübergegangen und neue kamen herauf und gingen vorüber wie die Väter gethan. Manche kecke Hand hatte an diese Pforten gepocht, mancher drohende Haufe die ehernen Thore bestürmt; vor diesen Treppen lagerte vor Zeiten das Volk aufgeregt und trotzig wie heut, ein sturmgepeitschtes Meer. Die Wellen sind zerronnen sowie auch diese Fluth zerrinnen wird. Wozu und wohin?

Warum braust das Meer und schlägt an den Fels, zerreißt hier einen Damm und setzt dort neue Ländermassen an?

Ewige Naturgesetze sind es, die sich im Menschengeiste wiederholen müssen.

Unbewußt lebt im Volk ein geschichtlicher Geist, [2-217] und für die Thaten der Gegenwart fordert es die Vergangenheit zum Zeugen auf. Das alte Rathhaus sollte es sehn und hören, daß der alte trotzige Bürgergeist in der freien Stadt Breslau noch nicht erloschen war. Hier vor dem Denkmal früherer Zeiten mußte Etwas geschehn, würdig der Vorältern, aber in unseren Tagen ist das Wort früher zur Hand, als die muthvolle That. Darum traten einige Redner auf und

sprachen zu der Menge, die ohne eigentlichen Plan und ohne Führer war.

Mittlerweile ließ der Oberst der Bürgerwehr auf Befehl des Magistrats seine Kompagnien allarmiren. Die Trommel rasselte und das Horn klang eintönig traurig durch die Nacht und schreckte die Gemüther auf. Die Bürgerwehr sammelte sich und bezog die Posten, aber gegen wen?

Der größte Theil derselben bestand aus den minder Begüterten und gehörte mehr oder minder der demokratischen Partei an. Sollten sie die Waffen gegen das Volk kehren, welches für dieselbe Sache aufgestanden war?

Das Militair hatte die Thorwachen und alle Brücken und Uebergänge stark besetzt, es wartete auf einen Angriff; von welcher Seite her?

Keiner kannte den Feind und doch stand jeder zum Kampf gerüstet da. Es war eine Nacht der [2-218] wunderlichsten Verwirrung, wie sie keine Stadt je erlebt.

Und doch war die Gefahr riesengroß. Ein Zufall, ein von selbst sich entladendes Gewehr konnte die Ursache eines fürchterlichen Blutbades werden. Ganz Breslau glich einem Trunkenen, der am Abgrunde taumelte, ein Fehltritt und er stürzte zerschmettert in die Tiefe hinab. Es herrschte ein eigener Glücksstern über den Berauschten.

Die Bürgerwehr griff das Volk nicht an und stand ruhig aber trotzig, oft nur durch die Breite einer Straße getrennt, dem Militair gegenüber, das voll Erbitterung den Ausbruch des Kampfes erwartete, den es herbeiwünschte. Alle Truppengattungen waren aufgestellt. Still und geräuschlos bewegten sich die dunklen Colonnen von Ort zu Ort.

An der Schweidnitzer Thorwacht weilten die höheren Offiziere, in ihre Mäntel gehüllt, geheimnißvoll flüsternd. Zuweilen fiel ein Strahl des Mondes auf den Stahlhelm eines Reiters und den weißen Waffenrock. Die Ordonanzen saßen zu Pferde, erwartungsvoll und gespannt. Die Thiere stampften ungeduldig den Boden, nicht ungeduldiger als die Kampfwuth des Reiters, der auf ihnen saß.

Zwischen den Bäumen der Promenade blitzten die Gewehrläufe der Schützen, bereit Tod und Verderben [2-219] auszuspein. Der Wache gegenüber lagerte ein Bataillon der Bürgerwehr, kaum funfzig Schritte entfernt, meist Arbeiter. Die Flasche ging im Kreise von Hand zu Hand. Die Begeisterung, welche ihr entströmte,

belebte den kriegerischen Muth, man suchte einen Feind, den man in nächster Nähe fand. Bürgerwehr und Militair beobachteten sich voll Mißtrauen. Vorposten wurden von beiden Seiten ausgestellt, Spione hin- und hergesandt, als stände ein Feind dem andern gegenüber.

Einzelne Führer der demokratischen Partei irrten bis an die Zähne bewaffnet durch die belebten Straßen. Keiner vermochte zu sagen, was im nächsten Augenblicke zu thun sei. Wenn auch der Unmuth an ihnen zehrte, daß bis jetzt so gut wie Nichts geschehn, so wollte doch jeder der Verantwortlichkeit entgehn, den ersten Anstoß zum Kampfe gegeben zu haben. Wie wir bereits oben bemerkt, sahen sich diese bisherigen Häupter in ihrem Einflusse gänzlich gelähmt, selbst bedroht. Die Radikalen, welche die Halben und Gemäßigten zwar beseitigt hatten, vermochten nicht in so kurzer Zeit ihre Herrschaft über die Gemüther zu begründen. Es waren zum großen Theil Leute ohne Bedeutung, arm an Geist und Energie. Der Oberst der Bürgerwehr ritt auf einem Miethgaul durch die Stadt und visitirte die ausgestellten Posten und Kompagnien. Er lobte die Haltung der Seinigen und [2-220] wurde überall mit einem Jubelruf begrüßt, der seiner verzeihlichen Eitelkeit unendlich schmeichelte.

Auch das Volk, verlassen von seinen Führern, ohne rechtes Bewußtsein, ja was das Schlimmste war, selbst ohne Feind, begnügte sich einzig und allein damit, sich in den Straßen Massenweis zu drängen, vor einzelnen Gebäuden, wie dem Inquisitoriate, fest zu stehn und in ein wildes Geschrei auszubrechen.

Noch ein letzter Versuch wurde gemacht. Einige tollkühne Leute erbrachen die Kirchenthüren und läuteten Sturm. Wenige Augenblicke nur tönte der ungewohnte Glockenklang ängstlich wimmernd durch die wild bewegte Nacht. Dann verstummte er. Die Stürmenden wurden von der Bürgerwehr selbst verscheucht und eine Kompagnie besetzte die Kirchhöfe bei St. Elisabeth und Magdalena, um jedes ähnliche Unternehmen im Voraus zu vereiteln.

So endete die Nacht. Allmälig verlief sich das Volk, die Bürgerwehr kehrte, ermüdet und schlaftrunken, verdrießlich nach Hause zurück. Das Militair zog seine ausgestellten Posten wieder ein, erbittert von dem ewig unnützen Allarmiren. Statt der geträumten und gehofften Revolution hatte Breslau einen Putsch gehabt, dessen weitere Folgen sich von selbst ergeben.

Jedes mißlungene Unternehmen einer Partei erhebt nicht allein den Muth der Gegner, entfremdet die [2-221] Schwankenden, sondern bringt die schlimmste Frucht, die Zwietracht, unter den Befreundeten hervor. Am andern Morgen wollte jeder im Voraus gewußt haben, wie die Sache kommen mußte. Die Gemäßigten klagten die Radikalen und umgekehrt diese jene an. »Der Bürgerwehroberst,« schrien die Demokraten, »ist ein Verräther, er will nur den Breslauer Cavaignac spielen, weiter Nichts.« Das Volk war auf die Bürgerwehr erbittert und gab ihr einzig und allein Schuld, daß nichts Ernstliches geschehn. Diese hingegen war mit den Anordnungen nicht zufrieden, die der Magistrat getroffen hatte. Die städtischen Behörden konnten diese andauernden Unruhen ohne bestimmten Zweck und festes Ziel nicht länger mit gleichgültigen Augen ansehn. Von allen Seiten regnete es Vorwürfe und Beschuldigungen. Die scheinbare Einigkeit, welche bisher geherrscht, war erschüttert und aufgelöst, der Rausch verflogen und nur der moralische Jammer blieb zurück.

Die gute Stadt Breslau büßte ihre Trunkenheit gar schwer. In allen Gliedern steckte es ihr beim Erwachen. Der Kopf brannte ihr wie höllisches Feuer und war ihr wüst, ihr gesunder Appetit war hin, die Beine wankten und schwankten, als sie aufstehn wollte. Die ganze Welt ekelte sie an, der frische Muth war hin, nur eine trostlose, erbärmliche Verzweiflung blieb zurück. [2-222] Eine nüchterne traurige Reflexion nahm heute die Stelle des gestrigen Enthusiasmus ein.

Am meisten litt Dörner bei diesem Umschlag der öffentlichen Meinung. Zwar war auch er von der Nutzlosigkeit eines blutigen Kampfes überzeugt, aber nach seiner Ueberzeugung hatte er es doch für seine Pflicht gehalten, das Volk selbst auf seinen Irrwegen zu begleiten. Trotz dem er öffentlich gegen jeden Conflikt gesprochen und gewirkt, so war er gern bereit sein Leben aufzuopfern. Ein doppeltes Gefühl leitete ihn dabei, seine trostlose Liebe und dann die Scheu, im Augenblicke der Entscheidung zurückzutreten. Wenn auch von andern und höheren Motiven als die Menge und ihre Führer beseelt, selbst im Widerspruch mit diesen, glaubte er doch vor der Gefahr nicht zurückweichen zu dürfen. Er besaß jenen traurigen Muth, für eine Sache in den Kampf zu gehn, die er selbst im Voraus verloren gab. Eine Niederlage nach der Schlacht, wenn er dieselbe überlebt, hätte ihn tief geschmerzt, aber dieser lächerliche Ausgang eines verunglückten Putsches erfüllte seine Seele mit Ekel

und Widerwillen gegen sich, wie gegen seine eigene Partei.

[2-223]

Ein Volksmann.

In dieser Stimmung besuchte er seinen alten Freund, den Verfasser der Dorfgeschichten, der sich wegen Familienverhältnissen in Breslau aufhielt. Derselbe war erst vor Kurzem von einem Ausfluge nach den österreichischen Kaiserstaaten zurückgekehrt. Er hatte in Wien die Oktobertage mit durchlebt und mit blutendem Herzen die schöne Stadt verlassen, als sie in die Hände der blutgierigen, beutelustigen Croaten fiel.

Dörner liebte diesen Freund, dessen hohe Geistesgaben er mit Bewunderung anerkannte. Oft hatte er aus seinen klaren, im beschränkten Raum das Allleben abspiegelnden Schriften Trost und Labung in bedrängter Zeit gesucht und gefunden. Um wie viel mehr wirkte auf ihn das lebendige Wort, das wie ein frischer Bergquell zwischen Blumen aus der Seele des treuherzigen Schwarzwälders quoll. Er freute sich an dem Anblick der kräftigen Züge, aus denen ein ursprünglicher Geist ihm entgegentrat. Unter der breiten gewölbten Stirn hatten die Gedanken einen weiten Raum und ein sicheres Haus, aus den braunen Augen guckten sie heiter und klar wie aus hellen Fensterscheiben hervor. Um die Lippen schwebte ein feines Lächeln voll gewinnender Schalkhaftigkeit und aus seiner Rede wehte ein [2-224] frischer Brodem, wie er dem Acker entsteigt, wenn die Pflugschar das Erdreich lockert für die neue Saat.

Dörner setzte sich zu dem Freunde, der ihn mit kräftigem Handschütteln begrüßte.

»Das ist Recht, daß Du kommst,« sagte der Schwarzwälder, »einen Morgen wie den heutigen darf man nicht allein verbringen, den muß man verschwätzen, wie man vor Furcht im Dunkeln singt.«

»Nun sag mir Deine Meinung rund heraus, was hältst Du von der gegenwärtigen Lage, alter Freund?« frug Dörner voll Spannung seinen Bekannten.

»Das ist leicht gesagt. Das Volk ist immer gut, aber die Führer taugen hier Nichts, und deshalb geht alles bei Euch zu Grund. Ich komme von Wien, das Herz blutet mir, wenn ich denke wie brav die Leute dort waren und wie nichtsnutzig die Leiter, welche an der Spitze standen, wahre Buben, kann ich Dir vertraun, unreife

Menschen, Charlatane, Betrüger und Bettellumpe; was kann dabei herauskommen? — Und wie dort, so geht es überall.«

»Du urtheilst zu hart. Es giebt unter ihnen auch ehrliche Männer.«

»Die Ehrlichen sind dumm und beschränkt und die Gescheuten nicht ehrlich. Der Hauptfehler der Demokratie ist, daß sie nicht verstanden wird. Wenn ich diese Leute ihre kommunistische Weisheit auf den Bier[2-225]bänken und in den Klubs auspacken sehe, so kommt's mir immer vor, als sähe ich einen Marktschreier, der dem Volke seine Heilmittel anschmiert. Das Volk kauft statt Arzneien Gift und büßt seine Unwissenheit mit dem Tode. Im besten Falle bezahlt es mit schwerem Gelde rothes Ziegelmehl.«

»Jetzt bist Du wieder im Zuge, wenn Du nur auf die Rothen schimpfen kannst.«

»Und hab ich nicht ein Recht dazu. Sie haben uns um die Früchte unserer Erhebung gebracht, sie haben mein schönes Deutschland auf's Neue zerrissen und zerstört. Weil sie geistige und leibliche Bettler sind, wollen sie, daß die ganze Welt in Lumpen gehn und den Bettelsack sich um die Schultern hängen soll. Diese ruinirten Gesellen wünschen ihren Ruin mit dem Bankrott der Gesellschaft zu decken.«

»Du willst also weder vom Communismus, noch vom Sozialismus Etwas wissen, auf welche Weise soll dem Volke aber geholfen werden?«

»Ganz allein durch die Erziehung.«

»Die Menge schreit aber nach Brot.«

»Wer arbeiten will, wird schon welches finden. Für die Armen und Gebrechlichen hat der Staat immer Sorge getragen.«

»Aber die Erziehung selbst ist in den Händen der Regierung, welche eben nur so viel Licht zur Aufklä[2-226]rung verbreiten wird, als für ihre besondern Zwecke ihr tauglich scheint.«

»So lange wir das Assoziationsrecht, die freie Presse und das allgemeine Stimmrecht haben, können wir die Regierung zwingen und unsern Willen durchsetzen.«

»Wenn aber die Macht die neu erworbene Freiheit zu unterdrücken sucht?«

»Gut, dann beginnt der alte Kampf, der doch endlich für uns siegreich enden wird. Sieh, Du guter Karl, Du kennst mich und weißt wie ich mein Volk liebe, aber zum Schmeichler geb ich mich darum nicht her. Ich kann Dir gar nicht sagen, wie traurig es mich macht, wenn ich eine Blüthe nach der andern wieder welken sehe,

die ich mit Freudigkeit begrüßt habe; und wer ist Schuld daran als diese Rothen, welche die Drachensaat des Zwiespalts ausgesäet und Volk und Bürgerthum geschieden. Wir alle bilden insgesammt ein Volk. Ich kenne kein Proletariat und keine Bourgeoisie in dem Sinne dieser Leute.«

»Du wirst doch nicht läugnen wollen, daß ein Unterschied des Vermögens in der Welt besteht und das Capital den Arbeiter ausbeutet?«

»Das ist wieder solch eine verdammte Redensart, Ausbeutung der Arbeit. Daß jeder sein Capital benutzt, finde ich höchst natürlich, daß daraus Vortheile [2-227] für den Einen und Nachtheile für den Andern entstehn, liegt aber in der Sache selbst. Es handelt sich nur darum, die zweckmäßigsten Mittel zu finden, um diesen egoistischen Trieb des Menschen zu beschränken und in gesetzmäßige Schranken einzuschließen. Hier kann der Staat sowohl wie der Einzelne Alles thun. Zunächst fordere ich von einer vernünftigen Regierung einen billigen Steuersatz, Beschränkung der Erbfähigkeit, genaue Abschätzung des Bodenertrags nach der Art und Weise, die Belgien bei seinem systéme d'enquêtes verfolgt.«

»Aber das sind ja nur lauter Palliativmittel, die Du vorschlägst,« unterbrach Dörner den Redner, »ich verlange eine radikale Kur, welche der ganzen Menschheit hilft.«

»O, Du Erznarr, Du! Freilich giebt es eine radikale Kur, das ist die Liebe zum Volke, nicht jener unwahre Kosmopolitismus, der mit aller Welt kokettirt, sondern jene tiefe keusche Neigung, welche von der Familie ausgeht und in dem eigenen Vaterlande Wurzeln schlagt. Mir wird weh und übel dabei, wenn ich solche spindeldürre ausgetrocknete Kerls mit gleicher Liebe Türken, Slaven, Franzosen und Hottentotten umfassen sehe, die in ihren ausgedörrten Armen nicht die Kraft haben das eigen Weib und Kind fest an ihre Brust zu drücken. Freilich ist es leichter, Beduinen, [2-228] Italiener und Böhmen mit leeren Phrasen abzuspeisen, als werkthätig seinem Bruder in nächster Nähe beizuspringen und seine eigene Familie zu ernähren.«

»Du kehrst immer auf's Neue zur Familie zurück. Mir dünkt, Du willst Dich ermüdet in ihren Schoos zurückziehn und den Kampf aufgeben.«

»Ei daran denke ich nicht. Ich bleibe stets der Fahne treu, die ich mir erwählt, und für die ich als Jüngling schon gelitten habe. Mein ganzes Dichten und Trachten ist aber ein bestimmtes und konkretes.

Ich bin, wie Du weißt, ein Schwabe und von Natur ein Feind eurer norddeutschen Abstraktionen. Ich muß einen festen Boden haben, in dem ich wurzeln kann. Ich will ein Vaterland, das heißt für mich wieder ein konkretes, das ich lieben muß, weil es mit meiner innern Natur zusammenhängt. Daß ich ein Deutscher bin, spüre ich in jedem Nerv, mein ganzes Fühlen, Denken und Sein ist ja deutsch und darum häng ich meinem Volk an, von dem ich selbst ein Stück, ein Theil nur des ganzen Organismus bin.«

»Und was hoffst Du von Deutschlands Zukunft?«

»Ich verzweifle nicht, trotz der trüben Gegenwart. Wir haben noch eine große Aufgabe zu erfüllen. Ich halte grade uns für berufen, die sozialen Probleme mit bekannter Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit zu lösen. Was in Frankreich mit stürmischer Hast angeregt und [2-229] experimentirt worden, soll bei uns aus dem Schmelztiegel der Reflexion geläutert und rein hervorgehn. Deutschland hat noch nicht sein letztes Wort gesprochen.«

»Aber was beginnen wir indeß?«

»Das Erdreich ist gelockert, streuen wir die Saaten für die Zukunft aus. Trotz seiner Verirrungen bleib' ich meinem Volke treu. Die Besseren werden auf die Schlechteren folgen, eine neue Demokratie die alte verdrängen. Das Prinzip werden wir retten, wenn auch die Personen darüber untergehn. Jeder mag sich den Kreis schaffen, in dem er wirken will. Was ich beginne, sagt vielleicht Deiner Individualität nicht zu. Vielleicht gebe ich in besseren Zeiten, wann die Leidenschaften schweigen und die Vernunft wieder sich Gehör schaffen kann, ein Blatt zur Belehrung des Volkes heraus. Die blutige Revolution muß zu einem Abschluß kommen, dann tritt die Zeit für Reformen ein.«

»Und was würdest Du mir rathen zu unternehmen?«

»So weit ich Dich kenne, neigst Du zu einer unbestimmten Schwärmerei. Du mußt einen festen Anknüpfungspunkt haben, sonst schwankst Du wie die Rebe ohne Halt. Gründe Dir einen eigenen Heerd, lerne das Nächste lieben und bewege von diesem Punkt aus die Welt, die Dich umgiebt. Du bist ein ehrlicher Kerl und das ist heut schon viel. — Du hast bedeu[2-230]tende Kenntnisse und vorzüglich, wie ich bemerkt habe, ein großes in Dir schlummerndes pädagogisches Talent. Ich würde an deiner Stelle Schullehrer werden, Erzieher einer neuen Generation, welche der Freiheit würdiger, wie die Väter werden soll.«

Dörner erstaunte über den richtigen Blick des Freundes, der seine

ganze Neigung und Richtung ihm so klar dargethan. Wie ein Sonnenstrahl blitzte in seiner Seele, daß ihm ein solcher Gedanke längst schon vorgeschwebt. Grade der Unterricht der Jugend schien ihm der höchste Beruf. Das war der heilige Boden, den er zur Arbeit längst sich ausersehen. Er wollte nicht mehr und weniger sein als ein Gärtner der Seele, der die jungen Keime mit Sonnenlicht und Thau zu tränken bereit ist, damit sie gedeihlich empor wachsen und hundertfältigen Geistessamen tragen.

Tief versenkt saß er dem Freunde gegenüber, der sich langsam seiner Gewohnheit nach anzuziehen begann, immer sprechend und Ideen ausstreuend, selbst beim alltäglichen Geschäft. An der Thüre klopfte es, der Schriftsteller rief herein. Zwei Männer traten in die Stube und sahen sich scheu und verlegen um, weil sie Dörner hier unvermuthet trafen. Es waren Flüchtlinge aus Wien, geächtet und verfolgt, wanderten sie von Ort zu Ort als Märtyrer ihrer Ueberzeugung. [2-231] Der Novellist hatte Beide gleich erkannt und streckte Ihnen zum Willkomm die Hände entgegen.

»Setzt Euch, Leute, hier der Doctor Dörner ist ein Freund von mir, vor dem Ihr Euch nicht zu fürchten braucht.«

Die Flüchtlinge athmeten wieder frei auf und ließen sich nieder, ermüdet von dem weitem, gefahrvollen Weg. Sie erzählten von den ferneren Schicksalen Wiens, von den Verfolgungen, welche sie und Alle erlitten, die für freisinnig bekannt waren.

»Es ist eine allgemeine Hetzjagd jetzt bei uns. Die Reaction rächt sich an der Demokratie mit unerhörter Grausamkeit. Blum und Jellinek sind erschossen, wie Ihr wißt und noch manchem Andern droht ein ähnliches Geschick.«

»Ach mein armes Oestreich,« klagte der Schriftsteller. »Es wird lang dauern, eh' du diesen Octobersturm überwinden wirst. Du warst ein lächelndes Kind, das mit der Freiheit spielte. Harmlos gabst du dich dieser neuen Lust mit allen deinen Sinnen hin. Du hast deinen Frühlingstraum schwer büßen müssen. Was nützte dir der Todesmuth deiner akademischen Legion, was die Opferlust deiner Proletarier?«

»Exoriare aliquis ex ossibus nostris;«[5] rief der eine Flüchtling, ein katholischer Prälat.

[2-232] »Blut und immer wieder Blut,« grollte der Novellist. Soll der Fluch nie enden und die Rache von Geschlecht zu Geschlecht sich forterben? Eure Freiheit ging eben so leicht verloren, weil das Volk sie nicht zu fassen vermochte. Erst muß der Sclave sich als solcher

fühlen, ehe er den Werth der Freiheit zu schätzen weiß. Wußte der Tyroler Schütze, der auf die Gemsjagd geht oder der Gränzer, der halb als Soldat, halb als Nomade lebt, um was die Hauptstadt kämpfte? Was kümmerten ihn Eure Preßfreiheit und Eure Klubs?«

»Ja, die Provinzen haben Wien im Stich gelassen.«

»Weil kein gemeinschaftliches Interesse sie an die Hauptstadt bindet, weil der Böhme den Deutschen haßt, der Italiener für den Slaven keine Sympathien hat, weil die verschiedenartigsten Interessen und Kulturstufen die Völker in Oestreich auseinanderreißen. Ich wünsche den Zerfall dieser mit Blut gekitteten Monarchie, damit die wahren Kinder zu ihrer Mutter, zu Deutschland, zurückkehren und sich fest von innerer Nothwendigkeit gezwungen an dasselbe anschließen.«

»Wir haben unsere Blicke sehnsüchtig nach Frankfurt gerichtet. Was hat es uns genützt? Die Herrn Welcker und Mosle haben uns verrathen und preisgegeben.«

Eine bittere Stimmung hatte die Gemüther erfaßt. Von allen Seiten tönten Klagen und Anschul[2-233]digungen. Selbst der Schriftsteller, der mit Welcker persönlich befreundet war, konnte das Verfahren der beiden Reichstagabgeordneten nicht entschuldigen.

Aber die Zeit drängte und für die Flüchtigen mußte gesorgt werden. Hier bewährte sich der werkthätige Sinn des Schwarzwälder; mit eigenen Mitteln und durch Unterstützung eines edlen Freundes, der in Breslau allen Hülfsbedürftigen wohl bekannt war, setzte er die Verbannten in den Stand, ihre Reise nach sicheren Orten zu vollenden. Auch Dörner schied von ihm getröstet und gestärkt. Er fühlte, daß die wahre Demokratie eine höhere Aufgabe zu lösen habe, als sich in leeren Theorien zu ergehn und immer auf's Neue einen Kampf zu beginnen, der so lange ohne Erfolg bleiben wird, bis das Volk in seiner Gesammtheit die hohe Aufgabe begriffen hat. Sein Entschluß war gefaßt, er wollte ein Apostel der Zukunft, der Lehrer einer neuen Generation werden, welche ihm berufen schien, das Werk in Frieden zu beenden, das die Väter mit blutigem Kampfe begonnen hatten. Die Jugend heranzubilden für die Freiheit, schien ihm die würdigste Aufgabe für sein Leben. Er hatte endlich einen Ruhepunkt gefunden, ein Ziel seines Strebens. Statt der Theorie, in welcher er bisher, wie die meisten seiner Altersgenossen gelebt, hatte sich ihm die Aussicht auf ein thatkräftiges Dasein eröffnet und mit jener Energie, die ihm eigen

[2-234] war, faßte er den Entschluß, fortan dieser Erkenntniß seines innern Wesens nachzuleben.

Ja er wollte nur ein Schullehrer werden. Spottet nicht, lacht nicht über diesen Entschluß. In den Händen dieses armen, von Noth und Kummer gedrückten Standes liegt die Zukunft der Menschheit. Die Dorfschule ist das Heiligthum, in welchem der neue Messias geboren wird, wie einst zu Betlehem im Stalle das Licht erschienen ist, das die Welt erleuchtete.

Die Flucht.

Seit dem letzten Putsch der Breslauer Demokratie, der die Schwäche der Partei hinlänglich aufgedeckt, zeigte die Reaction plötzlich einen ungeheuern Muth. Gestützt auf das Militair, welches in bedeutender Anzahl in der Stadt sich angesammelt hatte, wagten die feigen und bis jetzt nur im Geheimen wirkenden Gegner, offener hervorzutreten. In den letzten Tagen des Novembers sah man in Breslau eben so viel lächelnde als niedergeschlagene Gesichter; erstere gehörten den sogenannten Freunden der Ordnung, letztere den Demokraten an.

Niemand aber hatte ein strahlenderes Aussehen, keiner lächelte mehr, als der reiche Herr Müller und [2-235] natürlich lachte sein Buchhalter Bräslein pflichtschuldigst und ergebenst mit. Selbst die Aussicht auf den Prozeß, den er für seine Mündel zu führen hatte, verbitterte seine frohe Laune nicht. Erstens hoffte er den Prozeß sicher zu gewinnen und zweitens war er überzeugt, daß die Demokratie endlich eine Schlappe erlitten habe, von der sie nun und nimmermehr sich werde erholen können. Bei dieser Gelegenheit müssen wir noch einen Grund erwähnen, warum Herr Müller so überaus fröhlich war. Der reiche Handelsherr hatte eine besondere Abneigung gegen Katzenmusiken, welche lange Zeit in Breslau mit großer Virtuositat exekutirt wurden.

Es genügte vollkommen im Rufe eines Reactionairs zu stehn, oder auf irgend eine Weise das Mißvergnügen des souverainen Volkes auf sich geladen zu haben, um diesen ausgezeichneten Kunstgenuß gratis zu erhalten. Eine Kapelle von einigen hundert Straßenjungen und Bummlern sammelte sich in dunkler Abendstunde vor der Thüre des Erwählten und stieß ein Ohr zerreißendes, Herz zerschneidendes Geheul, Gegrunze und Miauzen aus. Gewöhnlich erschien die allarmirte Bürgerwehr nach beendetem Concert und

hatte nur höchst selten das Vergnügen, die persönliche Bekanntschaft dieser ausgezeichneten Virtuosen zu machen.

Herr Müller besaß, wie mancher große Mann [2-236] seine kleine Eigenheiten und dazu gehörte eine entschiedene Aversion gegen Katzenmusiken. Die bloße Erwähnung einer solchen, preßte ihm den Angstschweiß aus und brachte in seinem Körper eine förmliche Revolution hervor. Oft in stiller Mitternacht schreckte er im Traume an der Seite seiner Gattin auf. Er hatte eine Katzenmusik im Schlafe gehört und war entsetzt darüber aufgesprungen. Seit den letzten Ereignissen schwiegen diese nächtlichen Kunstleistungen und Herr Müller genoß den Schlaf des Gerechten. Die Ordnung schien ihm überdies zurückzukehren und die Kornecke war nicht mehr der Sammelplatz der gefährlichen Müßiggänger aus dem Proletariat.

Gründe genug für Herrn Müller sich zu freun. Aber ein neues Ereigniß trug noch dazu bei, ihn in einen wahren Wonnetaumel zu versetzen. Die Freunde der Ruhe waren zusammengetreten und hatten in der Börse einen Verein für Gesetz und Ordnung gestiftet, an dessen Spitze der Bürgergraf und sein Adjutant, der Schriftsteller Henne stand.

In diesem Vereine fühlte Herr Müller sich unendlich wohl. Hier fanden seine abgenutzten Phrasen mit legalen Verbrämungen versehen einen stürmischen Beifall. Kein naseweiser Demokrat wagte, dem reichen Handelsherrn zu widersprechen und selbst wenn ein räudiges Schaf sich eingeschlichen hätte, so war für [2-237] seine Entfernung auf das Vorsichtigste gesorgt. Einige handfeste Auflader und riesige Hausknechte wurden zu Mitgliedern des Vereins kreirt, um im Nothfalle durch schlagende Argumente jeden unbequemen Gegner zu widerlegen.

Geehrt durch die Freundschaft des Bürgergrafen und des pseudo-konstitutionellen Candidaten entfaltete sich für Herrn Müller ein neues schönes Dasein.

»Gott sei Lob,« sagte er öfters zu seinen beiden Gesinnungsgenossen, »jetzt kehrt doch endlich einmal wieder Ruhe und Ordnung zurück und man wird leben wie ein Mensch. Wissen Sie, Herr Graf, daß ich seit der Märzrevolution —«

»Sagen Sie doch nicht immer, lieber Müller, Revolution. Es war nur ein Krawall, an dem sich ausschließlich Juden und Polen betheiligten.«

»Ja, Sie haben Recht, Herr Graf. Seit dem Krawall habe ich keine Nacht ruhig schlafen können und meinen Rheumatismus, an dem

ich fortwährend leide, konnte ich gar nicht wieder los werden.«

»Wie so das?«

»Sehen Sie, Herr Graf, gegen mein Uebel hilft mir nichts so sehr, als ein gesunder Schweiß. Jeden Abend trinke ich eine Tasse Fliederthee, dann decke ich mich mit großer Sorgfalt zu. Richtig, ich fing auch gleich zu transpiriren an, sobald ich einmal einge[2-238]schlafen war. Aber kaum ruhte ich einige Minuten, so ließ sich der Teufelslärm auf der Straße hören. Hier wurde eine Katzenmusik gebracht, dort wieder eine und jede Nacht erwartete ich die verdammte Schaar bei mir. Mein Schweiß trat dann zurück und Frühmorgens stand ich mit dem alten Reißen auf.«

»Ich habe stets meine Stimme gegen die Katzenmusiken in unserem Organ erhoben,« bemerkte der Candidat mit großer Selbstgefälligkeit.

»Ihre Artikel haben mir auch eine große Freude bereitet, aber einschlafen konnte ich doch nicht. Wenn keine Katzenmusik in meiner Nähe war, so wachte ich schon aus Gewohnheit auf. Lachen Sie nicht, meine Herrn, ich träumte wirklich Katzenmusiken, ich hörte den höllischen Lärm, das diabolische Geschrei und mit meinem Transpiriren war's vorbei. Gott sei Lob, daß hier in Breslau wieder Ruhe und Ordnung herrscht. Nun werde ich doch endlich einmal schwitzen können, wie zuvor.«

»Ja, die Demokratie ist jetzt so gut, wie todt,« rief der Bürgergraf, indem er sich entzückt die Hände rieb.

»Erlauben Sie, Herr Graf,« entgegnete Herr Henne, »ich theile ihren Glauben nicht. Die Demokratie ist wie eine Wanze. Wenn man sie ergreift, stellt sie sich nur todt. Lassen wir uns täuschen, so er[2-239]wacht sie im nächsten Augenblick und entläuft. Ich werde in meinem nächsten Artikel für die Zeitung zu erhöhter Vorsicht ermahnen. Die Gutgesinnten müssen jetzt mehr als je auf ihrer Hut sein.«

»Freilich, freilich!« bemerkte Herr Müller, dem jedes Wort des Candidaten als ein Orakel galt und der eine hohe Achtung für jeden Mann hatte, welcher seine Geistesprodukte täglich drucken ließ.

»Wir müssen den Sieg benutzen,« fuhr Herr Henne fort, »und die Häupter der Demokratie unschädlich machen. Zunächst wird der Bürgerwehr-Oberst und sein Benehmen einer Prüfung zu unterwerfen sein. Er hat jedenfalls den Magistrat und die Stadtverordneten beleidigt und terrorisirt. Er muß fallen und eine Untersuchung gegen denselben eingeleitet werden.«

»Natürlich,« rief ein kleiner Assessor, der mit gewohnter Zudringlichkeit an die Sprechenden herangetreten war. »Ich selbst war Zeuge der ganzen Scene. Wir müssen das Uebel an der Wurzel angreifen. Die ganze Bürgerwehr taugt nichts, deshalb bin ich für Auflösung dieses unnützen Instituts. Was meinen Sie, meine Herrn, zu einer Petition um Einstellung des Bürgerwehrdienstes? Wir lassen die Liste im Geheimen bei unsern Freunden cirkuliren. Es werden sich außerdem eine Masse von solchen Leuten finden, denen die [2-240] ewige Plakerei zum Ueberdruß geworden ist und die derselben müde sind. Wozu brauchen wir denn die Bürgerwehr?«

»Ich werde einen Artikel darüber schreiben,« versicherte der Candidat. »Ich will nachweisen, daß Deutschland ein Institut entbehren kann, das selbst in Frankreich immer mehr in Verfall geräth. Meine Herrn, ich kenne Frankreich, ich kenne seine Einrichtung und die Stimmung daselbst. Ich bin zwei Jahre in Paris gewesen. Mit Gewißheit kann ich Ihnen sagen, daß die Republik sich keine drei Monate mehr hält.«

»Das ist ganz und gar meine Meinung,« entgegnete der Bürgergraf. »Eine Republik ist reiner Unsinn. Die Franzosen fühlen so gut wie wir das Bedürfniß nach einer starken Regierung; Ordnung muß sein, meine Herrn, ohne Ordnung geht der Staat zu Grunde und der Handel unter.«

Gerührt drückte Herr Müller dem Redner seine Hand.

»Also meine Petition wird angenommen,« rief der Assessor, welcher wie so viele seines Gleichen, früher Mitglied und selbst Stifter des demokratischen Klubs gewesen war und später aus verletzter Eitelkeit, seine früheren Grundsätze verläugnete und seine alten Freunde verfolgte.

»Das versteht sich,« entschied der Graf, welcher [2-241] über die Mitglieder des Vereins eine unbedingte Herrschaft ausübte. Im vertrauten Kreise seiner Standesgenossen pflegte er mit dem ihm eigenthümlichen zuckenden Lachen sich zu äußern: »die Kerls thun, was ich will und tanzen, wie ich pfeife.«

»Hoffentlich werden die Behörden nicht müssig sein,« schürte der Candidat. »Außer dem Bürgerwehr-Oberst haben sich noch andere Führer der Demokratie kompromittirt. Leider zu wenig.«

»Wie ich höre, sind zwei Haupträdelsführer entflohen, um sich der Untersuchung zu entziehen. Ich hätte gewünscht, die Leute in meine Hände zu bekommen,« meinte der kleine Assessor.

»Schade, schade,« sagte Herr Müller. »Sie hätten ihnen gewiß eine gute Suppe eingebrockt. Ist denn Keiner weiter vorhanden, an dem man sich halten könnte? Da soll ja auch ein Mensch aus Berlin höchst aufrührerische Reden auf dem Neumarkt geführt haben und das Volk zum offenen Aufstande aufgefordert haben?«

»Ah, Sie meinen den Deputirten Dörner?«

»Dörner?« fragte Müller. »Dörner, der Name ist mir nicht unbekannt. Halt, das ist ja der Generalbevollmächtigte des neuen Erben, der die Lischnitz'sche Masse mit einem Prozeß bedroht. Die Gelegenheit wäre günstig dieses höchst gefährliche Individuum un[2-242]schädlich zu machen. Meinen Sie nicht auch, meine Herrn, daß ich nur einer Pflicht gegen Gott, König und Vaterland genüge, wenn ich diesen höchst gefährlichen Menschen denuncire?«

Sämmtliche Anwesende stimmten diesem löblichen Vorsatz des Herrn Müller bei, der, nachdem die Sitzung des Vereins geschlossen war, sich sofort zu dem neuen Polizeipräsidenten begab.

Dörner verweilte noch immer in Breslau, gefesselt durch Wandas Anwesenheit und überzeugt, daß alle weiteren Schritte der Volksvertreter, nachdem die Steuerverweigerung ohne Erfolg geblieben war, nutzlos bleiben mußten. Vergebens versuchte er sich eine Unterredung mit der schönen Gräfin zu verschaffen, seine Bemühungen blieben fruchtlos. Ein Billet, welches er geschrieben, fiel in die Hände der Generalin, die allein das Geheimniß dieser Liebe kannte und das Schreiben vernichtete, ohne ihre Nichte davon in Kenntniß zu setzen.

Er konnte nicht von Breslau scheiden, ohne sie noch einmal gesehen und gesprochen zu haben. Von ihren Lippen wollte er die Billigung seines Entschlusses hören, durch ihren Anblick sich zu seinem hohen Werke stärken und dann ihr entsagen für ewig. Nur wie eine heilige Erinnerung sollte ihn das Angedenken an eine Liebe begleiten, die keinen irdischen Wunsch in sich schloß. [2-243] Es war ein Traum, sagte er sich oft, den ich geträumt, zu schön, zu hoch um zur Wirklichkeit zu werden. Was vermochte er dem holden Wesen zu bieten? Ein freudenloses Dasein voll Entsagungen und schwerer Opfer. Hatte er ein Recht, sie zu sich herabzuziehen aus den Kreisen, in denen sie lebte, eine Blume, die nur in dem reichen Boden, dem sie angehörte, sich zur vollen Pracht entfalten konnte und verkümmern mußte in dem harten Erdreich der rauhen Wirklichkeit.

Doch wie wenig kannte er sein Herz, wie wenig Wanda's hohe

Seele. Sie beschäftigte sich nur mit ihm, sie bewachte, ohne daß er es wußte, jeden seiner Schritte.

Von dem Bürgergrafen hatte sie zufällig im Verlaufe eines Gesprächs erfahren, daß der Verhaftung des Deputirten Dörner, der sich in Breslau verborgen hielt, nichts mehr im Wege stände. Die Nationalversammlung war bereits aufgelöst.

Dörner saß eines Abends in düstern Gedanken versenkt in seiner kleinen Stube. Auf seinem Tische lagen Arbeiten, die er begonnen, Bücher meist pädagogischen Inhalts, in denen er eben gelesen, um sich für seinen Beruf genügend vorzubereiten. Er schrieb einen Brief an Wanda! Es sollte der letzte in diesem Leben sein. Mit glühenden Farben schilderte er seine Liebe, aber auch die Nothwendigkeit der Entsagung sprach er mit [2-244] festen, klaren Worten aus. Er hatte geendet und ruhte erschöpft in seinem Sessel aus. Der harte Kampf war ausgekämpft, sein Herz blutete noch und jede Zeile, die er geschrieben, war Zeuge seines unendlichen Schmerzes. Er stand allein, vereinsammt in der Welt, das letzte Band war zerrissen, das ihn an diese Erde fesselte. Fortan wollte er nur dem hohen Berufe leben, den er sich erwählt.

Auf seinem bleichen Gesichte lagerte die Trauer um ein vergangenes Glück, vereint mit der strahlenden Glorie des Märtyrers, der sich selbst für eine große Idee mit wehmüthiger Erhebung hingeopfert. Er war schön und rührend zugleich in diesem Augenblick.

Ein leiser Schritt erweckte ihn aus seinem schmerzlichen Enthusiasmus. Wanda stand vor ihm, wie ein Engel des Lichts in der Dämmerung, die bereits hereingebrochen war. Sie hatte ihre Hand auf sein Haupt gelegt, als wollte sie aussprechen, er steht unter meinem Schutz.

Ueberrascht, fast erschrocken sprang er auf. Vor seinen Sinnen wurde es Nacht und dann leuchtete wieder ein Morgenroth, flammend in rosiger Gluth.

»Sie hier, Gräfin?« fragte er, indem er mühsam nach Fassung rang und den schweren Kampf noch einmal in diesem Momente durchzukämpfen hatte.

Armes Menschenherz. Wo sind deine festen Ent[2-245]schlüsse? Ein Lächeln und ein Blick vernichtet deinen geträumten Stoicismus, wie ein Hauch das Kartenhaus des spielenden Kindes. Deine Gedanken sind wie die Wolken am Himmel, die Sonne lächelt und sie verschwinden vor der Zauberin. Rascher schlägt dein Herz, wilder

rollt dein Blut und seine rothen Wellen spielen deine Grundsätze mit sich fort. Der Augenblick ist dein Herr und die trunkenen Sinne spotten der Weisheit, wie Bachantinnen, die im wilden Taumel, im tollen Wirbel dich entführen.

Wanda faßte Dörners Hand und sagte: »Sie müssen fliehen, mein Freund. Ihnen droht Gefahr. Ich weiß aus zuverlässiger Quelle, daß man einen Verhaftsbefehl wider Sie ausgefertigt hat. In einigen Stunden wird die Polizei bei Ihnen Nachsuchung halten. Benutzen Sie die Ihnen noch gestattete Frist und verlassen Sie Breslau.«

Er vermochte nicht zu antworten, ein tiefer Schmerz hatte seine Seele ergriffen. Die Trennung von der Gräfin war ihm zur Unmöglichkeit geworden.

»Ich kann nicht gehen,« stammelte er nach einer Pause tief bewegt.

»Sie müssen, ich will es,« entgegnete Wanda im festen Tone. »Sie dürfen nicht auf niedere Weise untergehen. Ein solches Märtyrerthum wäre Ihrer unwürdig. Wollen Sie auf einer Festung ihr Leben [2-246] im dumpfen Schmerz vertrauern. Ihre Aufgabe ist es, sich der guten Sache zu erhalten, für dieselbe zu wirken und zu handeln. Diese betäubende Verzweiflung ziemt nicht für Sie.«

»O meine Kraft ist gebrochen. Ich bin nicht würdig, daß Sie von Ihrer Höhe auf mich niederschauen. Sie fassen nicht, Wanda, was mich in diesem Augenblick bewegt. Ich habe nur einen Gedanken und der sind Sie. Der stolze Muth, den ich noch vor wenigen Augenblick mir vorgelogen, ist dahin in Ihrer Gegenwart. Ich fühle nur, daß ich ohne Sie nicht athmen, nicht leben kann.«

»Wir müssen scheiden,« sagte die Gräfin tief bewegt, aber ihr leidendes Aussehen, die blasse Wange, die schmerzlich zuckende Lippe sprach dem festen Entschlusse Hohn.

»Und wer kann Sie zwingen? Ihr Rang, Ihr Stand. — Werfen Sie die Fesseln von sich, wenn Sie auch von Gold sind. Frei und groß gehören Sie Niemanden an, als wie sich selbst. Opfern Sie nicht sich und mich aus Schwäche, dem Vorurtheil? Was kann Ihnen diese Welt noch bieten, in der Sie bisher gelebt? Sie stehen außerhalb derselben. Ihr ganzes Wesen ist Wahrheit, können Sie mit der Lüge noch länger in Verbindung bleiben? Ich, ich habe Ihren Werth erkannt. Auf meinen Händen will ich Sie [2-247] durchs Leben tragen, hoch über diese niedere Welt. Ich will die Keuschheit Ihrer Seele bewahren vor der Gemeinheit, welche uns umgiebt. O kommen Sie mit mir. Ich flehe um Mitleid nicht für mich, nein für Sie. Wir

müssen Beide elend untergehn, wenn Sie der Muth in diesem letzten Augenblick verläßt.«

Die Gräfin wandte sich erschüttert ab. Sie fühlte den leisen Vorwurf, der in Dörners Worten lag. Er durfte nicht an ihrer Größe zweifeln, nicht niedrig denken von ihrem Muth. Ihr stolzes Herz empörte sich.

Nur einen Augenblick schwankte sie und stand zögernd an der Grenze eines neuen Lebens. Der Gedanke an die Ihrigen erfaßte noch einmal in all seiner Stärke ihren kühnen Geist, aber Wanda hatte längst allmälig Wurzel an Wurzel von dem Boden gelöst, der dürr und ausgetrocknet für sie mehr keine Nahrung bot. Durch ihren Aufenthalt in dem Hause ihrer Tante war selbst das letzte Band zerstört. Mit stolzen Blicken trat sie auf Dörner zu. Er sah auf ihrem holden Angesicht nur die Siegesfreude leuchten, die Schmerzen des Kampfes hielt sie in ihrer Brust verschlossen und verborgen.

»Ich will Ihrer werth sein, mein Freund, ich gehe mit Ihnen,« sagte sie im festen Ton.

Sprachlos war Dörner zu ihren Füßen niedergesunken, anbetend vor dieser hohen Seele. Er sprach [2-248] nicht, aber tief in seinem Innern that er ein heiliges Gelübde für ihr Glück. Die Gräfin hatte sich zu ihm herabgebeugt, er schloß sie fest in seine Arme. Ein unsichtbarer Geist breitete segnend seine Hände über dieses Paar der neuen Zeit.

Allmälig wich der Stolz, aus dem Wandas plötzlicher Entschluß hervorgegangen und machte einem sanfteren Gefühle Platz. Unter Thränen sprach sie, indem sie zu Dörner lächelnd emporschaute, die Worte der Bibel:

»Wo Du hingehest, da will ich auch hingehen, wo Du bleibest, da bleibe ich auch. Dein Volk ist mein Volk, und Dein Gott ist mein Gott.«

An der Thür wachte und betete Marie für das Glück der Liebenden. Sie dachte dabei des armen Rolfs, den sie nicht mehr gesehn.

Wenige Stunden später hatte Wanda an der Seite Dörners Breslau verlassen. Vier Wochen wurde von Nichts anderm in der feinen Welt als von der Flucht der schönen Gräfin gesprochen. Die Aristokratie zuckte mitleidig die Achseln über diese beispiellose Verirrung einer Dame von Stand.

[2-249]

Die Versöhnung.

In der Nähe des reizenden Cannstadt in Würtemberg liegt ein einsames Haus, rings von Reben umkränzt. Ein Garten stößt daran, in demselben spielen muthige Knaben, kräftig gebräunte Kinder in leichtem Leinwandkittel mit offener Brust und fliegenden Haaren. Ein Mann sieht lächelnd auf die Knabenschaar, die zutraulich um ihn tobt. Er hält ein schönes Weib an seiner Hand, das ihre liebevolle Aufmerksamkeit zwischen dem Gatten und den Kindern theilt.

Der Mann ist Dörner, die Frau Gräfin Wanda, die Knaben Zöglinge einer Erziehungsanstalt, welche unser Freund begründet.

Nichts fehlt zu dem Glücke des seeligen Paars. Eine innige Liebe hält beide verbunden. Wanda hatte gleich nach ihrer Vermählung ihren Eltern nach Berlin geschrieben. Sie erhielt keine Antwort, nur Arthur sandte einige Zeilen voll kalter vernichtender Höflichkeit. Um so fester schloß sie sich an Dörner, in ihm suchte und fand sie das Ziel ihres Strebens, das wahre Glück, welches sie vergebens in den Cirkeln der aristokratischen Welt zu finden bemüht gewesen war.

Auch Dörner war zufrieden mit seinem neuen Beruf, dem er sich mit heiligem Eifer hingab. Er wurde ein sorgsamer Gärtner der ihm anvertrauten [2-250] Pflanzen. Nun hatte er eine Stellung errungen, die seiner inneren Neigung ganz entsprach. Die Seele der Kinder erschien ihm ein unentweihtes Heiligthum. Den ganzen Tag war er bemüht den herrlichen Keim zu entwickeln, den die Natur ihm entgegentrug. Er achtete auf die zarten Regungen des jungen Geistes und weckte nur heilige, große Gedanken in dem Herzen der Kleinen, die er wie sein Herr und Meister berufen hielt für's Himmelreich. So floß Tag an Tag in angemessener Beschäftigung den Glücklichen. Von fern nur berührte sie das Geräusch der Welt. Wohl zuckte Dörner schmerzlich auf bei den letzten politischen Ereignissen, aber dann besänftigte ihn Wanda mild.

»Was willst Du mehr?« fragte sie lächelnd.

»Die Zeit des Kampfes ist vorüber. Du hast Dich und mich gerettet aus dem Sturm. Genüge ich Dir nicht, Du Stürmischer?«

Dann umschlang er innig das geliebte Weib und wandte sich auf's Neue gestärkt zu seinem Beruf.

Auch Marie hatte eine würdige Stellung in dem Hauswesen gefunden. Sie schaltete und waltete als Freundin und überhob Wanda der kleinen ungewohnten Verrichtungen. Nichts desto weniger suchte auch diese täglich mehr und mehr sich Kenntnisse von den Handleistungen und Wirthschaftsangelegenheiten zu verschaffen, welche sie früher vermöge ihrer Stellung [2-251] vernachlässigt hatte. Oft traf Dörner die frühere Gräfin vertieft in Wirthschaftsrechnungen oder mit dem Kochbuch beschäftigt, emsig nachlesend die Bereitung eines einfachen schmackhaften Gerichts. Ein Lächeln Dörners dankte ihr dann tausendfach für jedes Opfer, das sie ihm gebracht.

So lebten die Drei innig vereint. Es gab im Hause weder Herrin noch Dienerin. Marie und die Gräfin standen einander gleich. Das ergab sich ganz von selbst.

Eines Abends saßen sie wieder auf der Terrasse des Gartens. Die Sonne ging im Westen glühend unter. Rosige Wolken schwebten am Himmel, die Boten eines kommenden schönen Tags. Die Kinder jauchzten und sprangen zwischen den Blumenbeeten, die ihre süßesten Düfte spendeten. Ein leiser Wind glitt durch die Blätter der schattigen Bäume und ließ das frische Rebenlaub erzittern. Der heiße Tag mit seinem Werke war vorüber, jede Arbeit abgethan. Am Himmel und auf Erden war ein stiller Frieden ausgebreitet, nur zuweilen tönte von Fern das Jauchzen eines frohen Menschen, der die innere Freude an der schönen Natur nicht bezwingen konnte und seine Lust aller Welt verkünden mußte. Dörner und Wanda ließen ihre Blicke in die Weite schweifen über die gesegneten Felder, auf welchen die jungen Saaten wogten, über die Hügel [2-252] mit Reben gekränzt bis hin zu den blauen Bergen, auf deren Gipfeln das verglimmende Abendroth wie die Opferflamme auf dem Altare lag.

»Das Jahr wird gesegnet sein,« sagte Dörner für sich.

»Die Natur ist dem Menschen ewig treu,« antwortete Wanda. »Wie still, wie friedlich ist hier Alles rings um uns. Wie glücklich fühl ich mich in dieser Einsamkeit.«

»Vermißt Du Nichts?«

»Nein! In Dir ist mein Genügen, all mein Sein.« Marie, die in der Nähe der Glücklichen saß, seufzte tief.

»Ein Armer, ein Armer,« schrieen die Kinder plötzlich und umringten einen Mann, der erschöpft an dem Eingange des Gartens zusammengesunken war.

Ein blutiges Tuch umwand seine Stirn, sein Arm lag in einer Binde. Die eingefallenen Wangen und der verwilderte Bart verriethen schwere Leiden, ein Leben voll bittrer Noth. Hunger und Erschöpfung hatten ihn einer Ohnmacht nahe gebracht. Dörner eilte mit Wanda herbei, um zu helfen. Die Kinder umstanden den Armen mitleidig und theilnahmsvoll. Sie hatten ihre Spiele aufgegeben und schwiegen, denn Dörner hatte ihnen Achtung für das Unglück eingeflößt.

[2-253] Marie war in das Haus geeilt, um Speise und Trank herbeizuholen.

»Wahrscheinlich ein unglücklicher Freischärler aus Baden,« flüsterte Dörner leise Wanda zu.

»Nicht wahr, wir pflegen ihn, bis er wieder gesund geworden ist und weiter wandern kann?«

»So hast Du auch mich gepflegt.«

»Und bin ich nicht reich belohnt für jene Wohlthat, die ich Dir erwiesen? Freilich dacht' ich damals nicht daran, daß der Barrikadenkämpfer mich um meinen Grafentitel bringen wird.«

»Du zürnst mir wohl darum?«

»Böser Mann!« schalt Wanda mit lieblichem Schmollen.

Marie trat aus dem Hause, in der Hand hielt sie eine Flasche Wein und ein Brot.

»So! kommt und eßt,« sagte sie zu dem Verwundeten, der noch immer ermüdet auf dem Boden lag.

»Marie!« schrie der arme Mann mit verwirrtem Blick.

»Rolf!« rief Marie, welche Wein und Brot in den Rasen fallen ließ und vor dem treuen Freund in die Kniee sank.

Dörner und Wanda waren schnell herbeigeeilt. Von ihnen unterstützt und getragen wurde der Ohnmächtige auf das Lager gebracht. Unter der liebe[2-254]vollsten Pflege genas der Maschinenbauer so weit, um seine Schicksale zu erzählen. Vom alten Haß erfüllt, noch immer in dem Glauben, daß Marie gestorben sei, war er fortgezogen, um den Legationssekretair zu verfolgen, der, seildem Wanda ihn aufgegeben, von Hof zu Hof in geheimen Missionen gesendet wurde. Wie die Eumeniden haftete sich der Arbeiter an die Ferse des Verführers, aber dieser entging stets durch ein wunderbares Ohngefähr dem sichern Tod, welchen Rolf ihm zugedacht. Derselbe war nach Petersburg gegangen, wo er auch verblieb, gefesselt von dem Vermögen einer vornehmen aber alten Russin.

Der Maschinenbauer, fern von dem besänftigenden Einflusse Dörners, übertrug seine Rache von dem Einzelnen wieder auf das Ganze und verwilderte immer mehr und mehr. Nur der Kampf gegen die Reichen und Aristokraten gab ihm noch einen Halt, sonst hätte er sich aus Lebensekel selbst getödtet, nachdem er die letzten Spuren des Legationssekretairs an der polnischen Gränze verloren hatte. Rolf kehrte nicht mehr nach Berlin zurück, er strich unstät und heimathlos umher, zu jeder Zeit bereit sein Leben an die Vernichtung der bestehenden Verhältnisse zu wagen.

Er hatte in Dresden auf den Barrikaden gefochten und zuletzt in Baden gekämpft, verwundet schleppte er sich nach der letzten Schlacht über die Würtembergische [2-255] Gränze und war bettelnd und hungernd bis zu der Wohnung Dörners gelangt.

Aufgenommen wie ein Bruder von seinen Freunden, mit Marie ausgesöhnt, lebt Rolf seit einigen Wochen in dem trauten Kreise und die Kinder lieben über Alles den ernsten und doch freundlichen Mann, der mit ihnen spielt und spielend sie so viele Dinge lehrt, die sie für's Leben brauchen. Sein Prozeß um das Erbe seiner Mutter schwebt noch. Ruhig erwartet er den Ausgang, er und seine Freunde bedürfen des Geldes nicht. Sie tragen in ihrer Brust den eigenen Werth und in ihren Armen die Kraft, dem Leben seine Gaben abzuringen. —

Wen das Schicksal der übrigen Personen dieser Geschichte interessirt, der soll den Autor nur fragen. Gern ist er zu jeder Mittheilung bereit.

Druck von C. H. Storch und Comp. in Breslau.

Anmerkungen

1 Ich glaube, um zu wissen.
2 Bei deiner Kält’ und Schlangenhuld,
Bei deiner Brust voll finstrer Schuld,
[1-33] Bei deinem Blick, der Tugend lügt,
Bei deiner Seele, die nur trügt,
Bei deiner Meister-Heuchelei,
Als ob dein Herz noch menschlich sei,
Bei deiner Lust an fremden Leid,
Bei deiner Kainsähnlichkeit
Verfluch ich dich und ruf dir zu:
Zur eigenen Hölle werde du.
3 Weibliches Reh.
4 Letztes Mittel.
5 Es wird ein Rächer aus unseren Gebeinen auffstehen.

Zu diesem E-Book

Cover
Theodor Hosemann: Der 20jährige Schlossergeselle Heinrich Glasewaldt und der 17-jährige Schlosserlehrling Ernst Zinna 1848 auf der Barrikade an der Ecke Jäger-/Friedrichstraße in Berlin. Federlithografie (o.J.).

Textvorlage
Max Ring: Berlin und Breslau. 1847—1849. Roman.
Breslau: Verlag von Joh. Urban Kern, 1849.
Scan des MDZ plus eigene OCR.

Editorische Bemerkung
Rechtschreibung und (häufig fehlerhafte) Zeichensetzung wie im Original, lediglich offensichtliche Druckfehler wurden korrigiert. Gesperrt gedruckter Text erscheint kursiv; die Seitenzahlen des Originals stehen in eckigen Klammern, jeweils zu Beginn der Seite.

Bibliografische Angaben
Max Ring: Berlin und Breslau. 1847—1849. Roman. 2 Bde.
Breslau: Verlag von Joh. Urban Kern. 1849.

whink | im April 2025
whink44@posteo.de